

*Manuskript für Kulturleben
Name: Kulturleben
Publet 22.11.45*

Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat



Sonderheft „Das Land Bublitz“

Berausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“ / Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin



Eingetragenes Warenzeichen

Gebrüder Horst Stettin

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

Modewaren und Ausstattungen

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER

Gegr. 1879

Inh. J. EVERS

Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15
Fernsprecher 374 79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post,
Rathaus, Amts- und Land-
gericht, empfiehlt seine behag-
lich eingerichteten 63 Zimmer
mit Warmwasserheizung, so-
wie Speisen und Getränke zu
soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf. Goldschmied Kesslerer

Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898

Werkstatt für Schmuck
und Silbergerät

Lassen Sie sich unverbindlich
beraten

Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren,
Uhren, Bestecke

Neben Stallmistdüngung ist
geregelter Kalkzustand die
Voraussetzung für den Erfolg
jeder landwirtschaftl. Maß-
nahme. Wer gesundes Futter
für die Tiere und gute Ernten
haben will, düngt recht-
zeitig und ausreichend mit

Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nord-
ostdeutscher Kalk-
und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr.
Nr. 245 41. Drahtanschrift:
Kalkvereinigung

Handarbeiten

Reichhaltige Auswahl in gezeichneten Decken
Garne und Wolle für Pullover und Jacken
Strümpfe und Wäsche zu billigsten Preisen

ANTONIE KLEIN

frühere MitinhaberIn der Fa. Gustav Klein, Mönchenstr. 7
Pionierstraße 7

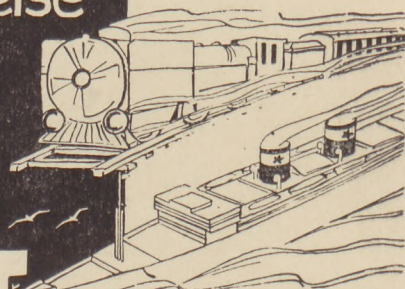


Für Bad und Reise

bringen unsere reich sortierten
Spezial-Abteilungen
Praktisches und Bewährtes in grosser
Auswahl zu niedrigen Preisen!

KARSTADT

Stettin



Unser Pommerland

Monatsschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung

„Unser Pommerland“

Schriftleitung: Gustav Fischer.

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den

alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postcheckkonto: Stettin Nr. 260

20. Jahrgang

April/Juni 1935

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buchhandlung oder vom Verlage zu beziehen. Preis viertelj. (2 Hefte) 2 M. Preis dieses Heftes 2,- M.

Inhalt des 3/4. Heftes:

Sonderheft „Das Land Vublitz“

Seite

Der ehemalige Kreis Vublitz von Ludwig Beckhaus	95
Der Kreis Vublitz erdgeschichtlich gesehen von Kurd von Billow	97
Vor- und Frühgeschichte des Kreises Vublitz von Hans Jürgen Eggers und Hermann Bollnow	100
Die Landwirtschaft des Kreises Vublitz von Ernst Glaser	117
Aus der Pflanzenwelt des früheren Kreises Vublitz von Ernst Holzfuß	120
Die Vublitzer Mundart von Fritz Tita	125
Von den Flurnamen des Vublitzer Landes von Robert Holsten	126
Die Kirchenbauten des Kreises Vublitz von Julius Rohde	131
Sitten, Gebräuche und Über-glauben aus dem Lande Vublitz, von Georg Horn	134
Bedeutende Persönlichkeiten im Lande Vublitz von Georg Horn	141
Aus der Geschichte der Stadt Vublitz, von Herbert Haack	148
Die St. Johanniskirche zu Vublitz, von Robert Benke	153
Vublitzer Schulverhältnisse in alten Zeiten von Alfred Herrmann	160
Vublitz im Weltkrieg von Richard Seyffert	165
Reinhold Wittstock, ein ver-gessener Dichter von Herbert Haack	169
Lina Timm von Reinhold Wittstock	171
R. S. Frauenarbeitsdienst in Vublitz, von Frieda Sopp	178
Auf neuen Wegen der Fest-gestaltung zur Dorfgemein-schaft, von Wilhelm Vogeler	183
Vom Kalkbachtal von Martin Keepel	188
Hundschau	190

62 Jahre Erfahrung
62 Jahre Fachgeschäft

Pelz-Modehaus

Fritz
Vilster

Kürschnermeister

Stettin, Papenstraße, gegenüber der Jacobikirche

Erstes Spezial-Geschäft für

Teppiche

Gardinen, Dekorationen, Möbelstoffe, Tischdecken, Divandecken, Läuferstoffe, Brücken, Felle etc.

A. Steckner

Toepffer's Nachf.

Stettin, Kl. Domstr. 11-12

25 Jahre

Fiebelkorn = Hüte

Erstes Spezialhaus

für eleganten Damenputz

Stettin, Kleine Domstr. 18, Fernspr. 31890

Schon für **18,50 RM.** erhalten Sie bei uns eine
moderne Klapp-Rollfilmkamera

Format 6x9 cm
mit gutem Anastigmat

Garantie: Rücknahme, falls nicht zufrieden

Photo-Kino-Haus Schattke

Stettin, Luisenstraße 6-7

JC Greiner

Paradeplatz 25.

Spezialist für Augengläser

Kunsthandlung
Schaedel
Inh. M. Boehlke

Bemalde alter u. neuer Meister
Einrahmungen prompt u. gut
Vergolderei - Kunstglasererei

Mönchenstraße 23

Seit 1882

MLE

Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin



20. Jahrgang

April/Juni 1935

Heft 3/4

Der ehemalige Kreis Bublitz

Von Landrat Dr. Ludwig Beckhaus, Köslin

Allen Wanderern, die sich die Landschaft unserer ostpommerschen Heimat ansehen wollen, empfehle ich den Besuch des Bublitzer Ländchens. Berg und Tal, weite Wälder, Wiesen und Felder, träumerisch gelegene Seen, malerisch gelegene Dörfer auf dem Baltischen Höhenrücken erfreuen das Auge. Es handelt sich um ein Gebiet von 710,76 qkm mit einer Einwohnerschaft von 22 183 Menschen, das den ehemaligen Kreis Bublitz bildete. Die geringe Bevölkerungsdichte von 31 Menschen auf den Quadratkilometer weist schon darauf hin, daß leider Grund und Boden, Handel und Gewerbe nur wenigen Menschen Nahrung gibt. Der Boden ist wenig fruchtbar und das Klima verhältnismäßig rauh.

Die einzige Stadt dieser Gegend ist die ehemalige Kreisstadt Bublitz mit über 6000 Einwohnern. Hier laufen alle Straßen und Eisenbahnlinien zusammen, und hier kauft die Landbevölkerung ihren Bedarf.

Bis zum Jahre 1872 gehörte der Bublitzer Bezirk zum Fürstentümer Kreise, der sich von Kolberg über Köslin bis Bublitz erstreckte. Erst im Jahre 1872 entstand der Bublitzer Kreis unter Abtrennung vom Fürstentümer Kreise, wohl mit Rücksicht darauf, daß ein so weit vom Sitz der Kreisverwaltung abgelegener Bezirk besser einen eigenen Landkreis bilde, zumal er sich von dem Kolberger und Kösliner Wirtschaftsgebiet wesentlich unterscheidet.

In der Zeit seiner Selbständigkeit hat der Kreis Bublitz sich erfolgreich bemüht, durch mannigfache Einrichtungen die Belange der Bevölkerung zu befriedigen und ihren Wohlstand zu heben. Der Kreis baute bis zum Weltkrieg 177,5 km Kunststraßen, beteiligte sich an dem Bau der Kleinbahn Köslin—Bublitz—Belgard, errichtete ein eigenes Kreishaus, schuf ein Kreiskrankenhaus, eine Kreis-

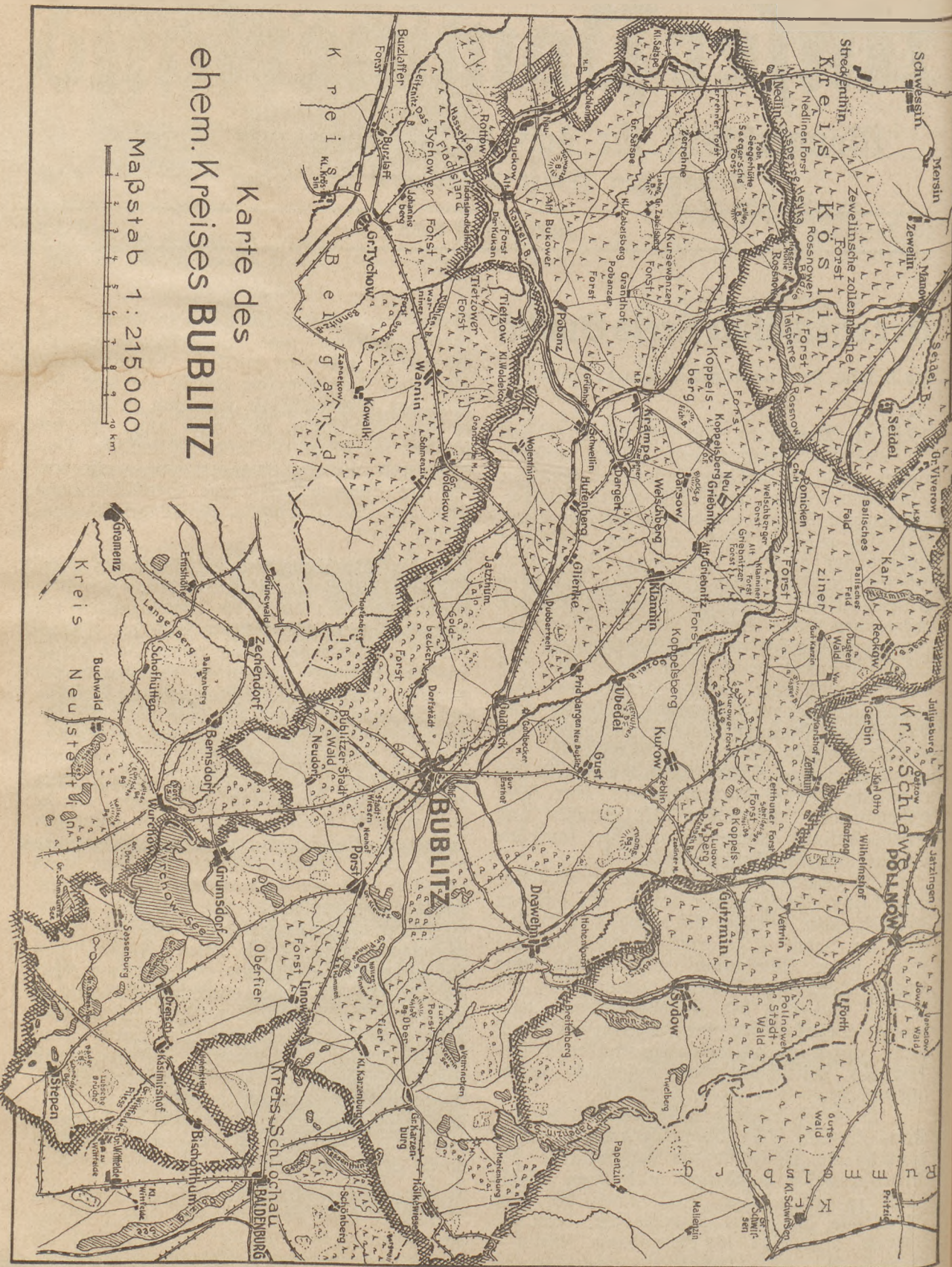
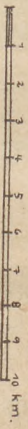
sparkasse mit zwei Nebenstellen in Drensch und Großkarzenburg, eine Jugendherberge am Wuhrberg und eine stattliche Landbaus Schule. Auch das Vereinswesen, sowohl auf dem Gebiete der Landwirtschaft wie auch in gemeinnütziger Beziehung, war recht rege. Es bestanden im Kreise 17 landwirtschaftliche Vereine und 10 Hausfrauenvereine, außerdem mehrere Feuerwehren, eine Sanitätskolonne und der Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz.

Die Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse, insbesondere die Wandlung der Verkehrsbeziehungen durch die Umwälzungen auf dem Gebiete des Verkehrs wesens, die Steigerung der Ansprüche, die die neuen Verhältnisse an die Leistungsfähigkeit von Kreis und Gemeinden stellen und Hoffnungen auf Verwaltungserparnisse ließen den Gedanken aufkommen, kleine Landkreise mit geringerer Steuerkraft, zu denen auch der Bublitzer Kreis mit seiner geringen Einwohnerzahl gezählt werden muß, zur Auflösung zu bringen, um sie mit anderen Kreisen zu größeren leistungsfähigeren Verbänden zusammenzulegen. So wurde am 1. Oktober 1932 der Bublitzer Kreis aufgelöst und mit dem ehemaligen Landkreis Köslin zu einem neuen Kreis Köslin zusammengelegt. Hiermit kehrte der Bublitzer Kreis zu einem Teil seines alten Fürstentümer Kreises wieder zurück, um nun mit dem Kösliner Gebiet ein neues Gemeinschaftsleben zu beginnen. Es liegt auf der Hand, daß die Bevölkerung sich nur ungerne von ihrem alten, lieb gewordenen Kreise trennte. Insbesondere ist für die Stadt Bublitz der Verlust des Kreis Sitzes nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich ein schwerer, schmerzlich empfundener Schaden, der hoffentlich im Laufe der Zeit einen Ausgleich findet.

Nach der Machtübernahme durch die NSDAP. kehrt auch in diesem Bezirk infolge der Besserung der Lage der Landwirtschaft, die hier die Trägerin des Wirtschaftslebens ist, neues Leben ein. Nach den bekannt gewordenen

Karte des ehem. Kreises BUBLITZ

Maßstab 1 : 215 000



Plänen über den Bau der Reichsautobahn soll diese den Bublitzer Bezirk durchschneiden, wodurch eine wesentliche Besserung der Verkehrsfrage erreicht werden würde. Wer den Fleiß und die Genügsamkeit der Bublitzer Be-

Der Kreis Bublitz erdgeschichtlich gesehen

Von Kurd von Bülow

Wer mit dem Aufbau der gesamt-pommerschen Landschaft vertraut ist, wird ohne weiteres verstehen, daß der Kreis Bublitz zu den landschaftlich und landschaftskundlich reizvollsten und vielseitigsten Teilen der Provinz gezählt wird. Die mächtigsten Höhen, die weitesten Sandebenen, die deutlichsten Urstromtäler nehmen an der Zusammensetzung der Landschaft teil. Eine Wanderung in der Längsrichtung des Kreises läßt den Kundigen die Grundzüge des Aufbaues ganz Norddeutschlands erleben, läßt die Tätigkeit des eiszeitlichen Riesengletschers vor dem geistigen Auge erstehen — klarer und auf kleinerem Raum, als es sonst zumeist möglich ist.

Ehe wir anhand unserer beiden Rärtchen diese Wanderung antreten, sei es gestattet, einen flüchtigen Blick auf die eiszeitliche Entwicklung ganz Pommerns zu werfen. Dann wird es möglich sein, ohne auf Einzelheiten einzugehen, das Bild der Bublitzer Landschaft aufzunehmen.

Das landschaftliche Rückgrat der Provinz ist der Landrücken. Er ist auch geologisch gesehen das Rückgrat Pommerns. Denn er bezeichnet in seiner ganzen, gewaltigen Breite — und in seiner ganzen, von jenseits Ostpreußen bis jenseits Schleswig reichenden Länge — den Bereich, in dem das letzte große Eis der Eiszeit auf seinem Rückmarsch in den heimischen Norden hier eine gewisse Zeit verharrte.

Doch man verstehe mich richtig: Das Eis als solches, das von Skandinavien ausgehend ganz Mitteleuropa überflutet hatte, konnte natürlich nicht zurückgehen. Was zurückging, war lediglich sein Rand. Oder mit anderen Worten: das Eis schmolz dahin, wurde kleiner und kleiner; es gab immer neue Flächen frei — sein Rand, der anfangs südlich von Berlin gelegen hatte, wurde immer weiter nach Norden verlegt. Denn es schmolz mehr Eis am Rande ab, als durch Nachschub von Norden her ersetzt werden konnte (— beim Vorrücken des Eisrandes war es umgekehrt gewesen —). So reichte das Eis auch einmal bis an den Landrücken. Aus Gründen, die uns erst zum Teil

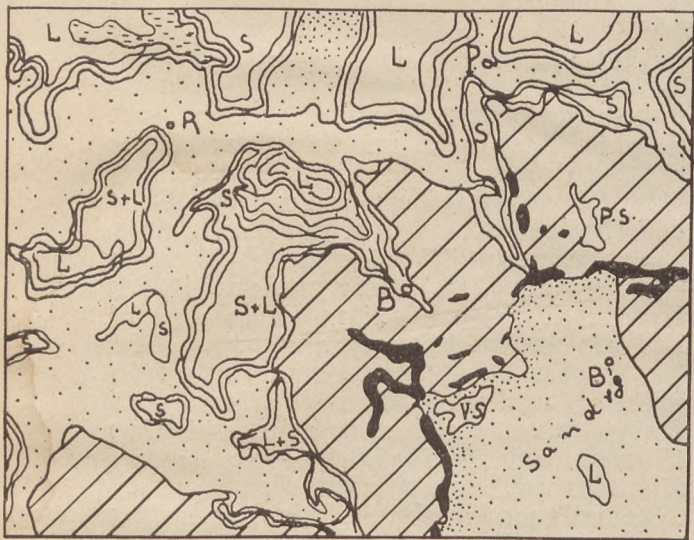
völkerung kennt, weiß, daß auch dieser Bezirk als Glied unseres Vaterlandes und durch die Kraft und Tüchtigkeit seiner Bewohner Anteil haben wird an dem neuen Aufstieg, dem unser Vaterland entgegengeht.

bekannt sind, hielten sich Abschmelzen und Nachschub vorübergehend ungefähr die Wage. Einmal überwog das Eine, dann wieder das Andere. So pendelte der Eisrand im Bereich des Landrückens vor und zurück. Der erdige, steinige Inhalt des Eises mußte daher im gleichen Maße, wie dieses schmolz, ausfallen und liegenbleiben. So häuften sich Massen von Gesteinschutt, von Geröll, Kies, Lehm und Sand im Randbereich an. Hinzu kam, daß das Eis den Boden und auch seinen eigenen Randschutt (die „Endmoränen“) um und um wühlte, daß einzelne Eisbrocken in den Boden eingebunden wurden. Als diese später schmolzen, blieb statt ihrer eine Vertiefung, ein Kessel in dem an sich schon hügeligen Gelände zurück. Und als das Eis dahingeschwunden war, blieb die „bucklige Welt“ des Landrückens zurück, scheinbar regellos in ihrer Anordnung und durchzogen von einzelnen, weithin verfolgbaren Erdrücken und Geröllwällen — die „Endmoränenlandschaft“ mit einzelnen, hervortretenden „Blockpackungen“ oder „Endmoränen“ im eigentlichen Sinne.

Da das Verschwinden des Eises sich nicht etwa so vollzog, daß der Riesengletscher das Land freigab, sondern in der Weise, daß es mit dem Nachlassen und endlichen Erstarren der Fließbewegung der plastischen Masse als mächtige Decke, in riesigen Schollen von nunmehr „totem Eis“ auf dem gequälten Lande liegen blieb — kamen zu den bereits bestehenden Bodenformen neue hinzu:

Während anfangs das beim Schmelzen freierwerdende Wasser den Weg aus dem Eise heraus, nach Süden, gefunden hatte, schlug es nun neue Bahnen ein; es grub sich in das Eis selbst ein, fraß sich hindurch bis auf die Unterlage und floß nun, der Neigung der Unterlage folgend, auch nach Norden ab. Immer breiter wurden die wassergefüllten Eisschluchten, immer breiter die Täler im Boden. Da das Eis vom Rand her aufgespalten wurde und die Spalten und Schluchten sich immer weiter nach Norden in das Eis einfräzen, konnte das Wasser ebenfalls immer weiter nach Norden — eiseinwärts — vordringen. Es füllte immer nur die nördlichsten Spaltenzüge, die südlicheren — die ja höher lagen und heute noch liegen — blieben trocken. Das ging solange, bis die Sammelbecken des Eiswassers alle im Bereich der Ostsee lagen, die Eis Täler auf dem Festland aber trocken waren.

Zwischen den trockenen Eisschluchten mit dem sandigen Boden lagen noch immer Platten von schmutzigem „totem Eis“. Als auch diese dahinschmolzen, blieb an ihrer Stelle ein toniger Gesteinsbrei zurück, die Grundmoräne. In ihr fand sich alles wieder, was das Eis vom Norden her an Staub, Sand, Gestein mitgebracht hatte — was es aus Skandinavien und dem Ostseebecken ausgeräumt hatte, wurde zum pommerschen Boden, der später die Heimat schollenverwachsender Menschen werden sollte — — —



25 km

Abb. 1: Die landschaftliche Lage des Kreises Bublitz.

Schraffiert = Die Endmoränenlandschaft des Landrückens; schwarz darin = die wichtigsten Endmoränenwälle.

Verlaufend punktiert = Schmelzwasserlauf vor der Endmoräne (sog. Sander-Flächen, auch Sander, Sandur genannt).

Weiß, mehrfach umrandet = Die Grundmoräne hinter der Endmoräne (L = vorherrschend aus Geschiebelehm, S = vorherrschend aus Sand bestehend). An den Hängen gegen die Urstromtäler tritt der unter der Oberfläche liegende Sand zutage.

Nicht punktiert = Der sandige Boden der eiszeitlichen Täler in End- und Grundmoräne.

Wagerechte Striche = Moor.

P. S. = Papenzinsee, V. S. = Virchow-See, B = Bublitz, B'g = Baldenburg, P = Polnow, P'n = Polzin, R = Rosnow.

Wer mir bis hierher gefolgt ist, wird das erste Bildchen, das die geologische Lage des Bublitzer Kreises zeichnet, ohne weiteres auszudeuten wissen.

Um den Virchow-See herum, auf Baldenburg und Neustettin zu, dehnen sich weite, flachwellige Sandfelder — die Karte benennt sie mit dem in der Geologie gebräuchlichen altisländischen Worte „Sandr“ (Sander, Sandur); wir erkennen in ihnen die Spuren und den Niederschlag der gewaltigen Schmelzwasser-

mengen, die dem Eisrand entquollen, als er auf dem Landrücken verhielt. Hier und da läßt sich auch noch feststellen, an welchen Stellen das Eis das Wasser in das eisfreie Vorland entließ: Solch ein ehemaliges „Gletschertor“ wird z. B. durch den Virchow-See selbst bezeichnet. Die Täler, die sich in ihm treffen, sind die Spuren der Eisspalten, die das Wasser nach außen leiteten. Selbst auf unserer kleinen Abbildung läßt sich der in die Endmoräne — den ehemaligen Eisrand — einspringende Winkel erkennen. Natürlich gab es auf der langen Strecke des Eisrandes zahlreiche weitere Gletschertore. Denn eines allein wäre wohl schwerlich imstande gewesen, die ungeheuren Sandmassen durchzulassen, die mit dem Schmelzwasser aus dem Eise kamen und mit ihm das ganze Land bis zum alten Neze-Urstromtal überschwemmten. (In diesem fand dann das Wasser allein den Weg nach Westen und endlich zum Meer).

Nur wo Fezen toten Eises zurückgeblieben waren, konnte das Wasser naturgemäß keinen Sand ablagern. An solchen Stellen finden wir daher mitten im Sandmeer Inseln von lehmiger Grundmoräne (Abb. 1).

Mit deutlicher Grenze stößt der Sander an die Endmoräne. Zumal zwischen Virchow-See und Neustettin ist die Grenze von seltener, modellhaft schöner Schärfe; denn hier setzt die Endmoränenlandschaft sofort mit einem der erwähnten Blockwälle ein. Meist aber ist der Uebergang vom Sander zur Moränenlandschaft trotz aller Deutlichkeit doch allmählich. Es ist dann höchstens möglich, die Grenze auf einige hundert Meter genau festzulegen. Das ist ja auch nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß das Eis gelegentlich wohl auch einmal bis in den Sander vorstieß und auch ihn mit umpflügte. Kommen wir aber nur einige hundert Meter in die bucklige Landschaft hinein — die einen beträchtlichen Teil des Kreises ausmacht —, so wird uns der Gegensatz zum Sander einleuchtend klar. Und wenn nicht hier und da einmal ein Hügelfamm auf längere Strecke hin aushielte — wir würden kaum eine Regel im Hügeltgewirr erkennen können. So aber sind die blockreichen Streifen, da sie gegen Regen und Wind widerstandsfähiger sind als der weichere Lehm- und Sandboden in ihrer Umgebung, von Wind und Wetter wunderschön herausgearbeitet. Wir erkennen in ihnen Linien, auf denen der ewig unruhige Eisrand doch einmal für kurze Zeit wirklich ausruhte und seinen Moräneninhalt schön säuberlich vor sich aufschüttete. Solcher Wallreihen vermag man von Ostpreußen bis Holstein zwei besonders deutliche zu unterscheiden. Auch unser Rärtchen zeigt deutlich die Bruchstücke von einer — vom Eis her gesehenen — äußeren und einer inneren „Hauptendmoräne“. Daß das Bild im einzelnen viel verwickelter ist, darf

uns bei einer ersten Uebersicht nicht anfechten. Denn es ist oft gar nicht möglich, einzelne Moränen-Räume der einen oder der anderen zuzuweisen. Außerdem ist natürlich noch die ganze weite „Endmoränen-Landschaft“, die auf unserem Rärtchen schraffiert dargestellt ist, von Bruchstücken durchsetzt: so finden sich „Blockpackungen“ noch unweit von Bublitz selbst (Abb. 2). Und wer will Ordnung im Endmoränenwirrwarr um Papenzin-See und Steinberg erkennen?! Wer auch will entscheiden, ob die lebhaften Geländeformen an Tälern und Schluchten immer nur vom Wasser herausgearbeitet worden sind oder ob sie nicht schon z. T. wenigstens von Hause aus als Endmoränenstücke „unruhig“ gestaltet waren?! Man sehe sich unter diesem Gesichtswinkel z. B. einmal die herrliche Sindower Gegend an!

Oben war die Rede davon, daß das Eis auch einmal seine Nase in die Schmelzwasserland-Ebene steckte, die es doch eigentlich schon freigegeben hatte. Das scheint besonders in einem Gebiet der Fall gewesen zu sein, das zwar nicht mehr zum Kreis gehört, aber doch auf Abb. 1 noch teilweise dargestellt ist: in der östlich von Baldenburg weit über die Endmoräne nach Süden vorstoßenden Moränenhalbinsel im Sandmeer. Ihre Landschaftsformen sind die der „kuppigen“ Moräne. Offenbar hat hier ein kleiner Eislappen einen Sondervorstoß von kurzer Dauer gewagt.

Ferner war die Rede davon, daß das Schmelzwasser des Eises, nachdem dieses erstarrt war, sich dem Gefälle folgend auch nach Norden wandte, wobei es die vorhandenen Eispalten benutzte und ausweitete. Solcher Wasserwege zeigt Abb. 1 vier oder — wenn man so will — fünf. Man versuche einmal, diese Talzüge, die tief in die bucklige Landschaft von Norden her eingreifen, nach den Wasserläufen zu bestimmen, die heute in ihnen fließen. Das kann nicht schwer sein; denn Bublitz (B.) liegt am mittelsten derselben.

Nach der allgemeinen Schilderung und der Abbildung 2 dürfte es ebenfalls nicht schwer sein, sich ein Bild von diesen Tälern zu machen: Sie sind so tief in die Oberfläche eingeschnitten, daß der unter der obersten Lehmschicht liegende kieselige Sand in mächtigen Schichten am Hange zu Tage tritt. Dieser, der sog. „Untere Sand“ stammt z. T. aus der vorletzten Vereisung, z. T. aber sicher auch aus der Zeit, als das letzte Eis herannahte und seine sandbeladenen Schmelzwässer vor sich her schickte (ähnlich, wie es — umgekehrt — beim Rückzug geschah).

Derart riesig sind die aus diesen Tälern ausgeräumten Erdmassen, daß es schwer ist, sich vorzustellen, die heutigen Wasserfäden hätten die mächtigen Rinnen eingegraben. Wir

zogen ja deshalb auch die eiszeitlichen Schmelzwasserströme zur Erklärung heran.

Als das Eiswasser versiegte, blieb ein trockener, sandiger Talboden zurück — in diesen erst schnitten sich die heutigen Wässer ein, deren Rinnen ihrerseits wieder vermoorten oder auch — wie am schönsten bei Sindow — durch Kalktuff usw. ausgefüllt wurden, den das Grund- und Quellwasser aus dem ursprünglich überall kalkhaltigen Eiszeitboden mitbrachte.



5 km

Abb. 2: Die Geologie der Umgebung von Bublitz.

- Kreuzweise schraffiert = Stadtgebiet.
- Strichlinien = Eisenbahnlinien.
- L und S = Lehm und Sand der Endmoränenlandschaft.
- Schwarz = Einige hervortretende Endmoränenwälle.
- Dicht punktiert = Der im Talhang unter der lehmigen Grundmoräne zutage tretende „untere Sand“.
- Weit punktiert = Der eiszeitliche, sandige Talboden, soweit er nicht von Moor (wagerechte Doppelstriche) bedeckt ist.

Talhang („Unterer Sand“), Talboden („Sandsand“) und Moorrinnen der Jetztzeit läßt Abb. 2 gut erkennen.

Doch selbst diese Talzüge, so gewaltig sie scheinen, verschwinden ganz neben den weit größeren „Urstromtälern“, denen sie das Schmelzwasser von Süden her zubrachten. Nirgends ist das Wesen dieser Riesentäler schöner zu beobachten, als etwa auf einer Wanderung im Ost-West-Stück des Radüe-Tales im Bereich des Meßtischblattes Klannin.

Versetzen wir uns zum Abschluß unseres erdgeschichtlichen Spazierganges in die Zeit, in der das Radüe-Tal in Tätigkeit war! Wir



Aufn. Dr. Otto Wegner

In der Wolfschlucht bei Sydow

erhalten dabei gleichzeitig eine Vorstellung vom weiteren Verlaufe des Eiszwindens, der die hinterpommersche Ebene und ihre Talweitungen und damit die niedrigsten Teile des Bubliger Gebietes schuf:

Die Wassermengen, die das Tal tiefer und tiefer in die umgebende Hochfläche ein-gruben, haben das Tal vielleicht nie zu gleicher Zeit bordvoll ausgefüllt. Vielmehr werden sie in regellosem Wechsel — wie es die Kultur den heutigen Flüssen längst unmöglich gemacht hat —, in zahllosen Armen und Gerinnen die sandige Niederung durchzogen haben. Von Süden her, wo der Landrücken kaum sichtbar emporsteigt, schimmerten hier und da noch riesige, schmutzig-braune Eisreste herüber, rieselte trübe Gletschermilch, lehmbraunes Wasser in allen Senken, von allen Hängen über den langsam auftauenden, pflanzenleeren Boden.

Im Norden war das Bild anders, gewaltiger: Noch starnte die Hochfläche bis an den Talrand heran von mächtigen Eispanzern, die mauergleich in die Höhe stiegen. Aber schon durchzogen breite Schluchten das Eis, hatte das Schmelzwasser den Panzer durchnagt und begonnen, breite Furchen in die unter dem Eise ausgetaute Grundmoräne zu reißen. Darunter kamen die Massen des Unteren Sandes zum Vorschein. Trübe Ströme ergossen sich in das Haupttal und stauten sich hier: denn nach Süden sperrte ja das ansteigende Gelände den Abfluß.

Ganz fern, am nördlichen Horizont, aber zogen sich dunkle Hügelreihen mitten durch das Eis. Bis dahin war das Eis abgestorben. Dahinter aber war es noch in Bewegung und stauchte an der Grenze zum Toteis den nächsten großen Endmoränenwall auf — dessen bedeutungsvollstes Stück der Gollen bei Köslin werden sollte.

Vor- und Frühgeschichte des Kreises Bublitz

Von Hans Jürgen Eggers und Hermann Bollnow*)

A. Steinzeit.

In der Eiszeit, als skandinavische Gletscher sich über die Ostsee nach Norddeutschland vorschoben und jede dauernde menschliche Besiedlung unterbanden, hat der Kreis Bublitz sein landschaftliches Gepräge erhalten. Der gebirgige Höhenzug im Südosten des Kreises verdankt den Gletschern ebenso seine Entstehung wie die zahlreichen Seen, unter denen der Birchow-See und der Papenzinsee die größten und bekanntesten sind. Und wenn der Landwirt des Bubliger Kreises sich über den kargen, sandigen Boden beklagt, der meist nur geringe Ernten hervorbringt, so sind daran die Gletscher ebenso schuld wie an dem fetten Lehmboden

*) Eggers bearbeitete die Stein-, Bronze- und Eisenzeit, Bollnow die slawische und frühdeutsche Zeit.

anderer pommerscher Kreise, die deren Wohlstand bedingen.

Als das Eis sich langsam nach Norden zurückzog, folgten ihm in das freigewordene Neuland die ersten Menschen, Jäger und Fischer, die Spuren ihrer Anwesenheit auf pommerschem Boden hinterlassen haben („Mittlere Steinzeit“).

Im Kreise Bublitz haben wir derartige Spuren freilich noch nicht feststellen können. Hier gehören die ältesten Vorgeschichtsfunde erst in die jüngere Steinzeit. Es sind meist Steingeräte, nur in wenigen Fällen Tongefäße. Diese Gegenstände können uns mancherlei über die damaligen Menschen erzählen. Die Tongefäße zeigen, daß man bereits dazu übergegangen war, die Speisen zu kochen. Die Steinsachen, meist Beile, haben verschiedenen Zwecken gedient — einige als Streitärte, andere als Arbeitsbeile, wieder andere als Ackergeräte.

Ein Ackergerät ist der große durchlochete Steinkeil von Bublitz (Abb. 1, rechts), der die „Schar“ eines Pfluges darstellt. Pflug-Schar ist allerdings nicht ganz der richtige Ausdruck, da dies ein sog. Hakenpflug war, der in die Erde nur eine Furche ritzte (während der Scharpflug die Erde gleichzeitig umlegt). Aber doch zeigt uns dieser Hakenpflug, so primitiv er vielleicht auch ist, den größten Kulturfortschritt der jüngeren Steinzeit. — Alle weiteren Errungenschaften der Menschheit sind erst durch den Ackerbau und die damit verhältnismäßig sichere Ernährungsgrundlage möglich gewesen.

Die Steinzeitfunde des Kreises Bublitz können uns aber auch noch andere Dinge erzählen. Nicht nur über den Kulturzustand, sondern auch über die Herkunft der damaligen Bewohner wissen sie manches zu melden. Die Vorgeschichtsforschung hat in den letzten Jahrzehnten durch unendliche Kleinarbeit fast für alle Gerätformen nicht nur das Alter, sondern auch die Zugehörigkeit zu bestimmten Kulturkreisen und damit Völkern festgestellt. So können wir heute z. B. sagen, daß der Pflugteil von Bublitz einer großen südlichen Kultur angehört, die im Donaugebiet ihre Heimat hat. Ausläufer dieser Donaukultur reichen bis nach Pommern. Im Kreise Pyritz hat man bereits Gräber und Siedlungen dieser Leute festgestellt. Ob sie auch den Kreis Bublitz bewohnt haben, kann man heute noch nicht sagen. Der Pflugteil kann auch auf dem Handelswege hierher gelangt sein. Jedenfalls aber ist er, wie wir aus Verbreitungskarten donauländischer Funde sehen können, wohl von Schlesien her, über die Grenzmark, das Tal der Rüddow und den Kreis Neustettin nach dem Kreise Bublitz gelangt — auf einem uralten Handels- und Völkerwege, der auch in späteren Zeiten, wie wir noch sehen werden, für unsere Gegend von großer Bedeutung gewesen ist.

Einer ganz andern Kultur gehören die Feuersteinbeile an, die wir von mehreren Orten des Bublitzer Kreises kennen (Abb. 1, Mitte). Sie entstammen dem nordischen Kreise, der sein Zentrum in Dänemark hatte und sich über Rügen nach Vorpommern und längs der Küste bis nach Hinterpommern ausdehnte. Zwar sind die großartigsten Zeugen der nordischen Kultur, die Großsteingräber, bisher noch nicht im Kreise Bublitz nachgewiesen worden. Da aber in den Nachbarkreisen Belgard und Schlawe derartige Grabdenkmäler bereits bekannt sind, so wäre ihre Entdeckung besonders im Nordwesten des Kreises nicht ausgeschlossen.

Einer dritten Kultur, die bereits ganz an das Ende der Jungsteinzeit gehört (um 2000 vor Chr.) werden wir die beiden Tongefäße von Bublitz und Forst zuweisen müssen. Es sind Becher der sog. Oderschnurkeramischen Kultur (Keramik = Töpferei; Schnurkeramik = Tongefäße, die mit eingedrückten Schnüren verziert sind), die ihr Zentrum im unteren Odergebiet hatte und sich von dort nach Osten ausbreitete. In Forst wurde außer dem Becher auch noch eine feingearbeitete Feuersteinlanzenspitze gefunden, die gleichfalls zu den kennzeichnenden Funden dieser Kultur gehört.

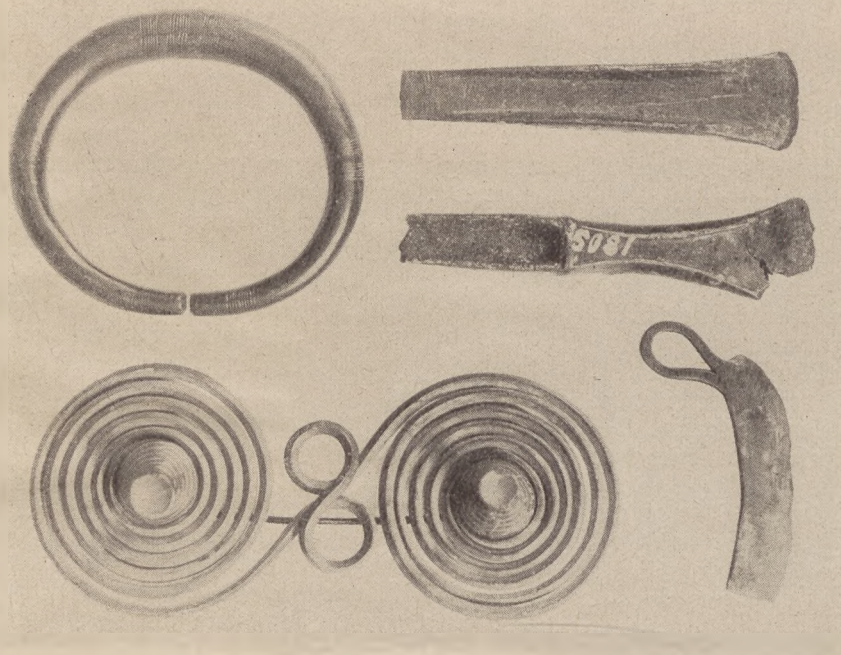
B. Bronzezeit.

Die Oderschnurkeramik leitet bereits die frühe Bronzezeit ein; gelegentlich finden sich in Gräbern dieser Kultur Gegenstände aus Bronze und Gold. Zu den ältesten Bronzen im Kreise Bublitz müssen wir rechnen: die Bronzeringe von Reckow und Ubedel, die Beile von Mühlenkamp und Seeger und das Schwert von Bublitz. Die 3 schweren, massiv gegossenen Armringe von Reckow sind, da sie unverzert



Abb. 1: Beile aus der jüngeren Steinzeit

Abb. 2:
Bronzegeräte: oben ältere,
unten jüngere Bronzezeit



waren und eine ziemlich rauhe, unregelmäßige Oberfläche haben, wahrscheinlich gar nicht als Schmuckstück getragen worden, sondern stellen eine Art von Bronze-Barren dar.

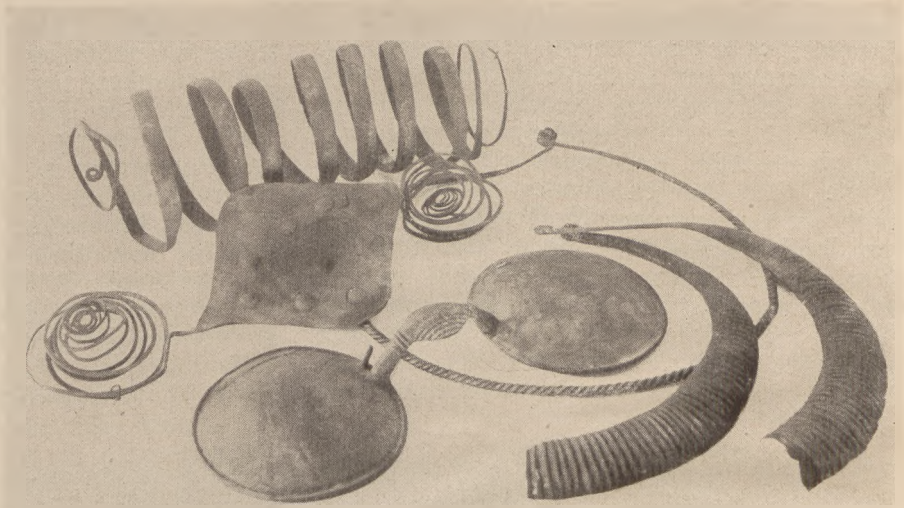
Die gesamte Bronze mußte in jener Zeit aus dem Süden eingeführt werden: In der Norddeutschen Tiefebene kommen keine Kupfererze vor. Die Händler, die die Bronze nach dem Norden brachten, gaben den Barren häufig eine Form, die sich leicht weiter verwenden ließ. Entweder konnte man diese massiven Ringe glätten und mit eingepunzten Verzierungen versehen und sie dann als Schmuckstück tragen (wie z. B. der Fall Ubedel zeigt, Abb. 2), oder man konnte, was häufiger geschah, die Ringe einschmelzen und in neue Formen gießen. Die beiden Arte von Mühlenkamp und Seeger (Abb. 2) sind sicher im Norden gegossen, ebenso wie das Schwert von Bublitz.

Das Beil von Seeger ist uns besonders wertvoll als erster Vorbote der germanischen Kultur, die in der Folgezeit für den Kreis Bublitz von so großer Bedeutung werden sollte. Die germanische Kultur, die sich von ihrem Zentrum in Dänemark, Südschweden und Schleswig-Holstein im Laufe der Bronzezeit allmählich über den größten Teil Norddeutschlands ausbreitete, ist von dem großen schwedischen Archäologen Oskar Montelius in sechs Zeitstufen oder Perioden eingeteilt worden. In der 2.—3. Periode reichte das germanisch-nordische Kulturgebiet bis Mecklenburg und Vorpommern (Peene), während in Mittel- und Hinterpommern noch die Nachkommen der Oder-schnurkeramiker saßen. Nur vereinzelte germanische Geräte gelangten auf dem Handelswege

auch nach dem Osten, wie z. B. die „Absakart“ von Seeger. In der 4. Periode scheint sich jedoch in Hinterpommern (in Mittelpommern liegen die Dinge verwickelter) bereits eine germanische Bevölkerung festgesetzt zu haben. Von ihr zeugen die Steinhügelgräber bei Großkarzenburg, in denen nordische Fibeln (Sicherheitsnadeln), Nadeln und Fingerringe gefunden wurden. In der 5. Periode geht man zur Beisetzung der Toten in Urnenfeldern über, von denen wir eins bei Goldbeck kennen, aus dem ein bronzenes Rasiermesser stammt (Abb. 2). Auch das Schwert von Hohenborn und der Schatzfund von Grumsdorf (Abb. 3) mit Fibeln, Armspiralen, Halsringen u. a. gehören der germanischen Kultur der 5. Periode an.

In dieser Zeit spaltet sich die germanische Kultur im ostdeutschen Kolonialgebiet. Im nördlichen Westpreußen und in den pommerischen Kreisen Lauenburg und Bütow bildet sich eine Sondergruppe heraus, die in der 6. Periode der Bronzezeit (800—500 vor Chr.) ihre Blüte erreicht. Die Bestattung der Toten, oft ganzer Familien, in Steinkistengräbern (Abb. 4) und die Beisetzung des Leichenbrandes in sog. Gesichtsurnen sind ihre auffallendsten Merkmale. Diese Gesichtsurnenleute hatten anscheinend das Bestreben, sich wieder nach Westen, nach Hinterpommern auszudehnen. Dort stießen sie aber auf starken Widerstand ihrer ebenfalls germanischen Nachbarn, der Urnenfelderleute, die besonders die fruchtbaren Küstenebenen im Kreise Schlawe und Köslin nicht aufgeben wollten. Daher breiteten die Gesichtsurnenleute ihre Kultur zunächst längs der Weichsel nach Süden aus, drangen dann die

Abb. 3:
Die wichtigsten Stücke aus dem
Depotsfund von Grumsdorf



Neze abwärts nach Westen vor und gelangten endlich die Rüdow aufwärts, längs der uns bereits aus der Steinzeit bekannten Völkerstraße in den Kreis Neustettin und dann längs der Persante nach den Kreisen Belgard und Schwielbein. Auch der Kreis Bublitz ist wohl von Süden her von den Gesichtsburnenleuten besetzt worden, deren Anwesenheit durch die Gesichtsburnen von Gust und Zarnkow bezeugt wird.

Durch den Vorstoß der Gesichtsburnenleute ins Persantetal waren sie den Urnenfeldern in den Rücken gekommen und hatten sie in der Zange. Deren Stellung war unhaltbar, und die Urnengräber verschwinden daher auch mit dem Ende der 6. Periode. An ihre Stelle

häufig; besonders zahlreich in den Steinkistengräberfeldern von Gust und auf dem Zionsberge bei Bublitz.

Die Metallgeräte der Gesichtsburnenleute beruhen teils auf germanischer Tradition, wie die Hohlwulste im Depotsfund von Gust-Abbau und die Pinzette aus einer Mützenurne von Gust, teils sind es Weiterbildungen süddeutscher und italischer Formen (Kreis der sog. „Hallstattkultur“). Schon das „Antennenschwert“ von Hohenborn hat seine Vorbilder in dieser Kultur, ebenso die „Brillensichel“ von Gust-Abbau (Abb. 2), die „Schwanenhalsnadeln“ von Gust und vor allem die im Norden nur sehr seltene „Schälchensichel“ aus einem Steinkistengrabe bei Zeblin (Abb. 6).



Abb. 4: Steinkistengrab von Zeblin

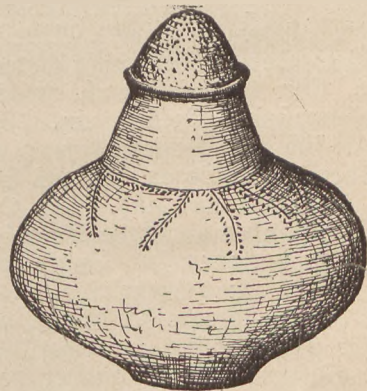


Abb. 5: Mützenurne von Zeblin

C. Eisenzeit.

treten im ganzen Gebiet östlich der Rega Steinkistengräber mit Mützenurnen (Abb. 5), die eine Weiterbildung der Gesichtsburnen darstellen. Auch im Kreise Bublitz sind Mützenurnen sehr

Wie weit die Steinkistengräberkultur zeitlich hinabreicht, ist noch nicht einwandfrei festgestellt. Die meisten Forscher rechnen damit, daß die Steinkistengräberleute um 400 vor Chr.

nach Südosten abwandern und später als *Basarnen* in das Licht der Geschichte treten. Die Enddatierung der Steinkistengräberkultur wird dadurch erschwert, daß die Müzenurnen nur äußerst selten mit Metallbeigaben zusammen gefunden werden, aus denen wir auf das absolute Alter schließen könnten. Vielleicht aber wird ein neu entdecktes Gräberfeld bei Ubedel im Kreise Bublitz diese Frage klären helfen. Dort hat Dallmann im Herbst 1934 mehrere Steinkistengräber mit Müzenurnen untersucht. Nicht daneben jedoch stellte er ein ausgebreitetes Gräberfeld des 1. Jahrh. vor Chr. fest. Es waren dies sog. Brandgrubengräber,

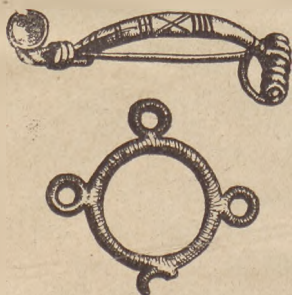


Abb. 6

Abb. 6: „Certoja“-Fibula und Bronzeanhänger aus einer Urne von Zebelin

d. h. Bestattungen, bei denen nicht, wie in der Bronzezeit, die verbrannten Gebeine des Toten sauber in eine Urne gesammelt waren, sondern der gesamte Rückstand des Scheiterhaufens, Holzkohle, Asche und Knochenreste in eine Grube geschüttet wurde. In einem der Brandgrubengräber in Ubedel fanden sich eiserne Waffen (ein Schildbuckel, Lanzen usw.), die darauf hinweisen, daß dies Gräberfeld dem Volk der Goten zugewiesen werden kann. Die Goten stammten aus Mittelschweden (Wester- und Oester-Götland) und wanderten um 150 v. Chr. (vielleicht auch etwas später) ins Weichselmündungsgebiet ein. Von dort breiteten sie sich nach Hinterpommern aus und zwar auf denselben Wegen, die uns schon aus früheren Zeiten bekannt sind. Von Osten her längs der Küste über die Kreise Lauenburg und Stolp und von Süden her längs der Netze, Rüdow über den Höhenrücken. Die Persante war die Westgrenze der Goten, das Land jenseits der Persante bis zur Oderlinie wurde von dem Stamme der Burgunder besetzt, die aus Bornholm stammten.

Es ist nun die Frage, ob die Goten und Burgunder, als sie Ostdeutschland besetzten, noch Reste der dortigen früheren germanischen Bevölkerung vorfanden, also der Urnenfelder- und der Steinkistengräberleute. Für die Zeit von 400—150 v. Chr. nimmt man für gewöhnlich eine Bevölkerungslücke an. Da sich aber in letzter Zeit die Fälle häufen, wo wie

bei Ubedel Steinkistengräber und Brandgrubengräber nebeneinander auf demselben Acker gefunden wurden, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Reste der Steinkistengräberleute noch in direkte Berührung mit den neu einwandernden Nordgermanen traten. Auch manche anderen Beobachtungen sprechen dafür. Vielleicht daß die weitere Untersuchung des Gräberfeldes von Ubedel hier Klarheit schafft.

Im Kreise Bublitz sind außer bei Ubedel vor allem auch bei Bublitz selbst Brandgrubengräber der Zeit um Christi Geburt nachgewiesen worden; von dort besitzen wir eine Reihe sehr fein gearbeiteter Tongefäße, teilweise mit schwarz glänzender Oberfläche und schönen Verzierungen. In eine etwas spätere Zeit gehört ein Topfboden von Grumsdorf, der mit Hakenkreuzen in Strichtechnik geschmückt ist.

Die ersten vier Jahrhunderte nach Christi Geburt bezeichnet man als römische Eisenzeit oder auch römische Kaiserzeit. In dieser Zeit sind römische Einfuhrstücke in ganz Germanien recht häufig. Auch der Kreis Bublitz hat einige aufzuweisen: eine Silbermünze (Denar) von Kl. Satspe und eine Bronzemünze von Lubow. Vor allem aber 2 wohlbehaltene Bronzeshalen (Abb. 7) aus einem Skelettgrabe von Grumsdorf-Abbau (—seit Christi Geburt setzt sich allmählich wieder die Leichenbestattung durch). Die eine der Bronzeshalen trägt auf dem Boden die eingefraßte Inschrift PRIMVS, die darauf hinweist, daß das Stück sich früher im Besitze eines Römers befand, ehe es nach dem freien Germanien verhandelt wurde.

Aber wenn wir auch heute von dieser Zeit als einer „römischen“ sprechen und wenn auch



Abb. 7:

Bronzeshale von Grumsdorf

römisches Einfuhrgut damals recht häufig war, so darf uns dies nicht darüber täuschen, daß trotzdem auch eine germanisch-bodenständige Kultur bestand. Das beweisen die zahlreichen germanischen Schmucksachen jener Zeit — 3. B. die schöne Bronzefibula aus Rasimirshof —, die alle germanische Arbeiten sind und nur in den

seltensten Fällen römischen Einfluß verraten. Diese Tatsache ist umso erstaunlicher, als ja die Handwerker täglich römische Erzeugnisse vor Augen hatten, und wenn sie trotzdem etwas Eigenes schufen und sich vom Fremden höchstens anregen, nie aber beeinflussen ließen, so ist dies vielleicht das beste Zeugnis für ihre geistige Selbständigkeit und Erfindungsgabe.

Die Skelettgräber der römischen Eisenzeit sind gelegentlich von Steinkreisen umgeben, wie sie uns u. a. bei Altgriebnitz erhalten sind.

Seit dem 2. Jh. nach Chr. wandern die germanischen Stämme Ostdeutschlands allmählich nach dem Süden ab und gründen auf dem Boden des Römerreiches neue Staaten. Auch

übertroffen durch seine Bedeutung für die germanische Siedlungsgeschichte in Ostdeutschland. Die 4 Silberfibeln stammen nach den Fundverhältnissen nicht aus einem Grab, sondern sind ein vergrabener Schatz. Und dieser Schatz von Schwellin steht in Pommern nicht allein da; von den so überaus spärlichen Funden des 5. u. 6. Jh. sind etwa $\frac{9}{10}$ aus Gold und Silber! Die verhältnismäßig so zahlreichen Schatzfunde mahnen uns zur Vorsicht, nicht unbedingt aus der Fundleere auf eine Besiedlungsleere zu schließen. Es kann hier auch eine Lücke in unserer Kenntnis vorliegen. Wenn sich im 5. u. 6. Jh. noch Leute in Ostdeutschland aufhielten, die reich genug waren, um sich Silberfibeln

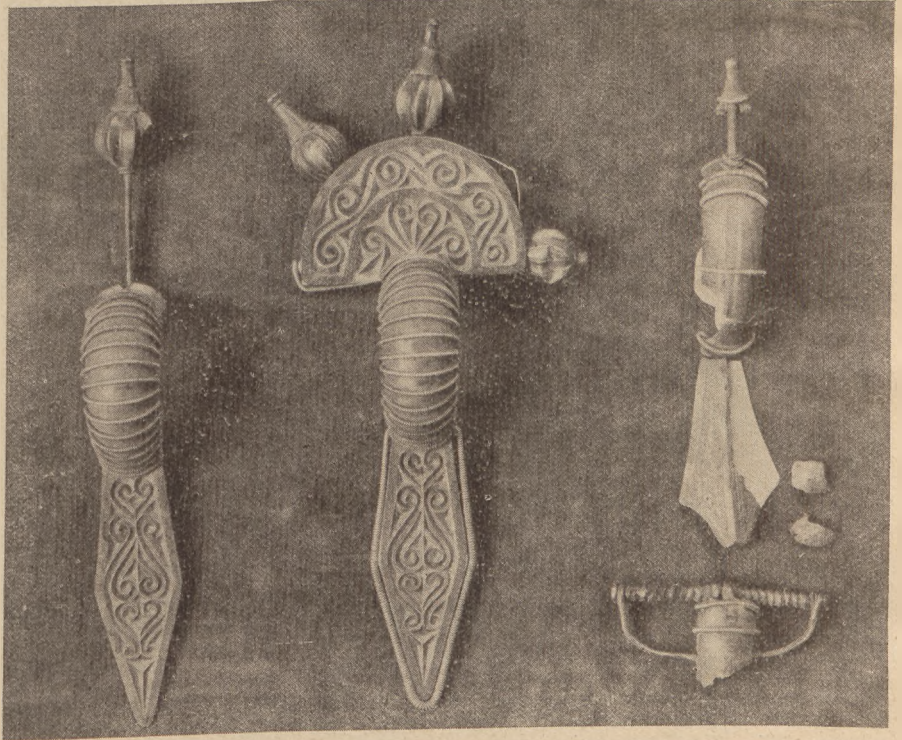


Abb. 8: Der Schatzfund von Schwellin

an den Bodensunden können wir diese Abwanderung gut beobachten, da seit dem 4. Jh. und besonders im 5. u. 6. Jh. nach Chr. die Funde immer spärlicher werden.

Und doch hat uns ein glücklicher Zufall gerade aus dieser Periode den schönsten Fund beschert, den der Kreis Bublitz in seiner gesamten Vorzeit aufzuweisen hat. Es sind dies die 4 völkerwanderungszeitlichen Silberfibeln von Schwellin, die 1904 beim Bau einer Kleinbahn unter einem großen Stein gefunden wurden. Die beiden kleineren Fibeln sind am Fuß mit eingestempelten Kreisen, Halbkreisen und Sternen verziert, während die beiden größeren am Fuß und an der halbbrunden Kopfplatte Rankenornamente in Kerbschnitt-Technik tragen, die vergoldet sind (Abb. 8).

So hoch der künstlerische Wert des Fundes von Schwellin auch ist, so wird er fast noch

wie die Schwelliner zu leisten, so können diese Leute nicht allein hier gewesen sein, sie müssen noch eine größere Zahl von Untergebenen beherrscht haben. Daß wir diese Bevölkerung heute noch nicht stärker nachweisen können, kann z. B. damit zusammenhängen, daß es damals hier nicht üblich war, dem Toten Beigaben in größerer Zahl mitzugeben.

Wenn wir also vielleicht für das 5. und 6. Jh. noch gewisse Reste der Germanen in Pommern vermuten dürfen, so werden sie im 7. Jh. wohl doch sehr zusammengeschmolzen sein, denn aus diesem Jahrhundert kennen wir in ganz Pommern keinen einzigen Fund, und ähnlich liegt es in vielen anderen ostdeutschen Provinzen. Im 8. Jh., vielleicht erst an seinem Ende, wird dann dies von den germanischen Siedlern verlassene Land eine Beute der nachrückenden Slawen.

D. Slawenzeit.

Nachdem die Germanen Ostdeutschland und Pommern im Verlaufe der Völkerwanderung verlassen haben, rücken unmerklich — frühestens im 7./8. Jahrhundert — die Slawen ins Land. Es klappt zwischen den letzten germanischen Funden (Schwellin, Mitte des 5. Jahrhunderts) und den frühesten slawischen eine dreibis vierhundertjährige Lücke.

Allerdings müssen die Slawen noch auf gewisse Germanenreste gestoßen sein; anders ist nicht zu erklären, daß vorslawische Flußnamen sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Rüdow, Wipper und Brahe tragen germanische Namen, einen illyrischen die Persante, der jedoch ebenfalls durch Germanen über-

Ergebnisse zu erzielen. Wir kennen nicht eine einzige Siedlungsstelle, nur 4 oder 5 Ortschaften mit Gräbern, 3 Schatzfunde und allerdings die große Zahl von 11—12 Burgwällen.

Erstaunt lesen wir daher bei dem Polen Lega folgende Ergebnisse über die Kreise Neustettin und Bublitz, die er für eine eigene Siedlungsgruppe hält²⁾:

„Die Fundorte von Begräbnisplätzen wie auch von Siedlungen dieser Gruppe sind sehr zahlreich und beweisen durch ihre beträchtliche Bevölkerung die biologische Stärke dieser Gruppe, die, obgleich sie in Wäldern und auf Sandboden vom Fischfang und dem Sammeln von Waldprodukten lebte, doch anwuchs, wenn

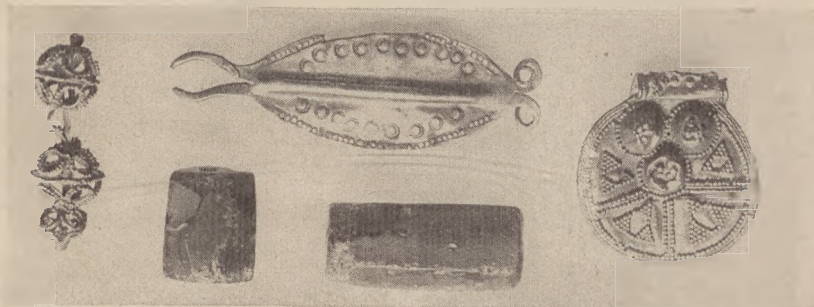


Abb. 9:

Hacksilberfund von Kurov

liefert ist, da ja die Illyrer (lausitzische Kultur) schon um 500 vor Chr. Geburt Pommern verlassen haben.

1. Die Funde.

Noch in die mittelslawische Periode (9. bis 10. Jahrhundert) gehört vielleicht das Gefäß von Porst-Abbau. Wenn die Fundumstände richtig überliefert sind, hat es sich um eine Urnenbestattung gehandelt, während sonst nur Skelettbestattungen im Kreise bekannt sind, teils in runder Form mit Grabhügeln, teils als quadratische Steinsetzungen.

Die Beigaben sind auffällig arm; im Männergrab finden wir ein eisernes Messer in einer Lederscheide mit Bronzebeschlägen, im Frauengrab bronzene Schläfenringe. Sie gehören der spätslawischen Periode an (11.—13. Jahrhundert).

Vielleicht gilt auch für den Kreis Bublitz, was D. von Kleist im Kreise Schlawe beobachtet hat, daß in älterer Zeit Leichenbrand, in jüngerer Skelettbestattung üblich war. W. Witt hat im Kreise Stolp nur letztere festgestellt, die auch im Kreise Neustettin überwiegt¹⁾.

Die Zahl der Funde aus der Slawenzeit ist bisher viel zu klein, um vergleichende

auch nicht territorial, so doch an Intensität der Siedlung innerhalb der eingenommenen Grenzen“.

Allerdings muß Lega weiter unten und auch auf seiner Fundkarte zugeben, daß bis 900 zwischen Persante, Stolpe und Neustettin kein slawischer Fund nachweisbar ist. (Den einzig eingetragenen Fundort Sydow hat er einfach vom Schreibtisch her datiert.)

Völlig aus dem Rahmen der slawischen Funde fällt das Wikingerschwert aus dem Skelettgrab von Mühlenkamp. Es lag dort sicherlich kein Wikinger begraben, sondern das Schwert ist durch den Handel in den Besitz eines Slawen gekommen. Ganz in der Nähe ist ein weiteres Wikingerschwert in einem Skelettgrab bei Sydow (Kr. Schlawe) gefunden worden; der Verbreitungskarte wollen sich diese beiden Funde (zusammen mit dem in dem Burgwall zu Altenwalde, Kr. Neustettin, gefundenen Wikingerschwert) nicht recht einfügen.

Noch deutlicher zeigen die Hacksilber- und Münzfunde den Handel und die kulturellen Beziehungen. Die Silberschätze von Dubbertsch, Gust und Kurov enthalten einheimischen, orientalischen und vielleicht byzantinischen Schmuck und Münzen aus dem niederländisch-rheinischen Raum, vereinzelt auch aus Ungarn und

¹⁾ W. Lega, Kultura pomorza, Karte III. 78, Verzeichnis S. 598 ff., Bericht S. 66 ff., S. 82 f. — Im Kreise Rummelsburg gibt es Skelettgräber bei Reulofziglow und Boruzin (?), vielleicht Urnengräber bei Brännow und Bernershof.

²⁾ Lega, Bericht S. 82 f., Karte II. — Seine Behauptung (Bericht S. 45), am Niedersee sei eine Tempelstätte gewesen, ist unzutreffend.

dem Orient. Die älteren Münzfunde dagegen sind meist rein arabisch, sie fehlen jedoch im östlichen Hinterpommern und häufen sich im Rega-Perantegebiet.

Das Vergraben derartiger Silberschätze ist eine im ganzen slawischen und wikingischen Kulturbereich verbreitete Sitte, die allerdings in Pommern mit über 100 Funden ganz besonders häufig ist.

Das Zerschneiden der Schmuckstücke und Münzen beweist ihre Verwertung als Zahlungsmittel nach Gewicht; der Kunstwert ist also nicht empfunden worden. Wir haben diese Silberschätze aufzufassen als „Hort“. Der Schatzefrohe Wikinger vergrub ihn, bevor er „auf den Wiking ging“, oder wenn er sein Ende nahen fühlte. Wir hören ferner, daß nach den alten Gesetzen der Krieger „die erbeuteten Schätze nicht zur Erbschaft zählen sollen, und der Sohn sie nicht nach dem Vater übernehmen sollte, sondern sie in dem Grabhügel bei dem Toten liegen sollen“³⁾. Vielleicht haben sich diese Wikingersitten auch bei den Slawen eingebürgert.

Es liegt immer die Vermutung nahe, die Vergrabung der Schätze mit Kriegesnöten in Zusammenhang zu bringen und aus der Vergrabungszeit nach bestimmten Kriegen zu fragen. So könnten die Schätze von Gust und Kurow in die Zeit des Boleslaw Chrobry gehören, der Hinterpommern zu unterwerfen irachtete (Gründung des polnischen Bistums Kolberg um 1000 n. Chr.), der Schatz von Dubbertsch in die Zeit der erbitterten pommerisch-polnischen Kämpfe am Ende des 11. Jahrhunderts und zur Regierungszeit des Großfürsten Boleslaw Schiefmund (1102 und 1107 Kriege im Perantegebiet).

2. Die Burgwälle.

Einen weiteren Einblick in das kulturelle und politische Leben vermögen die Wallanlagen zu geben. Wir müssen dabei streng unterscheiden zwischen slawischen Burgwällen und deutschen Burgen, die meist den Flurnamen „Schloßberg“ tragen.

Die adligen deutschen Ritter bauten sich ihr „Gutshaus“ als „Schloß“ aus Steinmauern auf unter Verwendung von Feld- oder Ziegelsteinen und Mörtel, so daß heute noch Fundamentreste und Ziegelbrocken zu finden sind. Diese Burgberge liegen dicht beim Dorf, manchmal sogar noch im heutigen Gutspark (Wargen, Rafimirshof, Neubuckow, Gust, Wozentzin, Wurow, Kr. Neustettin).

Die slawischen Burgen jedoch sind reine Erdwälle, die mit Holzwerk versteift sind. Sie bedürfen viel mehr des natürlichen Schutzes als die deutschen Steintürme und suchen daher Anlehnung an Sümpfe, Seen und Flüsse. So

liegen sie oft heute noch an schwer zugänglicher Stelle und in Wäldern versteckt, nur selten im offenen Gelände und in der Nähe von Ortschaften (Gerfin; Ubedel ist mir als slawische Anlage zweifelhaft).

Das beweist schon, wie gering der Siedlungszusammenhang der Slawen und Deutschen ist. Nur in seltenen Fällen — meist nur bei den großen Landesburgen, aus denen sich im 13. Jahrhundert dann deutsche Städte entwickelt haben — sind slawische Burgwälle von Deutschen weiterbeautet worden. Es läßt



Abb. 10: Wikingerschwert von Mühlenkamp

sich sogar beobachten, wie die Deutschen sich ihre Burgen selbst in ziemlicher Nähe der alten slawischen errichteten, z. B. in Publitz (großer und kleiner Burgwall), Schlawe, Bütow, Saatzig.

Es wäre aber falsch, daraus zu folgern, daß sich slawische und deutsche Burg als feindliche Brüder gegenüber gelegen hätten, — das gibt es bei einzelnen deutschen Ritterburgen, z. B. Liebenstein und Sterrenberg am Rhein, aber auch bei den beiden pommerisch-polnischen Grenzburgen von Zantoch —, sondern die slawischen Burgen haben nicht mehr bestanden, als die Deutschen das Land in Besitz nahmen. Von dem Burgwall auf der westpreußischen Grenze bei Hölkewiese heißt es 1310, daß auf dem Berge „Bobelze“, „einst eine alte Burg gestanden hätte“ (1310); dient der Platz nur noch als Grenzmarkierung. So wird in Vorpommern bereits 1209 das Gebiet des Klosters Eldena durch zwei „alte“ Burgen begrenzt. Die Wälle haben also damals schon keinerlei Bedeutung mehr gehabt, es sind nur noch Flurnamen.

³⁾ Bagdoelejage.

Der Burgwall auf der Buchwerderinsel im Papezensee liegt auf dem Schnittpunkt der alten Kreisgrenzen von Schlawe, Rummelsbura und Bublitz, so daß die Insel noch zu Althütte (Kr. Schlawe) gehört⁴). Auch die Wälle von Zerrehne und Hohenborn liegen unmittelbar an der Kreisgrenze (annähernd auch Grumsdorf und Sassenburg). Aus dieser Grenzlage kann man jedoch nicht folgern, daß das Land Bublitz ein einheitliches Burgen-system habe. Derartige Landwehre hat L. Giesebrecht seiner Zeit vermutet, und er stellt mit Hilfe der Burgwälle die Grenze zwischen dem damaligen Westpommern (Stettin) und Ostpommern (Danzig) fest, die von der Rüdow

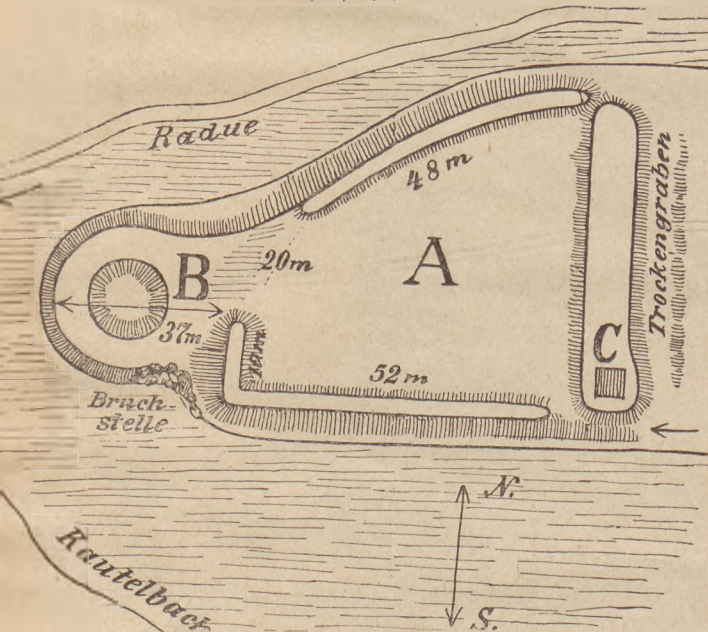


Abb. 11: Slawischer Burgwall von Zerrehne über den Virchowsee durch den Kreis Bublitz verlaufen sei⁵).

Ein Bau derartiger Befestigungssysteme setzt einen Einheitsstaat mit starker Zentralgewalt voraus (Ordensburgen, französische Befestigungsgürtel, römischer Limes und chinesische Mauer). Die Burgwälle haben jedoch ganz lokale Entstehung, wie auch die Kolonisationsstädte des deutschen Ostens. Landesherrliche Grenzburgen kennen wir nur an der Neze, als dort seit dem 10. Jahrhundert der junge polnische Staat mit Pommern zusammenstößt.

Die Verbreitungskarte der Burgwälle zeigt uns jedoch, daß diese nicht so wahllos über die Landschaft verstreut sind, sondern sich einzelne Gruppen herausheben. Sie konzentrieren sich um die alten Slawenstädte und einzelne Flußgebiete: um Demmin, Löcknitz, die untere Oder,

Usedom-Wollin, Pyritz, Kolberg, die Gegend zwischen Schlawe und Stolp, um Bublitz und um Neustettin und besonders zwischen der oberen Ihna und oberen Drage.

Die Wasserscheidegebiete in der Endmoränenlandschaft erweisen sich als besonders bevorzugt, während Talsande, Heidesflächen und Waldgebiete ganz ausscheiden.

Die Burgwälle liegen somit in den Räumen erhöhter wirtschaftlicher Bedeutung, die zugleich auch die politischen und kulturellen Zentren sind. Diese Gebiete lenken Handel und Verkehr auf sich, entfalten Reichtum und Macht und verlocken die feindlichen Nachbarn. So ergibt sich der natürliche Zusammenhang der Burgwälle mit den Siedlungszentren und Verkehrslinien.

Im Kreise Bublitz konzentrieren sich die Wälle auf die diluvialen Hochflächen zwischen Radue, Gozel und der Endmoräne (Virchowsee — Groß Karzenburg — Falkenhagen) in 2 Zügen, der eine Papezensee—Radue, der andere Virchowsee—Gozel. Letzterer scheint Anschluß an die Neustettiner Gruppe und den Rüdowpaß von Rahebuhr—Landeck zu suchen.

Aus der Häufigkeit der slawischen Burgwälle können wir eine starke Machtstellung der Lokalgewalten folgern, und daß eine starke Staatsspitze sich noch nicht herausgebildet hat. Es wird mächtige Grundherren gegeben haben, die zahlreiche Knechte zum Burgdienst beordern können; nur Herrentum kann Burgen bauen.

Staatliches Leben bei den ostdeutschen Slawen regt sich erst mit dem 10. Jahrhundert, wo einzelne Große sich durchsetzen (z. B. die Anfänge Polens). In diese Zeit werden auch die frühesten Burgwälle gehören, die als Monumentalbauten bestimmte Verfassungszustände zur Voraussetzung haben. Fliëhburgen des Volkes sind nur dort möglich, wo ständige Kriege das Volk beunruhigen und dieses zu einheitlichem Handeln zusammenschweißen. Seine Freiheit behauptet eine Grenzbevölkerung nur, wenn sie ein eigenes Staatswesen mit starker Spitze entwickelt. So gehört zum Burgwallbau Herrentum, zum Burgen-system ein absoluter Staat.

Bei den Slawen waren die Untertanen dem Herzog zum „Burgwerk“ verpflichtet; die Kolonisten werden ausdrücklich von dieser Pflicht befreit. Die Germanen und der deutsche Staat des frühen Mittelalters hat Untertanen in diesem Sinne nicht gekannt. Daher ist die Burg, so weit sie nicht Königsburg ist, ungermanisch.

Man braucht also nicht der Vorgeschichte den Vorwurf zu machen, daß sie immer nur slawische Burgen feststellt und keine germanischen. Germanisch-deutsche Eigenart spricht sich gerade darin aus, daß ihr das Herrentum und damit auch die Burg fehlt.

⁴) G. Müller, Balt. Stud. N. F. 29, S. 139 f., 167 ff., 171 f. zeigt, daß hier verschiedene Grenzschwankungen stattgefunden haben.

⁵) L. Giesebrecht, Balt. Stud. 12 (1846), S. 67 ff., vgl. dazu D. Kuntel, Pomm. Heimatpflege III (1933), S. 87 f.

Die vorflawischen Burgen in Pommern — Schönigen, Garz a. O., Niederzahren, Stettin (?) — gehören der lausitzischen Kultur der älteren Eisenzeit an. In ihnen verteidigte sich das nordillyrische Herrrentum im Odermündungsgebiet gegen die vordringenden Westgermanen.

Wenn nun im Burgwall zu Grumsdorf bronzezeitliche (stark lausitzische) Scherben gefunden worden sind, so beweist das noch nicht, daß die Wallanlage schon aus der Bronzezeit stammt, sondern nur, daß die Insel schon damals besiedelt war. Da diese Scherben aber auch im Wallinnern liegen, kann man erkennen, daß der Wall selbst erst später aufgeworfen worden ist und dabei die alten Siedlungskerben mit in das Innere gekommen sind. Auch in die Verbreitungskarte der lausitzischen Burgen würde sich Grumsdorf gar nicht einfügen⁶⁾.

Bemerkt sei noch, daß der Grumsdorfer Burgwall zu den größten pommerschen gehört: 150 × 200 m, Schönigen (Kr. Randow) 500 m (lausitzisch!), Rothemühl (Kr. Ueckermünde) 450 m, Tribseeß (Kr. Grimmen) 450 m, Jägerhof (Kr. Greifswald) und Willershufen (Kr. Grimmen) 350 m, Bartin (Kr. Kolberg) 200 m, Garz a. R., Wusterwik (Kr. Schlawe) und Althütte (Kr. Neustettin) 180—200 m.

E. Kolonisationszeit.

Das Bublizer Land taucht erst erstaunlich spät in das Licht der Geschichte. Die erste Nachricht betrifft im Jahre 1288 das damals anscheinend wüste Ubedel („Uberedere bei Eurowe“). Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts mehrten sich seit Gründung der deutschen Stadt Bublitz (1340) die Nachrichten⁷⁾. Bis 1325 ist noch kein deutscher Flurname

⁶⁾ W. Pech, Die Lausitzer Kultur I in G. Lüdfe und L. Matensen, Deutscher Kulturatlas I (1931), Tafel 15.

⁷⁾ G. Müller, Das Fürstentum Kammin, Balt. Stud. N. F. 31 (1929) S. 158 f., 162 f., 197 ff. S. 158 f. auch Vermutungen über etwaige frühere Daten. J. Koste, Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Köslin Bd. III (Stettin 1934) S. 101 meint, Bublitz sei schon 1262 im Besitze des Bischofs gewesen. Er meint damit die Urkunde vom 1. 2. 1262 (PUB. II 714), wo statt Bobolitz aber Bobolin zu lesen ist, vgl. die Bestätigung der dort beurkundeten Schenkung vom 3. 5. 1269 (PUB. II 886). Es handelt sich um Böhbelin, Kr. Schlawe, Salis, Balt. Stud. N. F. 13 (1904), S. 185—193; D. Hoogeweg, Stifter und Klöster der Provinz Pommern Bd. I (Stettin 1924) S. 188. — Einen weiteren Ort Bubalitz gab es bei Schlaffow, Kr. Greifswald, und ein Bobelitz in der Altmark (M. Brücker, Die slawischen Ansiedlungen in der Altmark, Leipzig 1879, S. 26. 63). Der Burgwallberg zwischen Falkenhagen, Kr. Rummelsburg, und Höllewie heißt 1310 Bobelze (Müller, S. 167 f.), „dort war einst eine Burg gewesen“. Es wird also Jahrzehnte her gewesen sein, daß der dortige Burgwall in Benutzung gewesen ist; Kriege in Ostpommern sind aus den Jahren 1210, 1227, 1237/39, 1242, 1256, 1258, 1268, 1271/72 überliefert.

im Kreise bezeugt, wie auch in den Kreisen Rummelsburg, Bütow und Lauenburg, während in den andern ostpommerschen Kreisen die deutschen Flurnamen, die uns ja zugleich die deutsche Besiedlung verraten, etwa um eine Generation hinter Vorpommern und dem Odergebiet nachhinken (der Kreis Demmin hat 1225 schon 11 deutsche Flurnamen⁸⁾).

Die Eindentschung des Kreiseses Bublitz erfolgt also erst im Laufe des 14. Jahrhunderts, etwa 100 Jahre später als die Vorpommerns. Grundlage für die deutsche Besiedlung scheint der Vertrag zwischen dem Pommernherzog und dem Kamminer Bischof vom Jahre 1273 zu sein, der die Kolonisation auch in den an die Lande Kammin und Kolberg angrenzenden „Wüsteneien“ hervorrufen sollte⁹⁾.

Damals ist das Land — so weit überhaupt — wohl noch ausschließlich von Slawen

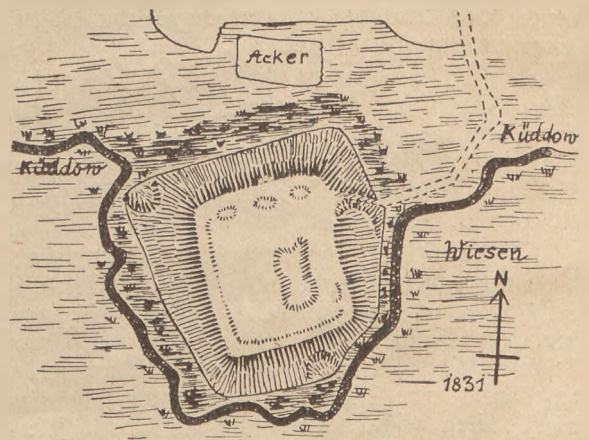


Abb. 12: Mittelalterlicher „Burgberg“ von Kasimiershof (im Jahre 1831)

bewohnt gewesen. In diese Zeit fällt zweifellos auch die Zuteilung des Landes Bublitz zum Bistum Kammin, die ja unter der Bezeichnung „Fürstentum“ noch bis 1872 bestanden hat¹⁰⁾.

Einige geschichtliche Vermutungen lassen sich vielleicht noch für die Slawenzeit der Bub-

⁸⁾ R. Holsten, Die ältesten deutschen Flurnamen in Pommern, Balt. Stud. N. F. 35 (1933), Tabelle S. 35, Karte S. 37; ders., Wie Pommern ein deutsches Land wurde. Unser Pommerland 19 (1934), S. 60 ff. und Karte der Verbreitung der deutschen Flurnamen in Pommern. M. Behrmann, Gründung der Stadt Bublitz, Pom. Mbl. 1897, S. 86 ff. — Entsprechend der Uebergang von der slawischen Kastellaneiverfassung zur deutschen Vogteiverfassung und die deutschen Städtegründungen, vgl. Kempf's Einleitung S. XXXI ff., XXXVII f. in G. Kraß, Die Städte der Provinz Pommern (Berlin 1865); W. von Sommerfeld, Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern (Leipzig 1896). D. Kunkel, Burgwallforschung in Pommern, Pomm. Heimatpflege III (1932), S. 86.

⁹⁾ Sommerfeld, S. 214, und Müller, S. 183.
¹⁰⁾ F. Curschmann, Die Landeseinteilung Pommerns im Mittelalter und die Verwaltungseinteilung der Neuzeit, Pomm. Jahrbücher 12 (1911), S. 8.

litzer Gegend aussprechen, die sich aus der Lage zur „Salzstraße“ von Kolberg nach Polen ergeben. So haben vielleicht die Polenzüge des Großfürsten Boleslav Schiefmund gegen Belgard (1102 und 1107) und Kolberg (1107) den Kreis Bublitz berührt. Sicher werden die Heere — auch pommersche, die wiederholt um Nakel gekämpft haben — über den Paß von Landeck—Rakebuhr ins Persantegebiet gezogen sein auf der „Salzstraße“ von Nakel nach Kolberg, an der bei der Burg Belgard 1159 jeder Frachtwagen seinen Zoll bezahlen mußte¹¹⁾.

Auf ihr hat auch Bischof Otto von Bamberg bei seiner ersten Missionsreise Pommern verlassen. Zwischen Belgard und Usch kam Otto am 11. Februar 1125 an die öden Grenzwaldungen, die Pommern und Polen trennten. Es war eine Wald- und Heide-wildnis, die sich vom Höhenrücken über das Gebiet der Heidesande bis zur Warte hin erstreckte; man brauchte mehrere Tage, um diesen Grenzsaum zu durchqueren¹²⁾.

In der Slawenzeit war die Wald- und Heideausbreitung eine sehr viel größere und damit die Siedlungsfläche erheblich kleiner. Auch der Kreis Bublitz wird ausgedehntere Waldungen gehabt haben und in der Slawenzeit nur dünn bevölkert gewesen sein.

Wegen seiner Lage auf dem Höhenrücken ist ja noch heute seine wirtschaftliche Ertragsfähigkeit und seine Siedlungsdichte sehr gering. Im Jahre 1900 war nur 46,7% seiner Gesamtfläche Ackerland (im Kreise Rummelsburg sogar nur 44,6%) gegen rund 64% in den Kreisen Schwelbein und Kolberg-Rörlin (oder gar 71% im Kreise Demmin). Es wohnen 1900 im Kreise Bublitz 28 Menschen auf dem Quadratkilometer, während der pommersche Durchschnitt 56 betrug!¹³⁾

¹¹⁾ M. Wehrmann, Geschichte von Pommern, 2. A. Bd. I (Gotha 1919), S. 57; Sommerfeld, S. 16 ff. Klemptin (Kras), S. XV f. F. Lorenz, Geschichte der Kaschuben (Berlin 1926). Es fehlt eine gründliche Untersuchung der pommersch-polnischen Beziehungen im 11. und 12. Jahrhundert, es bilden immer noch die jetzt bald 100 Jahre alten Darstellungen H. Koepell (Geschichte Polens) und F. W. Barthold (Geschichte von Pommern und Rügen) die Grundlage. — Urkunde von 1159, PNB. I 48, dort auch Zölle an der Persante- und Radebrücke genannt.

¹²⁾ A. Hofmeister, Zur Chronologie und Topographie der 1. Pommerenfahrt des Bischofs Otto von Bamberg, Pomm. Jahrbücher 22 (1924), S. 11 f., 16, 21 ff. J. Domizlaff, Zur Prüßener Vita des Bischofs Otto von Bamberg, Pomm. Monatsblätter 39 (1925), S. 50. Seine Kritik an Hofmeister ist unzutreffend.

¹³⁾ W. Witt, Die bevölkerungspolitische Lage von Pommern im Laufe der letzten 100 Jahre, Pomm. Heimatpflege III (1933), S. 214 ff. G. Müller, Die Dichte der Bevölkerung im Reg.-Bez. Köslin (Dissertation Greifswald, Anklam 1922). Vgl. auch Hartnack, Wirtschaftsg. und Verkehrsgeographischer Atlas von Pommern (Stettin 1935); Wallmann, Der Landkreis Bublitz, in C. Cronau, Hinterpommern (Stettin 1929), S. 384 ff.

Das sind Verhältnisse, die aus der Bodenbeschaffenheit heraus erklären, daß Bublitz und Rummelsburg erst so spät eingedeutscht worden sind. Dazu kommt noch die ungünstige Verkehrslage; denn es liegt seit der Kolonisationszeit abseits der großen Kulturstraßen. Erst seitdem die Verkehrslinien Stettin—Stolp—Danzig und Küstrin—Schneidemühl—Danzig Geschichte und Kultur Hinterpommerns und Pommerellens bestimmen, also erst seit der Machtstellung der Uskanier, des Ordens und der Hanse, sind Bublitz und Rummelsburg weltentrückte Gebiete. Das spiegelt noch deutlich die Eisenbahntwicklung im Kreise Bublitz wieder.

In Zeiten aber, als Handel und Kultur in Querverbindungen über den Höhenrücken verliefen, die das Weichselnie oder das Neke-Wartegebiet mit der hinterpommerschen Küste (Kolberg) verbanden, lag Bublitz günstiger zu den damals anders gelagerten Kulturzentren. Diese Rüdow-Persantelinie ist die natürliche Verbindung des Binnenlandes mit der Ostseeküste; die „Salzstraße“ spielt schon vor der Entstehung Polens (10. Jahrhundert) eine Rolle. Schon brandkeramische Funde (4. Jahrtausend) lassen sich auf ihr beobachten, auch die Gesichtsburnenkultur schiebt sich auf diesem Wege ins mittlere Hinterpommern hinein, während von der Ostseeküste her die Germanen der jüngeren Bronzezeit die Persante aufwärts ins Binnenland eindringen¹⁴⁾.

Nicht nur geographisch liegt der Kreis Bublitz auf der Wasserscheide zwischen Ostsee und Neke-Weichsel, sondern auch kulturell. Er wendet sein Gesicht je nach der Stärke des Hinterlandes gegen Süden als Vorposten des Ostseekreises oder gegen die Ostsee als Vorposten des Binnenlandes. Aus dieser Eigenart der Lage ergibt sich auch die vorgegeschichtliche Buntheit des Kreises. Im deutschen Mittelalter wurde es zum Grenzposten des Stettiner Pommern gegen das Danziger Pommern und den Orden, zeitweise auch gegen Polen.

Bei der abgeschiedenen Lage von Bublitz in der deutschen Zeit läge es eigentlich nahe, daß sich Kaschubenreste im Kreise erhalten hätten, wie in Stolp, Bütow und Lauenburg, haben doch die alten Pomoranen nach Süden herunter bis zur Nekelinie gewohnt und in Nakel, Usch, Czarnikau, Filehne und Zantoch

¹⁴⁾ D. Kuntel, Bandkeramik, Bandkeramik in Pommern, Germania 18 (1934), S. 174 f. H. Bollnow, Vorgeschichte des Kreises Anklam (Anklam 1935), Karte I, II, IV. E. Sprothoff, Niederfächische Depotfunde der jüngeren Bronzezeit (Hildesheim 1932), Tafel 28, 29, 32, 34, 35; ders., Formenkette der jüngeren Bronzezeit in Norddeutschland; Schuhmachereftschrift (Mainz 1930), Karte 12, S. 135.

Burgen gegen die Polen gehabt¹⁵⁾. Selbst in Rummelsburg gab es im 18. Jahrhundert noch Kaschubenreste, — warum in Bublitz nicht? Das hat politische und kirchliche Gründe. Das Stettiner Pommern hatte sich enger an das Deutsche Reich, das Danziger Pommern enger an Polen angeschlossen. Im 13. Jahrhundert scheint die Kastellanei Stolp (etwa die heutigen Kreise Stolp, Rummelsburg und Bütow zum polnischen Bistum Kujawien gehört zu haben, während ja das Land Bublitz dem deutschen Bistum Kammin unterstand. Im 14. Jahrhundert gehörten Stolp und Bublitz zu Pommern, Rummelsburg, Bütow und Lauenburg jedoch zum Deutschen Orden, dem die völlige Eindeutschung Pommerellens nicht gelang. Die Grenze verlief — im einzelnen nicht genau feststellbar — ähnlich wie die alte Kreisgrenze Bublitz—Rummelsburg zwischen dem Papenzinsee, dem Volzsee und Baldenburg.

¹⁵⁾ F. Lorenz, Geschichte der Kaschuben (Berlin 1926); ders., Die Kaschuben, in W. Volz, Der ostdeutsche Volksboden (Breslau 1926), S. 244 ff.; ders., Die Kaschuben, Pomm. Heimatpflege II 1931, S. 21 ff.; ders., Geschichte der pomoranischen (kaschubischen) Sprache (Berlin, Leipzig 1925) mit Karte; H. Harmjen, Die Kaschubei, in F. Heiß-N. Hillen Ziegfeld, Deutschland und der Korridor (Berlin 1923), S. 123—143, mit Karte S. 139; M. Wehrmann, Aus der Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow, Pomm. Heimatpflege III (1932), S. 160 ff.; W. Unverzagt, Zur Vorgeschichte des ostdeutschen Raumes, in N. Brackmann, Deutschland und Polen (München, Berlin 1933), S. 11.

Diese Grenzlinie von 1321 verband Bublitz mit Stettin und Kammin, aber Rummelsburg und Bütow mit Danzig und Kulm¹⁶⁾. Daher erhält Bublitz als Stadt lübisches Recht (1340), das benachbarte Baldenburg jedoch kulmisches Recht (1385), wie auch Lauenburg (1341) und Bütow (1346), die vom Ritterorden gegründet wurden. Rummelsburg dagegen ist erst gegründet worden, nachdem das Land im Jahre 1466 (Friede zu Thorn) in pommerschen Besitz gekommen war, und zwar bezeichnenderweise mit lübischem Recht (um 1500).

Auch im Zuge der deutschen Städtegründungen läßt sich so die Verbreitung der deutschen Kolonisation verfolgen, und wir können abermals beobachten, wie der pommersche Osten erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts erreicht wird — etwa 100 Jahre später als Vorpommern und das Odergebiet —, und zwar gleichzeitig von zwei Seiten her, vom Westen (Pommern) und vom Osten (Orden).

¹⁶⁾ Müller, S. 162 ff., 167 ff., 171 f. und Karte 3; W. Hentzel, Diplomatische Geschichte der Lande Stolp und Schlawe bis zum Jahre 1317 (Stolp 1910), S. 28 f. — Lorenz, Kaschuben, S. 146 ff., betont die starken Gegensätze des westlichen Pommern (Stettin) und des östlichen (Danzig). Er hält es auch für durchaus wahrscheinlich, daß sich beide Pommern sprachlich unterscheiden haben. Dann wäre das Kaschubische nur der Rest des Ostpomoranischen, während das „Westpomoranische“ von Stettin bis Kolberg (oder Schlawe?) und wahrscheinlich auch in Bublitz gesprochen worden wäre. — G. Linke, Die Teilungen des Herzogtums Pommern im 16. Jahrh. Diss. Greifswald 1935.

F. Die Funde.

1. Steinzeit (vor 2000 vor Chr.)

- Alt-Buckow: Dicknädiges Feuersteinbeil (Stett. 3537).
 Bublitz: Donauländischer Pfflugteil mit Loch (Stett. 3415).
 Lit.: v. Richthofen, Blätter für deutsche Vorgesch. 7, 1930, S. 50.
 Kunkel, Germania (1934), S. 173 ff.
 Schatzapfenart aus Felsgestein (Stett. 3417).
 Felsgesteinbeil (Stett. 3417).
 M. Felsgesteinbeil (Bublitz).
 Bublitz-Abbau: Lochart aus Felsgestein (Bublitz 30. 4. 23).
 Tonbecher der späten Oderschnurkeramik (Bublitz A 39).
 Dargen: Steinbeilfragment (Stett. 7381).
 Flintmeißel (Stett. P. S. 1635).
 Guff: Lochart aus Felsgestein (Privatbesitz).
 Tongefäß mit 5 Schürrofen (Stett. 3407).
 Quisenhof: Felsgesteinbeil (Bublitz A 52).
 Neuhof: 3 Locharte aus Felsgestein (Stett. 3770—72).
 Dberfiersche Forst: 2 dicknädige Flintbelle (Stett. Ia. 1. 14 u. 33).
 Lochart aus Felsgestein (Stett. Ia. 4. 18).
 Porst: Tonbecher der Oderschnurkeramik mit Deisenhenkel (Bublitz A 31).
 Feuersteinlanzenspitze (Belgard 320).
 Sassenburg: Feuersteinbeil (Stett. 3773).
 Ubedel: 1 Feuersteinbeil (Privatbesitz).
 1 durchbohrter Steinhammer, in einem Hügelgrabe neben einer Urne gefunden (Privatbesitz).
 Lit.: Stubenrauch, Mon. 7 (1893), S. 106.

2. Bronzezeit (einschl. frühe Eisenzeit) (ca. 2000—400 vor Chr.)

- Alt-Buckow: Steinflintengraberfeld mit Urnen, darunter eine Mützenurne und eine Henkeltasse (Bublitz A 34—38).
 Bublitz: „Glackelt“ (Stettiner Akten, Verbleib unbekannt).
 Bronzenes Griffzungenmesser, Zunge abgebrochen (Berl. II. 6568).
 2 große Bronzespiralen (Bublitz, aus Sig. Kämmerner).
 Steinflintengraberfeld mit mehreren Mützenurnen; 1. Grabung 1930 (Engler): 6 Steinflinten; 2. Grabung 1933 (Dallmann): 4 Steinflinten (Funde in Bublitz A 44—46, 49).
 Crampy: Urnenscherben, Bronzepinzette, — Fragment (Stett. 4669).
 Dargen: Henkeltasse, aus einer Steinpackung (Stett. 1636).
 Gersin: Steinflintengraber mit Mützenurnen, Grabung Engler 1930 (Bublitz A 40. 1).
 Goldbeck: Bronzenes Rasiermesser mit Schlaufenriff, profiliertes Bronzeröhrchen, aus einem Urnengrabe (Stett. P. S. 1585).
 Gr. = Rarzenburg: Bronzene Spiralplattenfibel mit spitzvalem Bügel, Rest einer zweiten ähnlichen, Bronzenadel, Bronzefingerring; „gef. 21. Juli 1903 in den Steingravern“ (Privatbesitz).
 Scherben von Mützenurnen (Stett. E. J. I. 34. 22).
 Gr. = Zabelsberg: Mehrere Steinflintengraber mit Urnen, ausgegraben von Engler und Magdalinski (Stettiner Akten).

Grumsdorf: Großer Bronze-Depotfund: 1 Arm-
spirale mit Endösen und schräger Strichelung,
2 Plattenfibeln, 2 Spiralschneisenfibeln mit rauten-
förmigem gebuckelten Blechbügel, 2 breite, hohle,
quergespitzte Desenhalsringe, 1 glatter dünner und
1 gedrehter dünner Desenhalsring (Stett. 528).

Lit.: H. Hering, B. St. 12 (1846), S. 174 f.
Phot. Ab. 3 Taf. 5 f.
Kosinna, Mannus 8 (1917), S. 58 f.

Kunfel, PliB., Taf. 38, 14.

Gust: Steinkistengräber mit Mützen- und Gesichtsnur-
nen und Metallbeigaben.

1. Grabung: Stubenrauch 1893 (Funde: Stett. 3407—12).

Lit.: Stubenrauch, Mon. 7 (1893), S. 123 f.

2. Grabung: Krause 1924/25 (Publitz A 3—A 29).

Gust-Abbau: Bronze-Depotfund: eine ostdeutsche
Brillensichel u. zahlreiche Hohlwulste (Stett. P. S. 388 u. Publitz A 62).

Hohenborn: Bronzenes Antennen Schwert, Moor-
fund (Stett. 3701).

Lit.: Kunfel, Aus Pomm. Urzeit, Taf. X. 16.
Kunfel, PliB., Taf. 35, 7.

Sprochhoff, Vollgriffschwert, S. 95,
Taf. 16, 14.

Al-Satspe: Steinkistengrab mit Urne und Bronze-
fragment (Stettiner Akten).

Laubkrug b. Gerfin: Mützenurnenfragmente (Stett. E. J. I. 34. 27).

Mühlentkamp: Bronzene Randart (Stett. 4245).

Neubuckow: Steinkistengräber mit Urnen (Publitz A 32).

Neuhof: Steinkistengräber mit Mützenurnen (Publitz A 28/9, Kolberg 21, 22, 61 und 123).

Porst: Tongefäß (Publitz A 30).

Porst-Abbau: Steinkiste mit Mützenurnen (Publitz).
Bronzenes Rasiermesser (Publitz A 54), angeblich
in der slavischen Urne A 53 gefunden.

Redow: Depotfund von 3 massiven offenen Bronze-
Armringen (Stettin 4925).

Sassenburg: Steinkistengräber (Stettiner Akten).

Schwellin: Steinkistengräber mit Mützenurnen (Stett. Akten).

Seeger: Bronzene Absatzart (Stett. 1805).

Ubedel: 2 bronzene, massive Armringe mit Strich-
verzierung, gefunden unter einem Stein (Stett. P. S. 389).

Bronzezeitliche Funde: Ringe, Plattenfibeln, Tutulus,
Sichel, Dolch, Lanzenspitze (Privatbesitz).

Lit.: Stubenrauch, Mon. 7 (1883), S. 106.

Steinkistengräber mit Mützenurnen und Bronze-
beigaben (Grabung Dallmann 1934).

Zarnkow: Mützen- und Gesichtsnur-
nen, Bronze-
pinzetten, Ringe, Kettchen, blaue Glasperlen (Ver-
bleib unbekannt).

Lit.: Belz, Z. f. Eth. 1900, S. 412 f.

Zebelin: Steinkistengräber mit Mützenurnen u. Bronze-
beigaben, u. a. einer „Certoza“-Fibel.

Lit.: Stubenrauch, Mon. 16 (1902), S. 138 ff.
m. 3 Abb.

Kosinna, Mannus 7 (1915), S. 109 m. Abb.

Petersen, Frühgerm. Kultur, S. 97 f.

Kunfel, PliB., S. 61 f., Abb. 23 u. 24.

3. Eisenzeit (La-Tène-, Kaiser- u. Völkerwanderungszeit)
(150 vor bis 600 nach Chr.).

Alt-Buckow: Tongefäß (Publitz A 33).

Altgriebütz: 2 Steinkreise, in dem einen: Skelett
mit Bronzeschnalle, Grabung Kunfel (Stett. Akten).

Publitz: La-Tène-Gräberfeld, 1895 beim Bahnbau
zerstört. Urnen und Beigaben in Berlin (Te 2644/7) und Stettin (4335).

Lit.: Stubenrauch, Mon. 10 (1896), S. 81 ff.

Grumsdorf: Verzerte Tonsherben, darunter Boden-
stück mit Hakenkreuzen.

Grumsdorf-Abbau: Skelettgrab mit 2 römischen
Bronzeschalen (Stett. P. S. 387).

Lit.: Kunfel, Schuhmacherfestsch., S. 324 f.

Kunfel, PliB., Taf. 88, oben, Mitte.

Zwischen Rajmirshof und Drensch: Bronzene
Augenfibel (Stett. P. S. 1593).

Al-Satspe: Silberdenar des Nerva (Stettiner
Akten).

Lubow: Römische Bronzemünze (Stett. 1180 d).

Schwellin: 4 völkerwanderungszeitliche Eisberfibeln,
gefunden 1904 unter einem großen Stein (Stett. P. S. 2075 a—d).

Lit.: Kunfel, B. St. 36 (1934), S. 334, Abb. 5).

Seeger: Bronzener Reiterhorn (Privatbesitz) und
2 goldene Fingerringe (eingeschmolzen), wohl
Skelettgrab.

Lit.: Zahn, Reiterhorn, S. 35 u. 106, Abb. 37.

Ubedel: Großes Brandgrabengräberfeld des 1. Jh.
vor Chr. In einem Grabe eiserner Stangen-
schild-
büchel, 2 verbogene Lanzenspitzen und ein eisernes
Messer (Grabung Dallmann 1934).

4. Slawen- und Kolonisationszeit.

Alt-Buckow (?):

Slawengräber (sepulchra Slavorum) nennt die
Grenzbeschreibung von 1321 (PliB. VI 3491) an
der Kante wohl in der Gegend von Alt-Buckow.

G. Müller, Balt. Stud., N. F. 31, 162 f.

Bewerhufen:

Mittelalterlicher Burgberg bei der Mühle. Steile
Hänge; 25—35 m Durchmesser. Fundamentreste,
mittelalterliche Eisensunde (Pfeilspitzen) und
Keramik.

Als castrum von 1339 bis 1565 bezeugt (1572
nicht mehr).

Alt-Landesmuseum.

Hafen, Kösliner Zusätze, S. 120.

Giesebrecht, Balt. Stud. I 314: XII b, 95.

Berghaus, S. 289 ff.

Stubenrauch, Monatsbl. 1893, S. 106 f.

G. Müller, Balt. Stud. N. F. 31, S. 200 f.

Publitz:

a) Silberner aus Drahtgeflecht hergestellter Ring,
14—16 cm Durchmesser, nahe bei quadratischen
Skelettgräbern (Ausbau).

Alt-Landesmuseum, Inv.-Nr. 4244;

Monatsbl. 1896, S. 63.

b) 2 Bruchstücke eines bronzenen Schläfenringes.

Landesmuseum, Inv.-Nr. 3739.

c) Der „kleine“ Burgwall am Wiesenrand der Godel,
flacher, runder Hügel, ca. 80 m Durchmesser, ge-
ringe Wallreste, beackert. Slawische Scherben.

d) Mittelalterliches Schloß, der „große“ Burgwall
auf dem Hochufer der Godel am Rande der
Stadt, heute Anlagen. Wallreste und tiefer
Trockengraben; Burgraum mit Vorwall 40×60 m.

Mittelalterliche Eisensunde (Pfeilspitzen, Messer,
Hufeisen) und Keramik. 1339—1577 erwähnt.

Einzelne Funde im Zeughaus.

5. Jahresber. (1832), S. 57 f.; Balt.

Stud. I, 314 ff., XII a 93.

Berghaus, S. 31 ff., S. 289, 559.

Alt-Landesmuseum.

Monatsbl. 1893, S. 105.

Kobke, S. 101 ff.

G. Müller, Balt. Stud. N. F. 31, S. 197 ff.

Sagen: Blätter f. pomm. Volkskunde I 98.

(Spit bei der Scharfrichterei, dort später
noch Abdeckerei.) Knoop, N. 245 (Kaub-
ritter). — Publitz Heimatk. 1927, S.

80—115. — Die Namensdeutung von
Knoop (ebd. 1928, S. 114) als Hügel,
der einst eine Befestigung getragen hat,
ist falsch; er ist mit dem polnischen lób

(Bohne) verwandt.

- e) Spätmittelalterlicher Schatzfund von 25 Goldmünzen, die in 3 Tongefäßen beim Ausgraben eines Kellers gefunden wurden. Vergrabungszeit 1450 bis 1470. (1466 Friede von Thorn.)
Unveröffentlicht; Altes Landesmuseum.
Balt. Stud. 6 a, S. 9 f. gegen den Fund fälschlich ins 17. Jahrhundert.

Dargen:

Mittelalterliche Burg („der Wall“) 200 m westl. vom Dorfausgang in Wiesen. Abgetragen. Mittelalterliche Funde (kostbarer Topfhelm des 13./14. Jahrh. im Zeughaus zu Berlin, Sporn, Hade, Bronzeграpen). — 1362 mußten die pommerschen Herzöge das Schloß Dargen dem Bischof von Kammin herausgeben.

G. Horn, Unsere Heimat (Beilage zur Kösliner Zeitung) 1932 Nr. 14, S. 3 f.
G. Müller, Balt. Stud. N. F. 31, S. 165.
Abb. Führer durch die Waffensammlung des Zeughauses (Berlin 1921, Tfl. VIII mit ungenauer Ortsangabe. Vgl. B. f. hist. Waffenkunde V, 34 f.; VI, 44).

Draewehn (Barenten):

Burgwall (das „Schlößchen“) am Hochufer des Lenzbaches. Hauptburg auf der Höhe mit doppeltem Wall und einem dritten Außenwall. 100 × 180 m. Steinpackungen. Keine Funde.

Brüggemann II (1774), S. 579.
Stubenrauch, Monatsbl. 7 (1893), S. 107, möchte die Anlage eher für mittelalterlich halten.
Rosenow, Pommerland 9 (1924), S. 316, bezieht zu Unrecht Brüggemann auf den „Schloßberg“ bei Neumühlentamp (Kr. Schlawe).

Dubberteich:

Schatzfund: 870 g Silber (345 Münzen, meist Sachsenpfennige und westdeutsche Gepräge, unter 126 Bruchstücken 1 arabisches. — Schmuckteile, 132 Schläfenringe, Drahtstücke, Barententeile), Scherben des Gefäßes. — 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts.

Altes Landesmuseum, unveröffentlicht.
(Publ. A 58.)

Gerfin:

Burgwall auf einem Höhenzug in den Bachwiesen, 1 km vom Dorf. 50 × 100 m. Bewaldet. Keine Funde.

Stubenrauch, Monatsbl. 7 (1893), S. 107.

Gr. Karzenburg:

1. Marienburg:

- a) Burgwall „Biehhof“ auf der Halbinsel des Papenzinsees. 60 × 80 m, Wälle etwa 1 m hoch. Nach Süden hin Graben vorgelagert. An Südwestecke lassen Bodenerhebungen eine Turmstelle von etwa 20 m im Geviert vermuten. Keine Funde. — 300 m nördlich auf der Buchwerdeinsel der schöne Burgwall von Althütte (Kr. Schlawe).

Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 107 f. (Friedrichswalde.)

- b) „Schloßberg“ östlich vom Papenzinsee ist Hochmoor mit wallartiger Umrandung ohne jeden künstlichen Eingriff. Keinerlei Funde bekannt.
Meßtischblatt Nr. 697.

2. Neuhof:

Burgwall am Ostufer des Gillersees (mit trockenem Wallgraben?), zur Hälfte abgefahren. Slavische Scherben.

Dohlhoff, Unser Pommerland 4 (1917) S. 65.

Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 108.

3. Forst Oberfier:

„Schloßberg“ auf der Höhe 192 im Jagd 86. Berghaus (S. 359) rechnet ihn zu Klein Karzenburg und hält ihn für slavisch. Ich habe keinerlei Anhalt für eine Befestigung gefunden.
Balt. Stud. XII a, 93.

Grumsdorf:

Burgwall („Schwedenlager“, „Wallburg“) auf der Halbinsel im Birchowsee. 150 × 200 m, gut erhaltener Wall ca. 5 m hoch. Bronzezeitliche und slawische Funde.

Brüggemann II, 545, 563. CLIX. (Zinsel.)
Neue Pom. Prov. Bl. II, 298 ff.

Balt. Stud. XII a, 90 f, 182 f; 25 a, 30 ff.
Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 109, 119.

W. Kasiski, Altertümer im Neustettiner und Schlochau Kreise (Danzig 1881), S. 14 f.

Peßsch, Deutscher Kulturatlas I, 15, zu unrecht als lausitzische Burg eingetragen.
Kohle, S. 104.

Gust:

- a) Münzfund (123 Sachsen, Wenden und Ungarn). Um 1000 n. Chr. (Berlin.)

W. Peßsch, die vorgeschichtlichen Münzfunde Pommerns (Greifswald 1931), S. 52 und Karte II.

- b) Mittelalterliche Burg „Wall“ beim Ausbau „Rülow“ völlig abgetragen; einst Hügel mit Wassergraben. Eisenfunde (Hufeisen, Steigbügel, Speere, Aerte), Holzwerk aus Eichenbohlen, Fundamente, Ziegelbroden.

F. Manzke, Kösliner Zeitung 6. September 1933.

- c) Mittelalterliche Schloßstelle mit Wassergraben beim Weyländischen Gut im Dorf. Mauersteinschutt.

Hohenborn (nicht Shdow, Kr. Schlawe):

Burgwall, im Sumpf am Niedersee beim Ausfluß der Rabüe. 50 × 90 m, Ringwall, nach Südwesten Graben vorgelagert und nach 40–50 m ein Vorwall. Keine Funde.

Dohlhoff, Unser Pommerland 4 (1917), S. 65.

Rosenow, ebd. 9 (1924), S. 316.

Altes Landesmuseum (Shdow).

Hufenberg:

7 runde Skelettgräber; darin Langschädel und eisernes Messer.

2. Graberfeld, von dort Kurzschädel, 3 Schläfenringe und eine Bronzeschnalle.

Altes Landesmuseum. (Zuv. P. S. 1586/87.)

Kasimirshof:

Mittelalterlicher „Schloßwall“ 300 m westlich vom Gut in Rüddowischlinge; abgefahren, heute dort Baumgruppe (südlich, früher nördlich der Rüddow). Einst quadratischer Turmhügel mit steilen Böschungen. Fundamentreste und Mauersteine erwähnt Brüggemann II, 543).

Balt. Stud. 3 b, 4 a, 153; 12 a, 91, 182 f.

Brüggemann, II, 540, 543.
Berghaus, S. 293;
Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 119.

Kohle, S. 109.
Altes Landesmuseum (genauer Plan).
S. Abb. 12.

Kurrow:

- a) Burgwall „Wallberg“ 2½ km nordöstlich vom Dorf auf dem Hochufer der Rabüe bei der Fuhr, etwa 40 m über den Wiesen. Durch Schluchten geschützt. 100 × 100 m. Bewaldet. Funde sollen angeblich in der Schulchronik genannt sein.

Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 106.

b) Hacksilberfund, Silberarmut, Karneolperlen, Münzen (22 deutsche Adelheidspfennige, 1 polnischer Halbbraktetat und 6 Araber). Das Tongefäß nicht geborgen. — Um 1000 n. Chr.

Alten Landesmuseum. (Jah. 780, 783, 840.)
Bezich, S. 52. Abb. D. Kuntel, Pom.
Urgesch. in Bildern (Stettin 1931) Tfl.
99, 16; Derj. Die Elektrizität im Dienste
der Wirtschaft, September 1933, S. 12,
Abb. 6 unten. S. Abb. 9.

M ü h l e n k a m p :

Wifingerschwert aus einem Skelettgrab in einer
Kiesgrube dicht beim Gutshaus. S. Abb. 10.

(Berlin, I c 644.)

A. Stubenrauch, Balt. Stud. N. F. II 122
A 3;

Derj., Monatsblätter 7 (1893), S. 124.

G. Koffinna, Mannus 21 (1929), S. 100.

W. Lega, Kultura Pomorza (Lorn 1930),

S. 205, 397, Abb. Tfl. 48 a. Fundkarte

D. Kuntel, Burgwallforschung, Pom. Hei-

matpflege 3 (1932), S. 89.

E. Peterjen, Mannus 25, S. 150, Nr. 47.

— Typ D oder E.

N e u b u c h o w :

Mittelalterlicher „Burgberg“ soll 1840 noch von
Wallgräben und tiefem Morast umgeben gewesen
sein. Grundmauern und Ziegelsteine.

Blätter f. pom. Volkskunde III 34.

P o r s t :

a) Burgwall auf der nördlichen Halbinsel des Gro-
ßen Klevejees. 80×60 m. Slavische Scherben.

Balt. Stud. III b, 201 f. XII a, 93, 182 f.

Stubenrauch, Monatsblätter 1893, S. 108.

b) Mittelslavisches Tongefäß mit Leichenbrand und
angeblich einem bronzenen Rasiermesser.

(Publik. A 53; Alten Landesmuseum.)

c) „Alter Schloßwall“ (mittelalterlich) 2½ km südl.
von Porst in den Wiesen zwischen dem Triebsee
und dem Gr. Kölpinsee. Heute nur noch Lehmburg
mit steiler Böschung, früher mit nassem Graben
umgeben. Mittelalterliche Eisensfunde (Hufeisen)
und Mauerreste. — Die Lubinsche Karte verzeich-
net nach Grumsdorf zu eine Kreuzsburch.

Berghaus, S. 337.

R e c k o w (Oberförsterei Dusterwald):

5 runde slawische Skelettgräber. In einem ein lang-
schädliges Skelett (ca. 1,80 m Körperlänge) und
eisernes Messer, seitlich daneben 1,40 m langes
Skelett und 2½ bronzene Schläfenringe. — Ferner
befinden sich im Jagen 119 noch 15 Hügelgräber.

(Alten Landesmuseum.)

E. Dallmann, Beilage zu Nr. 105 des
Publitzer Anzeiger (7. V. 1934).

S a s s e n b u r g :

Burgwall auf dem Wuhberg auf der steilen,
schmalen Landzunge zwischen Birchow- und Groß-
früdnitzsee. Wall u-förmig, gut erhalten. Slavische
Scherben.

Literatur siehe Grumsdorf. Schriften der
westpr. naturforsch. Gesellsch. (Danzig 1873)
mit Plänen.

Die Sagen (Anoop Nr. 248—250, Jahr
Nr. 670) bei A. Haas, Hero und Leander
in der pommerischen Volksüberlieferung,
Nieder Pommernland 1924, S. 284 ff. —
Gedicht von L. Giesebrecht, veront von
Löwe. —

Haas, Wassersagen, S. 6: versunkenes
Schloß des Raubritters Birchow.

Der Name auch als Wurl-, Wurts-, Wurr-
und Wurtberg überliefert.

U b e d e l :

a) Burgwall (?) „Burgberg“ auf dem Godelsteufer
zwischen Ubedel und Lindenhof zwischen natür-
lichen Schluchten. Beachert. Keine Wallreste. Un-
geblüht slavische Funde. Zweifelhafte. — Ubedel
1288 wahrscheinlich als wüst urkundlich erwähnt.

Stubenrauch, Monatsbl. 7 (1893), S. 105 f.
Gründungsfrage durch Raubritter, Publiker
Heimatkal. 1928, S. 52.

b) Beim Vorwerk G r ü n h o f auf einem Bergrücken
2 Skelettgräberfelder. 16 quadratische festgestellt.
Lederne Messerschneide, mit Bronzeblech geschlagen.
Stubenrauch ebd., S. 121 f.

W o j e n t h i n :

Mittelalterlicher (?) Burgberg „Schwedenschanze“
hinter dem Gutspark an der Kantel. Funde bis-
her nicht bekannt.

Alten Landesmuseum; Mitteilung von G.
Horn, Dargen.

Z e r r e h n e :

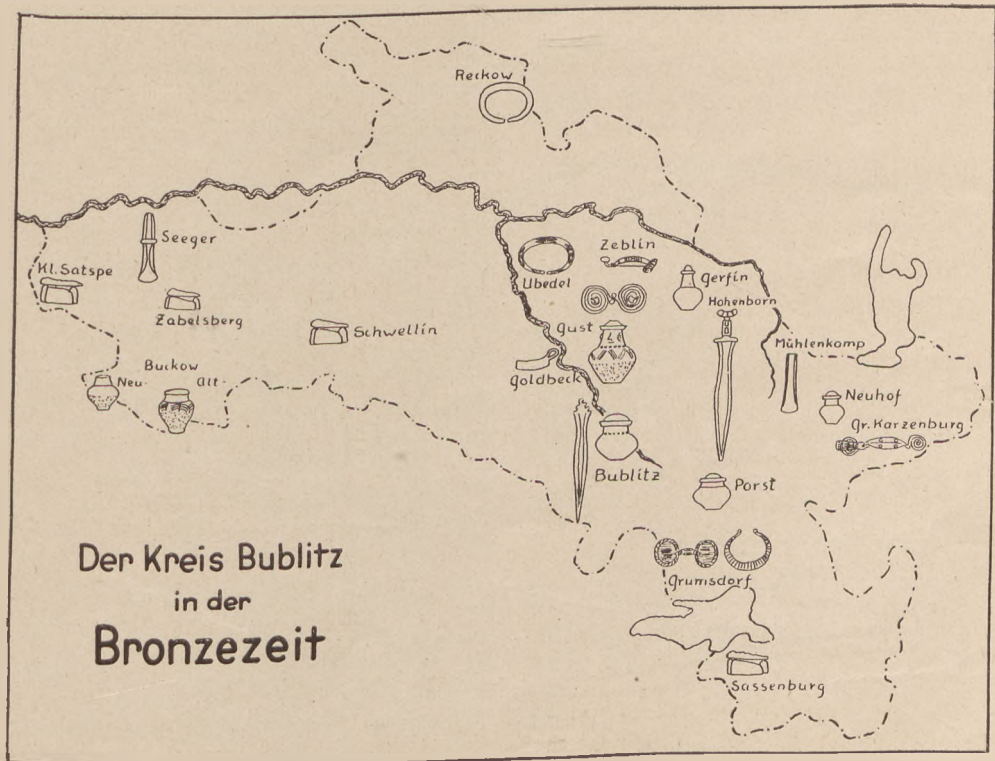
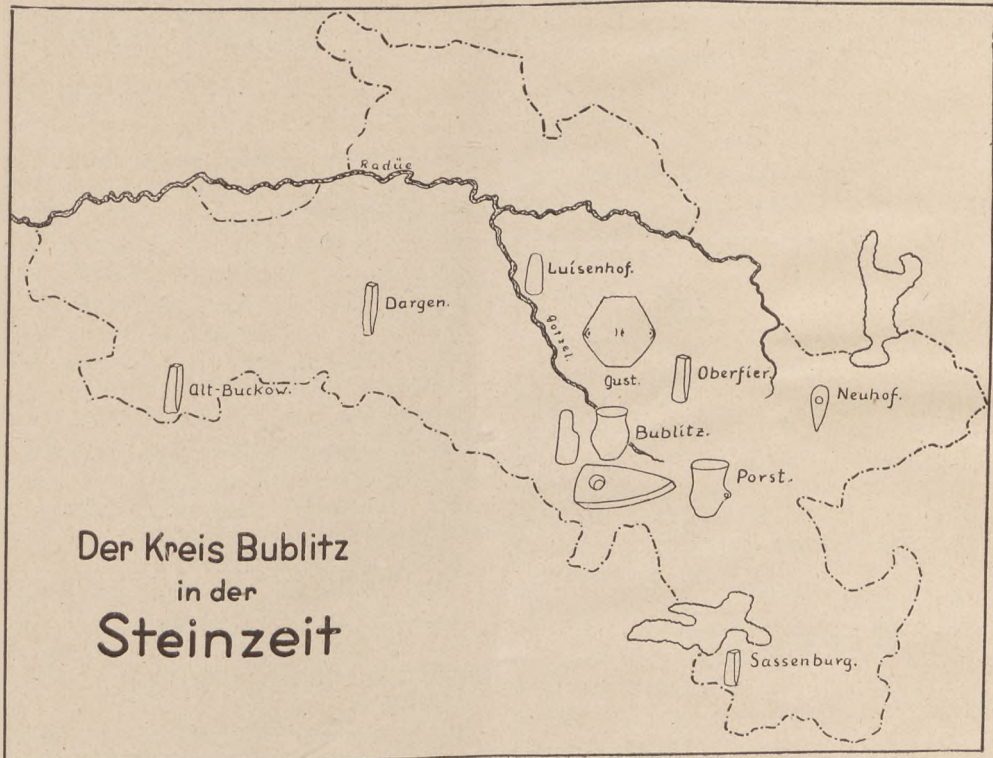
Burgwall „Schloßberg“ im Winkel der Kantel und
Radue. 60×60 m, nach Westen etwas tieferer
Vorsprung (10×20 m) mit kesselartiger Vertiefung.
Am Eingang (an der Südostecke) hat wahrscheinlich
holzerner Torturm gestanden. Slavische Scherben.

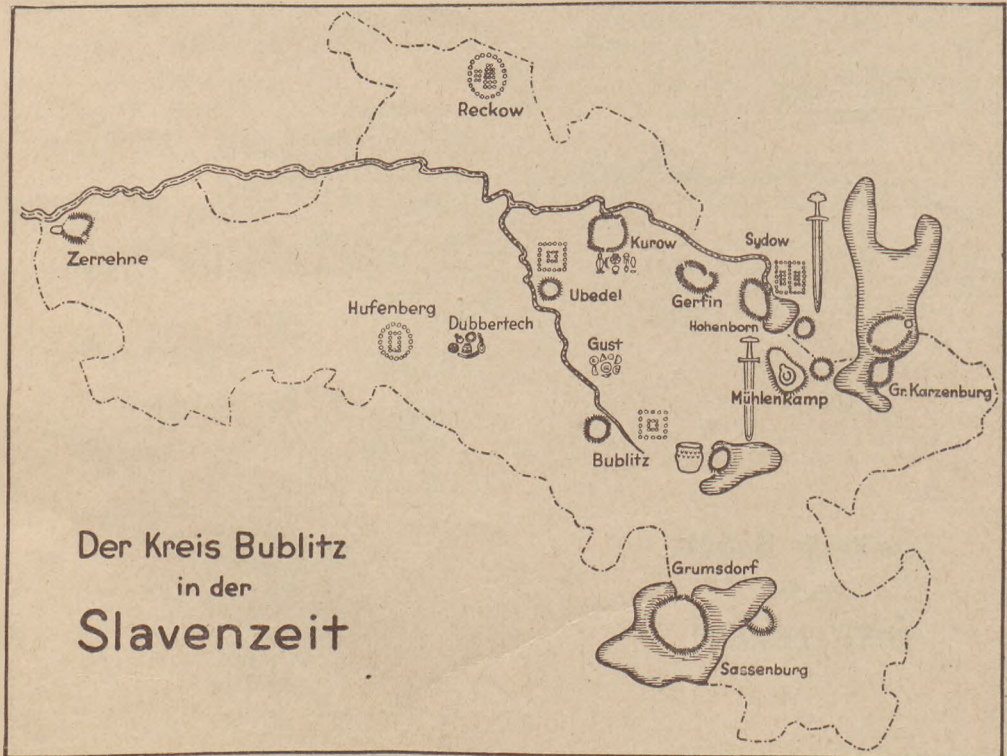
B. Magdalinski, Monatsblätter 1913, S.
103 ff. mit Plan, vermutet auf dem Vor-
sprung einer Tempelstätte. S. Abb. 11.

Z e t t h u n (Karlsdorf):

„Schloßberg“ 400 m westlich von Karlsdorf auf
der Höhe zwischen dem Vorwerk und dem Wald-
rand.

Älteste Generalstabskarte.
Balt. Stud. XII a, 96.





Die Landwirtschaft des Kreises Bublitz

Von Diplomlandwirt Ernst Glaser

Der ehemalige Kreis Bublitz muß als ein überwiegend landwirtschaftlicher Kreis angesehen werden. Der Anteil der landwirtschaftlich Erwerbstätigen an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen beträgt ungefähr 76%; also nur 24% der Bevölkerung des Bublitzer Kreises sind außerhalb der Landwirtschaft berufstätig. Wollen wir uns mit der Landwirtschaft näher befassen, muß zunächst auf die Grundlagen derselben, Klima und Boden eingegangen werden.

Das Gebiet des ehemaligen Kreises Bublitz gehört geologisch zu der norddeutschen Tiefebene. Entstanden aus diluvialen Bildungen liegt eine Moränenlandschaft vor uns. Und zwar bildet der pommerische Landrücken, auf dem der Kreis liegt, das Gebiet der Endmoräne. Die Gletscher sind hier geschmolzen, das Geröll hat sich als Landrücken bis zu einer Höhe von 230 m abgelagert und das Schmelzwasser hat im südlichen Gebiet vorwiegend Sand angeschwemmt. Der sich nach der Eiszeit allmählich bildende Ackerboden läßt keinelei Schichtung erkennen, wahllos sind in ihm zahlreiche größere und kleinere Steine eingelagert, die durch die Gletscher aus dem Norden hierher gebracht, infolge ihrer Härte nicht zerrieben worden sind und nun die Bodenbearbeitung erschweren. Der Ackerboden selbst ist stark wechselnd, nicht ausgeglichen. Meist besteht er aus leichteren, humus- und kalkarmen Böden. In dem hügeligen Gelände tritt an den Hängen und auf den Ruppen Lehm zutage. Nur einige Gebiete mit fruchtbarerem Boden sind eingesprengt. In den Mulden finden wir vielfach Moorbildungen bzw. Seen, in tieferen Mulden als Auswaschungsprodukt an manchen Stellen Mergellager.

Das Klima des Bublitzer Gebietes muß als ein rauhes bezeichnet werden. Die mittlere Jahrestemperatur liegt zwischen 6—7° C. Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt im Durchschnitt der Jahre um 650 mm herum. Diese Zahlen lassen noch kein endgültiges Urteil zu. Bezüglich der Temperaturen muß außerdem noch festgestellt werden, daß diese sehr schwanken, und bezüglich der Niederschläge, daß diese sehr ungünstig im Verlauf des Jahres verteilt sind. Der Frühling setzt spät ein, es ist nicht vor Anfang bis Mitte April mit dem Beginn der Frühjahrspflanzung zu rechnen. Noch bis in den Mai, ja oft bis in den Juni hinein, besteht die Gefahr des Nachfrosts, und nicht selten ist der Roggen in der Blüte erfroren, und sind die Kartoffeln abgefroren. Nach dem späten Frühjahr folgt

ein trockener Frühsommer. Der Mai und Juni sind regenarm. Die Folge davon ist, daß das Sommergetreide besonders auf den leichteren Böden darunter leidet, da es sich ja zu dieser Zeit im Schossen befindet und gerade dann während seines Wachstums am meisten Feuchtigkeit benötigt. Das Wintergetreide übersteht diese Trockenheit eher, da es die Winterfeuchtigkeit besser ausnutzen kann. Dürreschäden im Wintergetreide sind aber auch keine Seltenheit. Nach dem trockenen Frühjahr folgen mit den Monaten Juli/August die beiden niederschlagsreichsten Monate des Jahres. Der meiste Regen also während der Getreideernte! Dadurch werden die Erntearbeiten außerordentlich erschwert. Für das Gedeihen der Kartoffeln kommen diese Regenmengen noch zurecht. Nach einem schönen Herbst, der aber ziemlich kurz ist, folgt ein früher Winter. Die ersten Herbstfröste treten regelmäßig in der ersten Oktoberhälfte auf. Im Durchschnitt der Jahre ist damit zu rechnen, daß von Mitte November bis Ende März keine Feldarbeiten möglich sind. Der Winter ist also verhältnismäßig lang. Das ungünstige Klima zusammen mit den Bodenverhältnissen wirkt, wie die Erträge zeigen werden, ungünstig auf die Höhe der Ernten. Gehen wir jetzt zur Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse über.

Der ehemalige Kreis Bublitz nimmt eine Fläche von 710,76 qkm ein. Auf diesem Gebiet leben 22 230 Einwohner, das sind auf 1 qkm 31,28 Einwohner. Gegenüber einer Bevölkerungsdichte des westdeutschen Industriegebietes, wo 1 qkm 300—400 Menschen ernährt, erscheint die Zahl gering. Jedoch darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, eine derartige Bevölkerungsdichte anstreben zu wollen. Bauernland kann nicht mit Industriegebieten verglichen werden! Die Zahl der gefundenen Bauernfamilien, die auf den vorhandenen Böden bestehen können, bildet die Grundlage der Bevölkerungsdichte.

Die Nutzung des Bodens verteilt sich wie folgt:

Landwirtschaftlich genutzte Fläche	39 428 ha
Forsten und Waldungen	25 760 „
Haus- und Hofräume	487 „
unkultivierte Moore	449 „
Dedland, u. a. Steinbrüche, Sandgruben	1 463 „
Wegeland	3 422 „
	<hr/>
	71 009 ha

Nach den oben angegebenen Zahlen beträgt die landwirtschaftlich genutzte Fläche 55,5% der Gesamtfläche. Das ist verhältnismäßig nicht viel. Die Bodenverhältnisse sind daran schuld. Der große Anteil leichteren Bodens bedingt vermehrte Aufforstung, und so finden wir von der Gesamtfläche 36,2% als Wald vor. Die insgesamt 449 ha unkultivierten Moore machen

nur 2,7% der Fläche aus. Hier bietet sich noch ein Betätigungsfeld für die Zukunft, da ein Teil dieser Moore noch in Grünland umgewandelt werden kann.

Sehen wir uns die landwirtschaftliche Nutzfläche von insgesamt 39 428 ha näher an, so können wir folgende Unterteilung treffen:

Es sind

Ackerland . . .	32 092 ha	= 81,4%
Wiesen . . .	3 968 „	= 17,3%
Weiden . . .	2 844 „	= 17,3%
Gartenland . . .	524 „	= 1,3%
	<u>39 428 ha</u>	

Es werden
angebaut und geerntet:
Ertrag dz/ha ca.

Roggen	10 300 ha	16,— dz
Weizen	252 „	16,— „
Hafer	5 110 „	16,1 „
Gerste	613 „	18,6 „
Gemenge	1 238 „	18,— „
Kartoffeln	5 646 „	148,3 „
Wurken u. Futtermühen	1 073 „	335,— „
Klee	2 263 „	37,8 „ (Heu)
Lupinen	756 „	16,— „



Das Kalkbachtal auf der Grenze zwischen dem Publiger und dem Rummelsburger Kreise ist von großer landschaftlicher Schönheit
Aufn. Dr. Otto Wegner

Das Verhältnis zwischen Ackerland und Grünland ist ungünstig, zumal noch das Grünland nicht gleichmäßig über das Gebiet verteilt ist, so daß die meisten Wirtschaften unter Wiesenmangel zu leiden haben.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß Klima und Boden einen wesentlichen Einfluß ausüben. So muß ein Ueberblick über die Ackerfläche zeigen, daß Früchte mit höheren Ansprüchen überhaupt nicht angebaut werden. Wir werden beispielsweise die Zuckerrüben überhaupt nicht antreffen.

Folgende Uebersicht soll die Ernteflächen der wichtigsten Früchte und ihre Erträge angeben.

Außerdem werden noch kleine Flächen mit Luzerne, Flachs, Raps, Rübsen, Buchweizen bebaut.

Die Tabelle zeigt deutlich, daß als hauptsächlichste Früchte Roggen und Kartoffeln, dann der Hafer die Ackernutzung ausmachen.

Von dem Gesamtackerland sind:

Roggen . . .	32,1%
Weizen . . .	0,8%
Hafer . . .	15,9%
Gerste . . .	1,9%
Kartoffeln . . .	17,6%
übrige Früchte .	31,7%

Die Wirtschaftlichkeit aller Betriebe steht wesentlich mit der guten Verwertbarkeit von

Roggen und Kartoffeln in Einklang. Infolge ungünstiger und vor allem stark schwankender Preise mußten die Wirtschaften stark verschuldet und gefährdet werden. Viele Betriebe sind zwangsversteigert worden, manchen ist die Osthilfe zur letzten Rettung geworden, bis endlich nach der Machtübernahme Adolf Hitlers die Agrargesetzgebung des Reichsbauernführers Darré und das Erbhofgesetz wieder das Gefühl der Sicherheit gebracht haben.

Eng im Zusammenhang mit der Bodennutzung steht die Viehhaltung.

In insgesamt 3675 viehhaltenden Haushaltungen waren:

Pferde	4 174 = 9%
Rindvieh	12 476 = 26,9%
Schweine	20 118 = 43,4%
Schafe	9 593 = 20,7%

Die Schweinehaltung nimmt den größten Prozentsatz ein. Die bereits angeführten Ernteflächen geben ohne weiteres Aufschluß. Die Kartoffelanbaufläche ist groß, es gilt eine größere Menge Kartoffeln durch den Schweinemagen zu verwerten. Die vorhandenen Grünlandflächen sind gering. Auf ihnen muß sich die Rindviehhaltung aufbauen.

Im folgenden soll auf die Betriebsgröße der Wirtschaften eingegangen werden und auf die Verteilung in verschiedene Größenklassen. Die nationalsozialistische Forderung geht dahin, daß eine gesunde Mischung von groß- und bäuerlichem Besitz vorhanden sein soll.

Im Gebiet des ehemaligen Kreises Bublitz beträgt der Anteil der Betriebsgrößen an der landwirtschaftlich genutzten Fläche (nach einer Zusammenstellung aus dem Jahre 1925):

Betriebe von 0,1 a	—	50 a	=	0,2%
50 a	—	10 ha	=	9,3%
10 ha	—	50 ha	=	26,3%
50 ha	—	200 ha	=	25,0%
200 ha und mehr			=	39,2%

Danach befindet sich über $\frac{1}{3}$ der Fläche in den Händen des Großbesitzes. Die Besitzgröße von 50 ha—200 ha kann fast noch mit zum großbäuerlichen Besitz gerechnet werden, obwohl das Reichserbhofgesetz die Grenze bei 125 ha zieht. Es handelt sich, wie auch zahlenmäßig aus nachfolgender Zusammenstellung hervorgeht, um einen geringen Prozentsatz dieser Betriebsgröße. Es beträgt nämlich der Anteil der Betriebsgrößen an der Gesamtzahl der Betriebe:

Betriebe von 0,1 a	—	50 a	=	15%
50 a	—	10 ha	=	58,5%
10 ha	—	50 ha	=	24,2%
50 ha	—	200 ha	=	1,2%
200 ha und mehr			=	1,1%

Obige Tabelle, die ebenfalls aus dem Jahre 1925 stammt, läßt die Unterschiede, die das Reichserbhofgesetz trifft, nicht klar erkennen. Jedenfalls ist aber Bublitz ein vorwiegend bäuerliches Gebiet. Es bleibt zu hoffen, daß die Auswirkungen des Reichserbhofgesetzes dahingehen, daß einmal viele kleine Betriebe unter $7\frac{1}{2}$ ha, die keine Bauernfamilie ernähren können, verschwinden, d. h. durch Zusammenkauf oder auch Heirat zu Bauernhöfen werden und daß auf der anderen Seite der Großbesitz, der sich nicht aus eigener Kraft erhält und innerhalb seines Kreises vorbildlich wirkt, Raum für neues Bauerntum bildet.

Nach all den Betrachtungen wirtschaftlicher Art darf aber unter keinen Umständen der Bauer selbst vergessen werden. Seit der Inflationszeit, die doch auch nur eine Scheinblüte darstellte, kämpft der Bauer mit größter Zähigkeit auf seiner Scholle und um seine Scholle. Die gesamte Wirtschaftslage hat durch immer ungünstiger werdende Preisspannen zwischen Produktionsmitteln und den landwirtschaftlichen Produkten zu wachsender Verschuldung und damit steigender Zinsenlast geführt, die zur Zinsknechtschaft geworden ist. Fast ein jeder Bauer hat sich ausrechnen können, wie lange es noch dauern konnte, bis auch er von Haus und Hof mußte. Würde er sich die materialistische Denkungsart der früheren Zeit zu eigen gemacht haben, er hätte schon längst seinen Hof wegen Unrentabilität verkauft. So aber hat er den Kampf um seine Scholle aufgenommen und ihn jahrelang erbittert unter Zurücksetzen seiner persönlichen Ansprüche bis zum äußersten geführt. Bei allem Wirtschaftskampf hat er es nicht vergessen, die Fortschritte in der Landwirtschaft sich zunutze zu machen. Zahlreiche landwirtschaftliche Vereine, Bullen- und Eberhaltungsvereine sowie Meliorationsgenossenschaften sind Zeugen dafür. Die landwirtschaftlichen Vereine sind später zwecks Erfassung der gesamten Bauern in den Ortsbauernschaften ausgegangen. Daneben haben sich auch die Hausfrauen zusammengeschlossen. Zur Ausbildung der Landjugend ist in Bublitz eine Landwirtschaftsschule gegründet worden, die auch heute noch als „Bäuerliche Werksschule“ ihre Aufgaben erfüllt, die männliche und weibliche bäuerliche Jugend auszubilden.

So steht nun die Bauernschaft des ehemaligen Kreises Bublitz wieder hoffnungsfreudig auf ihrer Scholle und steht heute wie seit langen Jahren geschlossen hinter Adolf Hitler.

Aus der Pflanzenwelt des früheren Kreises Bublitz

Von Ernst Holzfuß

In der vorliegenden Arbeit kann es sich nur darum handeln, einen Einblick in die Flora des Kreises zu vermitteln. Es wird am besten geschehen, wenn aus der Fülle der Erscheinungen einige Vegetationsgesellschaften herausgegriffen werden, in denen sich das Pflanzenleben vorteilhaft offenbart. Gewählt wird deshalb der südöstliche Teil des früheren Kreises Bublitz mit seiner Endmoräne und den vielen Seen, und aus diesem betrachten wir den

Wettrin-See und seine Gewächse.

Er liegt unweit der Chaussee von Drawehn nach Gr. Carzenburg. Ueber das klare Gewässer des abfluslosen, langgestreckten Sees schauen wir hinüber zu dem hohen jenseitigen Gelände nach dem Gehöft Wettrinchen. (Siehe Abb. 1) Viele größere und kleinere Fündlinge liegen im Wasser und teilweise am sandigen Ufer. Wacholder, einzeln und in Gruppen, verleihen dem Gestade einen besonderen Reiz. Auf dem Sandstrande bildet die armblütige Simse, *Scirpus pauciflorus*, kleine

Polsterchen, aus denen sich die 4—7 blütigen Köpfechen erheben. Das knotige Mastkraut, *Sagina nodosa*, treibt aus den schmalblättrigen Blattrosetten eine Anzahl ausgebreiteter Stengel, die mit Knäueln kleiner Blütbüschel besetzt sind und dem Pflänzchen ein knotig-quirliges Aussehen geben. Auf längeren Stielen stehen weiße Blüten. Nicht weit entfernt wächst der binsenartige Strandling, *Littorella juncea*. Das kaum fingerlange, zu den Wegerich-Arten gehörige Gewächs mit den fadenförmigen Ausläufern und linealisch-pfriemenförmigen Blättern treibt ebenso lange einblütige männliche Blüten mit je 4 langen Staubgefäßen. Die fast sitzenden weiblichen Blüten stehen in den Blattscheiden am Grunde der männlichen Blütenstiele versteckt und strecken ihre langen, gefiederten Narben hervor. Der Wind besorgt die Bestäubung.

Wo dieser Strandling in das tiefere Wasser gerät, da strecken sich seine Blätter bis zu 50 cm Länge empor, ohne die Wasseroberfläche zu erreichen. Ein Blühen ist dann nicht möglich; die Vermehrung geschieht durch längere Ausläufer, an denen sich an bestimmten Stellen Blattrosetten bilden. Auf diese Weise können die Pflanzen oft dichte Unterwasserbestände bilden. In diesem Zustande leitet der Strandling über zu den andern uns besonders interessierenden Wasserpflanzen. Er ist dann von den ähnlich aussehenden Blattrosetten des Brachsenkrautes und der Lobelie zu unterscheiden durch seine Ausläufer und die weißen Wurzeln.

Das Brachsenkraut, *Isoetes lacustris*, gehört zu den Farnpflanzen, das durch seine Anpassung zum Leben unter dem Wasser bemerkenswert ist. Weil es in manchen Gegenden beim Fischen des Brachsen oder Bleis mit auf den Fischmarkt kam, hat es seinen Namen erhalten. Aus dem kurzen, plattgedrückten Stengel treibt das Gewächs viele Blätter, so daß der Stamm schwer zu erkennen ist. Die äußeren, binsenartigen Blätter tragen an der Innenseite des verbreiterten Grundes in einem Grübchen Sporenkapseln mit größeren Sporen. Die folgenden Blätter entwickeln kleinere Sporenkapseln, die auch kleinere Sporen enthalten. Das ganze Jahr hindurch bleibt die Pflanze grün. Dem bekannten Seminarlehrer Doms, dem erfolgreichen Erforscher der ostpommerschen Flora, blieb es vorbehalten, in einem See des Kreises Bütow *Isoetes* zu entdecken, das dann in vielen Landseen des Landrückens aufgefunden wurde. Mit großem Erfolge hat etwa 50 Jahre später der um die Durchforschung der pommerschen Flora verdiente Lehrer Frik Römer, Polzin, das Seengebiet der Kreise Schlawa und Bublitz durchforscht und seine Ergebnisse

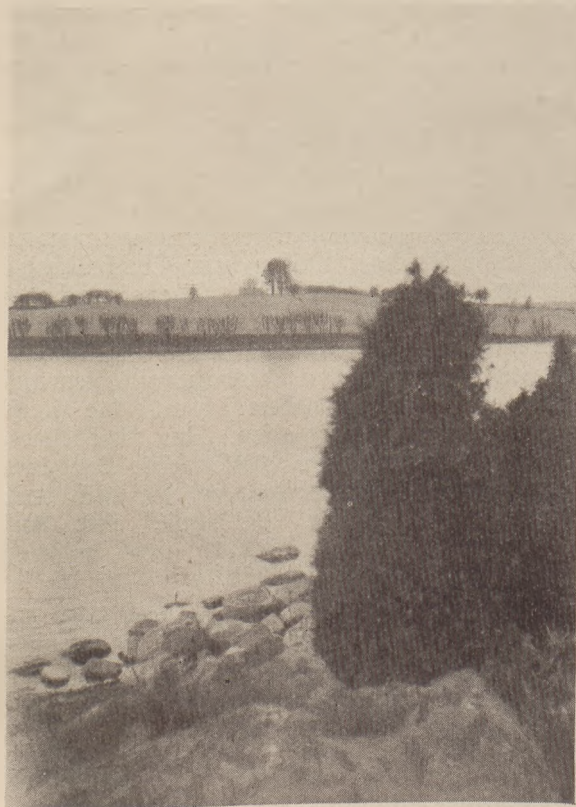


Abb. 1: Am Wettrin-See bei Wettrinchen
ausn. Holzfuß

in den „Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg“ 1913 veröffentlicht.

Als dritte Wasserpflanze im Bunde ist die Lobelie, *Lobelia Dortmanna*, im *Vettrin-See* zu nennen. Sie hat als atlantisches Gewächs ihr Hauptverbreitungsgebiet in den Gegenden der Nordsee und erreicht in den ostpommerschen Seen des Landrückens und Westpreußens ihre Ostgrenze. Ihren Namen hat sie nach dem Botaniker und Arzt P'obel, latinisiert *Lobelius*, bekommen, der 1616 als Hofbotaniker des englischen Königs Jakob I. starb. Der Artnamen ist ihr zu Ehren des holländischen Apothekers *Dortmann* gegeben worden. Im jugendlichen Zustande haben die Blattrosetten der Lobelie Ähnlichkeit mit denen von *Isöetes* und *Litorella*; sie enthalten aber einen Milchsaft, der den beiden andern fehlt. Zur Blütezeit, im Juli und August, schießt die Lobelie ihre Blütenstängel mit 3—10 weißen Blüten über die Wasseroberfläche empor. (Siehe Abb. 2)

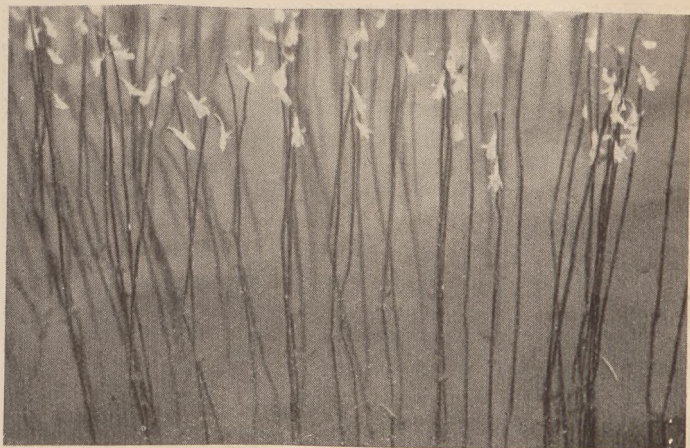


Abb. 2: Blühende Lobelien im *Vettrin-See*
aufn. Dr. Peterßen

Die Landflora bei dem *Vettrin-See*.

Rehren wir nach dieser Abschweifung nach dem *Vettrin-See* zurück. Gegenüber an der andern Seite der *Chaussee* zieht sich ein kleiner, schmaler Hügel von der Straße nach Süden. Sein Boden ist sandig-gründig, teilweise auch lehmig. Neben gewöhnlicher Vegetation trägt er eine höchst beachtenswerte Flora. Das schöne, gelbblühende *Sonnenröschen*, *Helianthemum chamaecistus*, trägt auf seinem holzigen, beblätterten Stengel 4—10 große Blüten. Nicht weit davon findet sich ein Bestand der ästigen *Graslilie*, *Anthericus ramosus*, mit vielen weißen *Lilienblüten*. Der *Berg-Klee*, *Trifolium montanum*, erhebt auf steifem Stengel seinen weißen Blütenkopf unweit der gebräuchlichen *Betonie*, *Betonica officinalis*, deren hellpurpurne Blütenquirle zu einer dichten *Lehre* vereinigt sind. In die Augen fällt der große, rote Blütenkorb der stengellosen *Distel*, *Cirsium acaule*, der in der Mitte der ausgebreiteten *Rosette* stacheliger Blätter steht. Doch dort befinden sich ähnliche stachelige *Blattrosetten* von etwas abweichendem Aussehen, und bald ist auch ein Exemplar mit der Blüte gefunden. Es handelt sich um die stengellose *Wetterdistel*, *Carlina acaulis*, die das Herz eines pommerschen Naturfreundes höher schlagen läßt. Diese eigenartige Pflanze hatte ich im *Kreise* *Bublitz* nicht vermutet, die immerhin als *Seltenheit* bei uns anzusprechen ist. Ihr ungestielter Blütenkorb ist außen von braungrünen, stacheligen Blättern umhüllt, während der innere Kreis aus vielen nebeneinander liegenden silberweißen *Hüllblättern* besteht. Hat sich bei gutem Wetter das Ganze ausgebreitet, so hat man einen prachtvollen Anblick des Blütenkorbes, in dem die langen, strahlenden weißen *Hüllblätter* die *Strahlenblüten* wie bei der *Sonnenblume* vortäuschen und ersetzen und die *Insekten* als *Ueberträger*

Im Verein mit den drei genannten Gewächsen ist das wechselblütige *Sau-sendblatt*, *Myriophyllum alterniflorum*, im *Vettrin-See* und den andern Gewässern des *Kreises* *Bublitz* vorhanden. Der über dem Wasser befindliche Blütenstand ist vor dem Aufblühen überhängend, und dadurch ist die Art von seinen Geschwistern verschieden. Auch stehen die unteren männlichen Blüten meist einzeln und wechselständig. Die langen, flutenden Stengel mit den quirligen, fein zertheilten Blättern, verzweigen sich sehr stark und können kleinere Gewässer förmlich ausfüllen.

Zu dieser vorhin gekennzeichneten Wasserpflanzengesellschaft gesellt sich im *Giller- und Funnen-See* der *Herbst-Wasserstern*, *Callitriche autumnalis*, als seltene Erscheinung. Er ist von allen *Wassersternarten* zu unterscheiden, daß er keine *rosettenartigen Schwimmblätter* bildet, ganz unter der Wasseroberfläche bleibt und schmale Blätter besitzt, die unten am breitesten sind; die *Blattspitze* ist ausgerandet.

Besondere Beachtung verdient im *Porster Mühlenteich* der *Tannenwedel*, *Hippuris vulgaris*, in der Form *fluviatilis*. Die Stengel sind bis 1 m lang, und auch die Blätter werden viel länger als an der Art. Diese Form ist in dem *Mühlenteich* so zahlreich vorhanden, daß der *Rahn* nur mit Mühe durch das Dickicht zu bringen ist. — Nördlich vom *Funnen-See* liegt an dem einzigen Ausfluß des langgestreckten *Papenzin-See* die *Groß-Carzenburger Mühle*. In ihrem *Mühlenteich* befindet sich die *kleine, gelbe Seerose* oder *Mum-mel*, *Nuphar pumilum*, ein kleines Abbild der häufigen *gelben Seerose*, *Nuphar luteum*.

des Blütenstaubes anlocken. Wird das Wetter feucht oder fällt Regen, so richten sich sichtbar die glänzenden Blätter auf, umhüllen die vielen zusammenstehenden gelblichen, kleinen Blüten, um den leicht verderblichen Pollen vor der Nässe zu schützen. So ist die Pflanze ein Wetterprophet und hat ihren Namen „Wetterdistel“ mit Recht erhalten.

Noch ein anderes Gewächs von noch größerer Seltenheit in Pommern ist auf dem Hügel vorhanden. Es waren beim ersten Besuch der Vertlichkeit nur noch einige Blattreste vorhanden, aber der Kenner weiß sofort, daß es sich um die ausgebreitete Rükensschelle, *Pulsatilla patens*, handelt. Im zeitigen Frühling des folgenden Jahres stand sie im vollen Schmuck ihrer blaubioletten Blüten. Noch an einigen benachbarten Stellen beiderseits der Straße war die Pflanze vorhanden. Immerhin ist der Bestand doch gering und verdient völlige Schonung. Es soll noch erwähnt werden, daß alle Rükensschellen bei uns unter staatlichem Schutz stehen. Eine Schwester von ihr, die Wiesen-Rükensschelle, *Pulsatilla pratensis*, die bei uns aber nicht auf Wiesen wächst, hat in reichlicher Anzahl den sandigen Rand eines Jungkiefernbestandes besiedelt. Auch sie ist für den Kreis Publitz bemerkenswert.

Im Gebiet der Gozel.

Hier muß ich teilweise den Spuren des schon genannten verdienstvollen Fritz Römer und des anerkannten ostpommerschen Moosforschers, des einstigen Lehrers Hinzke in Ubedel, der jetzt in Belgard i. R. lebt, folgen. Römer hat Hinzkes und seine Beobachtungen in der „Allgemeinen Botanischen Zeitschrift“ 1911 veröffentlicht. Die Gozel, in nordwestlicher Richtung der Radue zufließend, hat in das kuppige Gelände ihr Bett tief eingegraben. Ein mehr oder weniger breites Wiesental begleitet ihren Lauf. Unterhalb Ubedel treten die Abhänge näher an das Flußufer heran und bilden stellenweise ziemlich, größtenteils bewaldete Böschungen. Dann folgt hinter der Försterei Schloßkämpen ein weites mooriges Wiesengelände fast bis zur Einmündung in die Radue.

Von einer Wiese an der Gozel bei Publitz konnte ich an einem frühen Pfingstmorgen die hübsche Trollblume, *Trollius europaeus*, pflücken und meinen beiden noch schlafenden Wanderkameraden als Morgengruß auf's Bett legen. An den Wiesengräben daselbst steht der seltsame Tannenwedel, *Hippuris vulgaris*, den wir schon in der Form *fluviatilis* im Vorster Mühlenteich kennengelernt haben, wo er in Gesellschaft der beiden Laichkräuter *Potamogeton alpinus* und *mucronatus* vorkommt. Der Tannenwedel gleicht einem Tannenbäumchen; in jedem Blattwinkel seiner quirlig stehen-

den Blätter befindet sich die unscheinbare Blüte mit nur einem Staubgefäß. Es ist das einzige Gewächs bei uns, das in die 1. Klasse des Linnéschen Pflanzensystems gehört.

Ein kleines Farnkraut mit einfach gefiederten Blättern, das sofort an den braunschwarzen Blattstielen als der braunstielige Streifenfarn, *Asplenium trichomanes*, zu erkennen ist, wächst an einer Stelle des hohen Ufers der Gozel bei Ubedel und an der Kirchhofsmauer in Curow. In den schattigen Schluchten des Reviers Schloßkämpen wird das gewöhnlich fingerlange Pflänzchen 25 bis 30 cm lang.

Das Gebiet Schloßkämpen beherbergt noch zwei andere Farnpflanzen, Bärlappe. Ziemlich häufig ist in einem Jagen der Zypressen-Bärlapp, *Lycopodium complanatum* var. *anceps*, dessen über handlange, aufrechte Stengel sächerartig verzweigt und trichterförmig gestellt sind. Die Seitenzweige tragen 2—6 langgestellte Sporenlöhren. Sein büschelig wachsender Bruder, der Tannen-Bärlapp, *Lycopodium selago*, mit dichter (beblätterten) Stengeln trägt an der Stengelspitze ungestielte Sporenlöhren mit Blättern, die denen des Stengels gleichgeartet sind. Er liebt mehr schattige Stellen der Schloßkämpen.

An dem kurzgrasigen Ufer des Röt-Sees gedeiht als kleinster seiner Sippe der Sumpfbärlapp, *Lycopodium inundatum*. Sein kurzer, wurzelnder Stengel trägt einen, selten mehrere fingerhohe Sporenträger. Hier findet sich auch das seltene gelbliche Cypergras, *Cyperus flavescens*, meist am Grunde büschelig verzweigt, mit stumpfkantigem Stengel, der oben den köpfeartigen, gelblichen Blütenstand trägt, neben dem sich manchmal noch 1—2 feiliche befinden. — Bemerkenswert sind an der gleichen Vertlichkeit zwei Mondrauten, ebenfalls Farnpflanzen. Die häufige gemeine Mondraute, *Botrychium lunaria*, trägt ein gefiedertes Laubblatt, dessen Blättchen runderlich-mondförmig sind, und ein rispig verzweigtes Sporenblatt mit vielen Sporenlöhren. Unter dem Bestande dieser Art kommt selten die Mutterkrautblättrige Mondraute, *Botrychium rutaceum*, vor. Das doppeltfiederteilige Blatt steht über der Mitte des Stengels; der Sporenträger ist kurz gestielt. Dieses Farnpflänzchen findet sich auch im Revier Schloßkämpen.

Beachtenswert sind in diesem Waldgebiet noch zwei kleine Orchideen. Aus dem oberflächlich kriechenden, gegliederten Wurzelstock, der kurze Ausläufer mit rosettenartigen Blättern bringt, erhebt die *Goodhere*, *Goodyera repens*, handlange, beblätterte Stengel mit einseitigwendig gestellten kleinen, weißen Blüten. Die eiförmigen bis länglich eiförmigen Blätter fallen durch die hervortretenden, nekadertigen

Nerven auf. Die Pflanze ist benannt nach dem Engländer John Goodyer, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte. Das zweite Knabenkraut, wegen seiner Zartheit Weichkraut, *Malaxis paludosa*, genannt, wächst vereinzelt im Moor der Schloßkämpen. Aus der kleinen Knolle erhebt sich ein kantiger, bis 20 cm hoher Stengel, der unten meist drei längliche Blätter trägt. Die kleinen Blüten von gelblicher Farbe wie die ganze Pflanze, sind zu einer lockeren Aehre vereinigt. Interessant ist das Weichkraut dadurch, daß am oberen Rande der Blätter sich kleine Blattknospen entwickeln, die sich später ablösen und zu neuen Pflänzchen auswachsen können.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß in der Gegend, wo sich die Gozel in die Radüe ergießt, der rote Fingerhut, *Digitalis purpurea*, eingefunden hat. Jedenfalls ist dieser stattliche Bewohner des Harzes und Thüringens im Kreise Bublitz absichtlich ausgesät worden wie an einigen andern Stellen Pommerns, wo er teilweise in üppiger Fülle gedeiht und eine wahre Zierde des Mischwaldes bildet.

Das Schutzgebiet am Nieder-See.

Wo die Radüe aus dem im Kreise Schlawe befindlichen Nieder-See kommt, liegt im Kreise Bublitz ein gut erkennbarer Burgwall; auch der Graben ist an einer Seite noch vorhanden. Zusammen mit den umgebenden schmalen Wiesenteilen und dem anschließenden Mischwalde birgt das Burgwallgebiet eine Pflanzenwelt von einzigartiger Fülle und Geschlossenheit. Zur Sicherung des Pflanzenbestandes ist es vor kurzem gelungen, diese Fläche als Schutzgebiet erklären zu lassen. Das Ministerium hat die von dem Kösliner Regierungspräsidenten erlassene Schutzverordnung genehmigt. Im Schutzgebiet ist es verboten, Pflanzen abzupflücken, abzureißen oder auszugraben; Uebertretungen können bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft werden. Die Grenzen der Schutzfläche sind farblich auf Karten verzeichnet, von denen sich je eine Karte im Ministerium, in der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin, in der Regierung zu Köslin und im Landratsamt Köslin befindet.

Als wichtigstes Gewächs des Burgwallgebietes ist die prächtige Orchidee, der Frauenschuh, *Cypripedium calceolus*, zu bezeichnen. Nirgends in Preußen und vielen Teilen Deutschlands habe ich eine solche Fülle dieses Knabenkrautes gesehen. Bei der letzten Untersuchung zählte ich über 250 Exemplare, die meist einzeln stehen, aber auch ganze Bestände bilden von 20 und mehr Stück (Siehe Abb. 3). Aus einem ausdauernden Wurzelstock entspringt ein gegen 30 cm hoher Stengel mit meist vier großen grünen Laubblättern, der oben

1—2 große Blüten trägt. Von den vier langen, purpurbraunen Perigonblättern hebt sich die große, schuhförmig gestaltete zitronengelbe Lippe vorteilhaft ab. Rötliche Punkte in ihrem Innern erhöhen den Eindruck. Kleine Insekten, namentlich Fliegen, besorgen die Bestäubung. Die Tierchen können leicht in die Lippe gelangen, wo sie saftreiche Härchen als Nahrung antreffen, aber das Hinauskommen ist nicht leicht. Wollen sie seitlich an der Innenwand emporkriechen, so rutschen sie an dem schlüpfrigen Rande wieder ab. Nur an der Anhaftungsstelle der Lippe befinden sich zwei seitliche Ausgänge, dicht unter der Narbe und den dabei befindlichen Pollenbehältern. Kriechen die Fliegen hier hindurch, so müssen sie die Narbe berühren und bringen den von einer



Abb. 3: Frauenschuh im Schutzgebiet am Niedersee
Aufn. M. Reepel

andern Blüte erhaltenen Blütenstaub hier an, und gleichzeitig bleibt neuer Pollen am Fliegenkörper sitzen, der unbewußt aber zielsicher zur Bestäubung einer andern Frauenschuhblüte zur Verwendung kommt.

Von den Sträuchern ist der rote Hartriegel, *Cornus sanguineus*, vorherrschend, außerdem sind vertreten der Schneeball, Haulunder, Faulbaum, Hasel und Weißdorn. Im Walde kriecht der Efeu am Boden entlang und geht verschiedentlich an den Stämmen aufwärts. Aus der reichen Fülle der Krautflora sollen nur einige Vertreter genannt werden. Reichlich tritt die Natterzunge, *Ophioglossum vulgatum*, auf, eine bis handlange Farnpflanze mit einem länglich-eiförmigen, stengelumfassenden Laubblatt und einer langgestielten, einfachen Sporennähre. Die über 1 m hohe ästige

Trespe, *Bromus ramosus*, fällt auf durch ihre sehr lockere, langästige, überhängende Rispe, während die zartere Hundsz-Quecke, *Triticum caninum*, eine dichte, schlaffe Aehre trägt, die nach der Reife der Grasfrucht leicht in einzelne Teile zerfällt. Häufig vorhanden ist die vielblütige Weißwurz oder das Salomonssiegel, *Polygonatum multiflorum*, und an feuchteren Stellen die vierblättrige Einbeere, *Paris quadrifolia*, ein sonderbares Liliengewächs, das durch seinen Blütenbau und seine neblig geäderten Blätter ganz aus dem Rahmen der einkeimblättrigen Pflanzen herausfällt.

Aus der Familie der Hahnenfußgewächse nenne ich einen der stattlichsten, den wolli- gen Hahnenfuß, *Ranunculus lanuginosus*, dessen Stengel und Blattstiele mit langen, abstehenden Haaren besetzt sind. Das ährige Christophskraut, *Actaea spicata*, hat dreizählige Blätter, die wieder gefiedert sind. Die kurze Blütentraube mit den vielen Blüten fällt wenig auf, da die kleinen weißen, schmalen Kronblätter nur die Länge der Staubgefäße haben. Mehr auffällig sind später die erbsengroßen, länglichen Beeren von glänzend schwarzer Farbe. Die recht kräftige akeleiblättrige Wiesenraute, *Thalictrum aquilegifolium*, besitzt in den vielen, meist violett gefärbten, hängenden Staubgefäßen der vielen Blüten einen schönen Schmuck. — Innerhalb des Burgwalles befindet sich ein ziemlicher Bestand des großen Lerchensporn, *Corydalis cava*. Die glänzenden Samenkörner haben einen weißen, öligen Anhang, den die Ameisen gern fressen und deretwegen die Samen verschleppen und die Pflanze verbreiten. Sein kleinerer Bruder, der mittlere Lerchensporn, *C. intermedia*, ist zu erkennen an der rinnenförmigen Schuppe am Grunde des unteren Blattes. — Nicht unerwähnt bleiben darf das Wunder-Weilchen, *Viola mirabilis*, so genannt, weil es zuerst Blätter und Blüten trägt, die aus dem Wurzelstock entspringen; später entwickeln sich auch Stengel mit größeren, charakteristischen Blättern und auch Blüten, die über den Blättern stehen. Auch die Weilchensamen werden von Ameisen verbreitet. Und das gleiche geschieht auch mit denen des weißen Fingerkrautes, *Potentilla alba*, dessen Blüten Ähnlichkeit mit Erdbeerblüten zeigen. Die hübschen Blätter, bestehend aus 5—7 länglichen, ganzrandigen Blättchen auf der Spitze des Blattstiels, sind oberseits grün, unterseits dicht silberhaarig. — Von den Augentrostarten sind zu erwähnen *Euphrasia curta* und die seltene *Euphrasia tenuis*, die bisher von zwei Stellen in Pommern bekannt geworden ist.

Eine Vegetations-Aufnahme vom Burgwallgebiet zeigt nachfolgendes Ergebnis aus der Untersuchung von 1/2 Duzend Affo-

zationsindividuen von je 4 qm. Dabei gibt die erste Zahl den Deckungsgrad, die zweite die Häufigkeit, die Konstanz der Arten, an. Bei den Bäumen und Sträuchern ist vom Deckungsgrad abgesehen worden.

<i>Carpinus betulus</i>				3
<i>Quercus sessiflora</i>				2
<i>Acer platanoides</i>				+
<i>Fagus silvatica</i>				1
<i>Rhamnus frangula</i>				+
<i>Corylus avellana</i>				+
<i>Cornus sanguinea</i>				+
<i>Crataegus spec.</i>				+
<i>Lonicera xylosteum</i>				+
<i>Daphne mezereum</i>				+
<i>Melica nutans</i>	4			1
<i>Milium effusum</i>	3			1
<i>Brachypodium silvaticum</i>	3			1
<i>Poa nemoralis</i>	2			1
<i>Aira caespitosa</i>	1			1
<i>Dactylis glomerata</i>	1			1
<i>Equisetum palustre</i>	2			1
<i>Majanthemum bifolium</i>	4			1
<i>Convallaria majalis</i>	2			1
<i>Polygonatum multiflorum</i>	3			1
<i>Paris quadrifolia</i>	2			+
<i>Cypripedium calceolus</i>	1			+
<i>Anemone nemorosa</i>	5			1
<i>Hepatica triloba</i>	5			2
<i>Ficaria verna</i>	4			1
<i>Thalictrum aquilegifolium</i>	2			+
<i>Ranunculus lanuginosus</i>	5			1
„ <i>acer</i>	1			+
„ <i>auricomus</i>	2			1
<i>Viola mirabilis</i>	3			1
<i>Corydalis intermedia</i>	3			1
<i>Adota moschatellina</i>	1			1
<i>Melampyrum nemorosum</i>	5			1
<i>Pulmonaria officinalis</i>	3			1
<i>Scrophularia nodosa</i>	1			1
<i>Galeobdolon luteum</i>	4			1
<i>Ajuga reptans</i>	3			+
„ <i>genevensis</i>	1			1
<i>Clinopodium vulgare</i>	2			+
<i>Lathyrus vernus</i>	3			1
<i>Geum urbanum</i>	1			1
<i>Potentilla silvestris</i>	1			+
<i>Aegopodium podagraria</i>	4			1
<i>Heracleum sibiricum</i>	1			1
<i>Galium mollugo</i>	1			1
<i>Campanula trachelium</i>	4			+
<i>Phyteuma spicatum</i>	2			1
<i>Primula officinalis</i>	2			+
<i>Mercurialis perennis</i>	4			3
<i>Urtica dioica</i>	1			1
<i>Polygonum dumetorum</i>	1			+
<i>Prunus padus, jung</i>	1			1
<i>Cornus sanguinea, jung</i>	1			1
<i>Corylus avellana, jung</i>	1			1
<i>Fraxinus excelsior, Keimlinge</i>	3			1
<i>Carpinus betulus, Keimlinge</i>	4			1

Die Bubliger Mundart

Von Dr. Fritz Tito

Vorbemerkung: Kürze der Selbstlaute bleibt gewöhnlich unbezeichnet; Länge wird durch Doppelschreibung angedeutet.

Die Bubliger Mundart gehört zu den hinterpommerschen Siedlungsmundarten; sie wird im Kreise Bublitz mit Ausnahme einiger Dörfer im Nordwesten sowie in den angrenzenden Teilen der Kreise Schlawe, Rummelsburg, Schlochau, Neustettin und Belgard gesprochen. Von den Nachbardialekten unterscheidet sich die Bubliger Mundart vor allem in der Entwicklung der mittelniederdeutschen Längen *i* und *ü*; während jene sie gewöhnlich als Monophthonge erhalten haben, erscheinen sie hier als Diphthonge. Die Grenze ist im allgemeinen scharf, nur im Südosten bildet ein Gürtel von Mischmundarten den Uebergang zur Schlochauer Mundart. Die diphthongischen Grenzorte sind Kr. Rummelsburg: Heinrichsdorf, Reinfeld R., Falkenhagen, Kl. Volz, Gr. Volz, Hanswalde, Gadgen, Raffzig, Kl. Schwirsen, Bial, Gr. Reek; im Kr. Schlawe Pollnow, Tazingen, Schwarzin, Naglaff, Kösternitz; im Kr. Kößlin: Seidel; im Kr. Bublitz: Krampe, Neu Budow; im Kr. Belgard: Mandelak, Gr. Tychow, Muttrin; im Kr. Neustettin: Gr. Krössin, Zuch, Gramenz, Fladenheide, Ruffow, Persanzig, Dallenthin, Sparsee; im Kr. Schlochau: Demmin, Schönau, Cickfier, Penkuhl, Lanßen.

Dialektgeographischer Ueberblick.

Westgermanisches kurzes *a* in offener Silbe wird im allgemeinen durch offenes langes *o* [oa] vertreten. Uebereinstimmend mit der Schlochauer Mundart erscheint wgm. *a* als *au* im Südosten in Bözig, Flötenstein, Lanßen, Penkuhl, Cickfier. Belege: faudä Vater, maufe machen, wautä Wasser. Wgm. *aww* erscheint umgelautet gewöhnlich als kurzes geschlossenes *e*: *z. B.* schtreje streuen, freje freuen. Für das südöstliche Uebergangsgebiet gilt Rundung: Belege: höj Hen, schtröje, ströje, ströbje streuen.

Der Umlaut von wgm. *a* in ursprünglich offener Silbe vor mehrfacher Konsonanz ist *ä* im Hauptgebiet, im Südosten *ö*: mökfst machst, fröchst fragst.

Der Umlaut von wgm. *o* in geschlossener Silbe wird durch *ä* im Hauptgebiet, durch *ö* im Südosten vertreten. Belege: fös Füchse, pöt Töpfe, rök Röcke.

Vor *r*, *n* erscheint als Umlaut *ee* im südwestlichen Rummelsburger Kr. Papenzin, Steinhof, Falkenhagen, Marienhütte haben die Formen koin Körner, hoin Hörner, die auch für das Hauptgebiet der Ma. gelten.

Als Umlaut von wgm. *u* in geschlossener Silbe erscheint im Südosten übereinstimmend

mit der Schlochauer Ma. *ü*, während das Hauptgebiet Endrundung aufweist: sün Sonne, rümä herum, kümst kommst, sül Schwelle, grüt, djrüt Grüze.

Für den Umlaut in off. Silbe gelten dieselben Verhältnisse wie bei wgm. *o*; der süd. Rummelsburger Kr. hat hier *ää*, das Hauptgebiet *oi* bezw. *oä* im S. und S.O. Belege für *oi*: boine Boden, soin Sohn, boijel Bügel, boire heben usw.

Lange Vokale.

Wie *au* wgm. *a* in off. S., so entspricht wgm. *e* im S.O. *au* übereinstimmend mit der Schlochauer Ma. Belege für *au*: schaup Schaf, gaue gehen, braude Braten. Für den nördlichen Neustettiner Kr. gilt vereinzelt ebenfalls *au*, *ou*.

In der Entwicklung von wgm. *i* spaltet sich die Ma. in ein diphthongisches Hauptgebiet und ein südliches monophthongisches Teilgebiet. Im Südwesten bilden Gramenz und Fladenheide den Uebergang zum diphthongischen (*äi*) Gebiet. *ii* findet sich im S. in iise Eisen, wiise zeigen, schwiie Schwein. Kurzes *e* gilt gewöhnlich in: destel Deichsel, drest dreift, lede leiden, bete beißen, tretse quälen, es Eis, tet Zeit, gres grau, kwene dahinsiechen. Regelloses Durcheinander von monophth. und



Bublitz: Stiller Winkel in der Oberstadt
Aufn. Hermann Frieze

diphth. Formen gilt für Fladenheide und Gramenz.

Wgm. o wird im allgemeinen durch au vertreten. aa gilt vereinzelt für Grünwald (Kr. Neustettin). z. B. in plaach Pflug, kaafen Kuchen, au in haut Hut, dauf Tuch, daneben ai in gait gut, hait Hut. Ähnlich regelloß ist die Entwicklung von wgm. o in Elfenbusch. Als Umlaut von wgm. o erscheint im südwestlichen Rummelsburger Kr. ee. Für den Hauptteil des Ma. gilt oi. Belege für oi: soike suchen, ploije pflügen, soit süß, toiwie warten.

Wgm. u hat sich mundartlich ähnlich wie wgm. i entwickelt. Das Hauptgebiet hat ä-u (ä-u getrennt zu sprechen). ou gilt für Zuch, Versanzig, Dallenthin, Ruffow, Buchwald, ebenso für Penkuhl (Kr. Schlochau) in der Mehrzahl der festgestellten Wörter. Belege: doume Daumen, hous Haus, bouten draußen.

Innerhalb der monophthg. Enklave im S. gilt uu vor s, w, auslaufendem e sowie vor r, er und vereinzelt vor l. Belege: duuw Taube, schruuwe schrauben, huul Beule, tuuc Zaun, unrä Euter. Von den übrigen Konsonanten entspricht wgm. u offenes e in meß Maus, el Eule, kel Loch, Grube, les Laus, deme Daumen, betem draußen, peste pusten, het Haut, bret Braut, hes Haus. Daneben findet sich in einzelnen Wörtern äi: käil Grube, äil Eule, däime Daumen.

Die mdal. Entsprechungen des Umlauts von wgm. u sind äi im südwestl. Rummelsburger Kr., während im Hauptgebiet ui gilt. Belege für ui: muis Mäuse, huisä Häuser, schuin Scheune.

Konsonanten:

In der Verbindung -nd wird d in einigen Dörfern im südwestl. Rummelsburger Kr. zu g. Belege: finge finden, bingē binden, kīgā Kinder. Das Hauptgebiet hat n: z. B. fine finden usw. Wgm. k wird im S.O. zu tch, tsch. Belege für tch: tcheel Kerl, tchinā Kinder, tchööst Kruste, tchüdd Rüdde, dätchā Dächer, ditch Teich, tchlaie klein, itch ich.

Wgm. g wird innerhalb desselben Gebiets vor hellen Vokalen sowie vor r, l zu dj. z. B. djlitich gleich, djrötā größer, djroie grün, djelmoire Mohrrüben.

Wgm. s bleibt im Anlaut vor l, m, p, t, w im S.O. erhalten, z. B. slachte schlachten, slauge schlagen, snidje schneien, stoite stoßen.

Zur Herkunft der Besiedler des Gebiets.

Die deutschen Besiedler stammten, wie eine Vergleichung mit westniederdeutschen Mdaa. ergibt, aus Niederfranken und Niedersachsen. Gemeinsam sind dem Mdsrl. wie der Bu. Ma. folgende Merkmale: der Wandel von g zu j vor hellen Vokalen. Auf Niederfranken weist ferner die Bildung der 2. Pers.=Mehrz. auf

-o gegenüber niederfächsischem -ot. Es überwiegt indessen das niedersächsische Element, und zwar sind es besonders Westfalen und das Gebiet der nordniederfächsischen Mdaa., die als Heimat eines großen Teils der Siedler in Betracht kommen. Die Berichte von Prof. Wrede über den Sprachatlas des Deutschen Reiches ermöglichen es, für eine Reihe lautlicher Erscheinungen Entsprechungen im westlichen Niederdeutschland festzustellen.

Die oben erwähnte Diphthongierung von wgm. i findet sich auf westfälischem Gebiet wieder. Für „Eis“ gilt folgende Grenze (Anzeiger f. deutsches Altertum XVIII, 410) von Westen beginnend: Camen, Hamm, Wiedenbrück, Bielefeld, Blotho, Kinteln, Hameln, Eldgafen, Sarstedt, Hornburg, Goslar, Seesen, Gandersheim, Moringen, Uslar, Borgholz, Stadtberge, Brilon, Wintersberg, Schmallenberg, Iserlohn, Anna.

Die westfälischen Diphthongierungsgrenzen für „aus“ stimmen im allgemeinen mit denen für „Eis“ überein.

Als Uml. von wgm. u hat die Bu. Ma. (mit Ausnahme des südwestl. Rummelsburger Kreises) ui; ebenso gilt ui für „Häuser“ im westfälischen Diphthongierungsgebiet.

Im Stammsilbenvokalismus von „Leute“ stimmt die Bu. M. ebenfalls mit dem Westfälischen überein.

Don den Flurnamen des Sublicher Landes

Von Dr. Robert Holsten

Ach wie gut, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!

So singt der Zwerg im deutschen Märchen. Diesem Sang liegt die uralte Vorstellung zu Grunde, daß, wer einen Namen weiß, Gewalt über seinen Träger hat. Wir finden sie auch sonst wirksam. Nach dem Glauben unseres Volkes soll man den Namen eines Kindes vor der Taufe nicht ausplaudern. Die bösen Geister, die uns überall umgeben, könnten mit der Kenntnis des Namens, so meint man, Gewalt gewinnen über das kleine Wesen, das noch nicht den Schutz der heiligen Handlung genießt.

Das Sublicher Land ist schön. Als ich es zuerst sah, da staunte ich über diese Schönheit. Berg und Tal! Wald und Feld! Wiese und Bruch! Dazwischen rinnende Wasser und blaue Seen! Ja, das Sublicher Land ist schön, und wir können froh sein, daß ein so schönes Land

an der Grenze unserer Provinz die Wacht hält. Alle diese Teile der Flur aber, die sich zu einem so schönen Bilde zusammensetzen, tragen einen Namen. Das sind Flurnamen. Wir sind jetzt dabei, diese Flurnamen zu sammeln, auch im Bublitzer Land. Die Sammlung ist hier noch nicht abgeschlossen; aber wir kennen doch schon eine ganze Anzahl. Wir wollen einmal sehen, ob auch diese Namen uns Gewalt geben über das Land, dessen Teile sie tragen. Wenn dies der Fall ist, müssen wir durch sie dies Land gleichsam zwingen können, daß es uns Rede und Antwort steht und Auskunft gibt über seine und seiner Bewohner Art und Geschichte. Darum wollen wir von den Flurnamen des Bublitzer Landes sprechen.

Die meisten dieser Namen können wir aus der deutschen Sprache erklären, aber nicht alle. Um sie zu verstehen, müssen wir uns aus der slavischen Sprache Rat holen. Ueber ein halbes Jahrtausend haben die Wenden, ein slavischer Volksstamm, in Pommern gewohnt. Sie gaben den Ortschaften, in denen sie wohnten, aber auch den Teilen der Flur, auf der sie hausten, Namen in ihrer Sprache, und diese haben sich z. T. bis auf den heutigen Tag erhalten, besonders die Ortsnamen. Geringer ist die Zahl der Flurnamen; aber auch von diesen sind einige heute noch bekannt. Bei Priddargen rinnt ein Lunschborn. Das ist offenbar ein Born auf einer Wiese; lonschka heißt slavisch kleine Wiese. Eine Wiese heißt slavisch Belaffe. Slavisch bielawa bezeichnet eine Moorbiese; das Wort ist eine Weiterbildung von slavisch belu weiß, welches uns in vielen Namen begegnet, z. B. Belgard-Weißenburg. Weißes Moor findet sich häufig in Pommern auch als deutscher Flurname. Er erklärt sich daraus, daß dort das Wollgras wächst. Seine Aehre sieht nach der Blüte wie

weiße Wolle aus und färbt die Moore weithin mit ihrer leuchtenden Farbe. Auf denselben slavischen Wortstamm geht bei Rurfewanz der Name des Billäwer Berges und der Wiese Ruß-Billäwer zurück. In dem letzten Namen ist Ruß deutsch und bedeutet Schilf, Binien, die ja auf sumpfigem Boden wachsen. Der Berg mag seinen Namen tragen, weil er in der Nähe eines solchen Moores liegt. Er kann hier aber auch weißen Sand bezeichnen. Welches die richtige Erklärung ist, kann nur entschieden werden, wenn man den Berg selbst sieht. Das mag genügen, um das Vorhandensein slavischer Flurnamen im Bublitzer Land zu beweisen. Wie groß ihre Zahl im Verhältnis zu den deutschen ist, können wir erst sagen, wenn unsere Sammlung der Namen abgeschlossen ist. Im allgemeinen ist sie in Pommern gering. Denn die Wenden wohnten zwar im Lande, hatten aber offenbar nur geringe Teile in Kultur genommen.

Immerhin müssen wir mit der Ableitung aus der slavischen Sprache vorsichtig sein. Die Deutung der Flurnamen gibt uns noch manches Rätsel auf, das vielleicht nie gelöst wird. Bei Drawehn und Priddargen heißt eine Wiese Plätsch; derselbe Name bezeichnet auch in Pommern sonst sumpfige Wiesen mit einem Wasserlauf. Man könnte da an kaschubisch pleta = Pfüze, denken. Aber auch der Vergleich mit dem deutschen Zeitwort plätschern liegt nahe. Freilich ist dieses nicht niederdeutsch. Der Name bleibt also wenigstens vorläufig unklar. Für die von mir gegebenen Deutungen darf ich mich auf Prof. Vasmer-Berlin und Dr. Lorenz-Zoppot berufen.

Bedeutung ist, daß der Damerow-See bei Stepen heute im Volksmund Eichensee heißt. Eigentlich müßte man Eichenwaldsee sagen; denn das bedeutet Damerow in der slavischen Sprache. Aber bei dreifach zusammengesetzten



Teilansicht
des Burgwalles
von Bublitz

Namen wird der mittlere Bestandteil häufig unterschlagen. Wir haben hier also eine richtige Uebersetzung aus der slavischen Sprache ins Deutsche. Solche Uebersetzungen finden wir mehrfach in Pommern und zwar schon in alter Zeit. So wird schon 1246 in einer Urkunde von einem Berge Belgor auf Usedom ausdrücklich gesagt, daß er auf deutsch Wittenberg heiße. Auch diese Uebersetzung ist richtig; wir haben belu in der Bedeutung weiß oben schon kennen gelernt. Solche Uebersetzungen konnten natürlich nur entstehen, wenn die Bevölkerung des Landes zweisprachig war, bei uns also, wenn neben den Wenden schon Deutsche im Lande wohnten. Man hat wohl die Frage aufgeworfen, wer nun die Uebersetzer waren. Gehörten sie der älteren Bevölkerung an, oder waren es die Eroberer, die das Land in Besitz nahmen? Man glaubt jetzt beweisen zu können, daß es die alten Einwohner waren. Denn für diese war es ja wichtig, sich eine gewisse Kenntniss der Sprache der neuen Herren zu erwerben.

Immerhin tritt schon durch diese Uebersetzung eine neue Bevölkerung des Publiker Landes in unsern Gesichtskreis, die Deutschen. Sie wohnen heute noch dort, und die Bevölkerung dieser Landschaft ist urdeutsch. Wann sie aber deutsch geworden ist, darüber können uns die alten Flurnamen vielleicht einige Auskunft geben. Denn diese konnten erst entstehen, als Deutsche im Lande wohnten, und je größer ihre Zahl ist, um so dichter müssen sie gesessen haben. Diese ältesten deutschen Flurnamen Pommerns können wir den ersten sechs Bänden des Pommerschen Urkundenbuches entnehmen, die bis zum Jahre 1325 reichen. Nach ihrem Ausweis haben bis dahin im Westen und Süden unserer Provinz schon ziemlich viele Deutsche gewohnt. Aber je weiter wir nach Osten kommen, um so geringer wird die Zahl dieser Namen. In den Grenzkreisen Lauenburg, Bütow, Rummelsburg und Publiki fehlen sie noch ganz. So mag im Lande Publiki die Einwanderung der Deutschen, wenigstens in größerer Zahl, erst nach 1325 erfolgt sein.

Woher aber sind diese Siedler gekommen? — Die deutschen Kolonisten, die in das slavische Wendenland zogen, um es mit dem deutschen Pfluge zu bestellen, stammten nicht alle aus derselben Gegend. In Mittelpommern, besonders in seinem südlichen Teil, nahmen Niederfranken ihren Wohnsitz. Vorkommen bis zur Zarow, die bei Ueckermünde ins Haff fließt, ist dagegen niedersächsisch, und dieser niedersächsische Stamm hat sich über die Inseln Usedom und Wollin an der Küste entlang bis nach Ostpommern vorgeschoben und mehr oder weniger weit landeinwärts ausgebreitet. Zu welchem Bereich gehört nun das Publiker Land, zum niedersächsischen oder zum

niederfränkischen? — Vielleicht kann auch da ein Flurname Auskunft geben. Bei Drawehn haben wir ein Gilmauer (=moor). Es gab früher auch auf dem Lande Gilden. Sie dienten der gegenseitigen Unterstützung ihrer Mitglieder, besonders bei Sterbefällen, veranstalteten aber auch gemeinsame Feste und Gelage. Diese arteten aus und führten oft zu wüsten Saufereien. Das gab der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit Anlaß, gegen sie einzuschreiten. Die evangelische Kirche nahm diesen Kampf bald nach ihrer Gründung auf, und er ist erfolgreich gewesen. Die Gilden in den Dörfern haben sich zwar z. T. noch lange gehalten, sind aber schließlich doch alle verschwunden. Es erinnern noch an sie viele Flurnamen. Die Mittel zu der Ausrichtung der Feste wurden nämlich aus den Einkünften genommen, die ein hierzu ausgeschiedenes Flurstück hergab, ein Acker oder eine Wiese oder eben ein Moor. Dies erhielt dann nach der Gilde seinen Namen, wie bei Drawehn das Gilmauer. Diese Einrichtung der Gilden ist niedersächsisch. Mit den Sachsen sind sie hinübergekommen nach England, sie sind freilich auch dort schon lange ausgerottet. So läßt uns dieser eine Name erkennen, daß die Publiker Kolonisten aus Niedersachsen gekommen sein müssen. Freilich befinden wir uns hier wohl an der Südgrenze niedersächsischen Wesens; weiter südlich beginnt der niederfränkische Einfluß.

Als diese Deutschen ins Land kamen, da sah dieses zum Teil ganz anders aus als heute. Der Boden war damals noch viel nasser, als wir ihn kennen. Bei Rasimirshof trägt eine Sumpfwiede den Namen Seecken, d. h. kleiner See. Offenbar war dies Stück Land ursprünglich ein See, der allmählich verlandet ist. Die Herreblänk bei Drawehn ist eine Wiese; Blänk bedeutet eigentlich einen Ort, wo blankes Wasser steht. Man hat durch Anlegung von Gräben viel getan, um das feuchte Land trockener zu legen und so für die Landwirtschaft brauchbar zu machen. Solange der Boden noch naß war, half man sich durch Anlegung von Dämmen, die durch Aufschüttung von Buschwerk, Erde und Rasen gebildet wurden. So ein Damm heißt Specke; auch in Publiker Flurnamen kommt dieses Wort vor, z. B. bei Forst.

Wälder bedeckten unsere Heimat früher in weit größerer Ausdehnung als heute. Die Slaven haben gar nicht oder nur wenig gerodet und sich damit begnügt, an den von Natur waldfreien Stellen ihre Siedlungen anzulegen. Daher liegen diese oft strichweise und lassen ganze Strecken frei. Die Deutschen aber haben mit ihrem guten Handwerkszeug und ihrem eisernen Fleiß den Wald durch Roden gelichtet, um das Land urbar machen zu können. Daher gibt es in Pommern sehr viele Flurnamen, die mit rade — (roden) zusammengesetzt sind. Im

Kreis Bublitz ist mir ein solcher Name freilich bisher nicht bekannt geworden. Aber das kann Zufall sein. Beim Roden bleiben wohl die Stubben der Bäume stehen; daran mag der Name der Stuwewisch (Stubbenwiese) bei Drawehn erinnern. Man kannte aber noch ein anderes Mittel, des Waldes Herr zu werden: man brannte ihn ab. Hierauf weisen die vielen mit Brand zusammengefügten Flurnamen hin: Brandwiese (Stepen), Brandmauer (=moor, Drawehn), Brandmöße (Gust). Freilich hat man neuerdings gezeugnet, daß solche Brandrodung je stattgefunden habe. Man sagt, ein solches Niederbrennen des Urwaldes würde nur bei ganz besonders langdauernder Dürre möglich gewesen sein; auch sei das Stammholz für die ersten Siedler viel zu wertvoll gewesen, um es den Flammen preiszugeben. Die vielen Brand-Namen will man durch Waldbrände erklären oder durch klimatische Merkmale des Ortes, oder man meint, das beim Roden freizwerdende Ast- und Wurzelwerk möge an diesen Stellen verbrannt sein. Es muß auch auf die Gefahr hingewiesen werden, die darin lag, daß man einen solchen künstlich angelegten Waldbrand schließlich nicht mehr in der Hand hatte. Aber für die andern Erklärungen sind diese Namen eigentlich zu häufig; ich möchte also doch glauben, daß man den Wald zum Teil abgebrannt hat. Wir sehen aber wieder, wie oft wir bei der Erklärung der Flurnamen noch im Dunkeln tappen.

Auch die Tiere, die im Walde und sonst im Lande ihr Wesen hatten, treten uns in den Flurnamen entgegen. Wir wollen nicht viel sagen vom Dachs, dem Grewing, d. h. Gräber, nach dem die Grewingskuhle bei Bischofthum heißt. Wir wollen auch nicht viel davon sagen, daß der Fuchs, wenn wir nach seinem Vorkommen in Flurnamen urteilen dürfen, offenbar häufiger im Lande war als heute; wir finden einen Fuchsberg bei Stepen und Porst. Denn diese Tiere waren dem Menschen selbst wenigstens nicht gefährlich. Wenn aber ein Wolfsberg bei Seeger, ein Wolfsmoor bei Rurow, eine Wolfsmis (= möße) bei Porst genannt wird, so zeigen uns schon diese Namen, wie gefährlich es in alter Zeit in den Wäldern noch war; wir wissen freilich auch sonst von Wölfen im Kreise Bublitz.

Wenn ich von den Pflanzen des Waldes den Wacholder nenne, so tue ich es mehr seines plattdeutschen Namens wegen: ein Knisterberg liegt bei Altbuckow und Drawehn. Knister oder Knafter heißt der Wacholder in ganz Ostpommern. Beide Worte sind augenscheinlich gleichbedeutend; sie kommen gelegentlich an derselben Stelle nebeneinander vor und bezeichnen vermutlich das Knistern der Nadeln im Feuer. Vorpommern sagt dafür Knirck. Beide Gebiete trennt die Insel Wollin mit dem

Namen Gangeln, der aus Machandel gekürzt ist. Im Kreise Lauenburg gibt es die Bezeichnung Raddik; sie entspricht dem polnischen Kadak.

So geben uns die Flurnamen ein Bild des Landes in alter Zeit.

Wir wenden uns jetzt den Menschen zu. Wir erkennen die Stände, in die sich die Bewohner des Landes gliederten. Die Wiese Herreblänk bei Drawehn gehörte dem Gutsherrn; der Name weist also auf das Vorhandensein einer Herrenschicht hin. Wenn wir bei Drawehn, wie oben schon erwähnt, ein Gilmauer haben, so kann sich ein solcher Name nur unter einer Bevölkerung von Bauern gebildet haben; denn diese taten sich, wie wir sahen, in den Gilden zusammen. Schließlich fehlt als wichtiger Stand auch die Geistlichkeit nicht. Auf dem Papensteig (Rurow) ging der Pape (= Pfaffe), wir wissen nicht, zu welchem Ziel.

Die Bevölkerung lebte in der Hauptsache natürlich von der Landwirtschaft. Auch diese unterschied sich in mancher Beziehung von der heutigen Wirtschaftsweise. Es wurde früher viel Flachs gebaut, auch im Bublitzer Land. Wenn der Flachs gezogen war, wurde er nach Abstreifung der Samenknoten ins Wasser gelegt, um zu „röten“, d. h. die holzigen Bestandteile sollten verrotten. So ein Gewässer war der Röhsee bei Ubedel.

Aber wir lernen nicht nur die äußeren Verhältnisse der Menschen kennen; wir tun auch einen Blick in ihre Seelen.

Von jeher ist der pommersche Bauer fromm gewesen. Er fühlt sich in seiner ganzen Tätigkeit abhängig von einer höheren Macht, der gegenüber eigene Klugheit und eigenes Können nichts hilft. Darum wendet er sich gläubig an Gott und hofft auf seinen Segen. Der Vertreter der Religion auf Erden ist der Geistliche. Wir sahen schon, daß er in Flurnamen vorkommt. Der Name Pap (= Pfaffe) stammt wohl aus katholischer Zeit; der evangelische Pastor wird höchstens herabsetzend so genannt. In katholische Zeit erinnert auch der Name Fegefeuer bei Porst; evangelische Christen hätten ihn kaum gebildet. Es bleibt unklar, was er hier bedeutet. Eine Wiese bei Pyritz, die Fegefeuer heißt, liegt am Fuße eines Hügel, auf dem der Galgen stand. Wer an seine Sünden dachte, hatte Angst vor dem Teufel und der Hölle. Zahlreich sind in Pommern die Flurstücke, die nach dem Teufel benannt sind. Sie fallen meistens durch ihr unheimliches Aussehen auf, aber nicht alle. Es ist möglich, daß es gelegentlich auch Stätten heidnischer Gottesverehrung sind, die man dann mit dem Teufel in Verbindung brachte. Auch bei Porst gibt es einen Teufelsberg. Hölle werden häufig enge, unwirtliche Schluchten genannt. Der Name hängt vielleicht ursprünglich mit hohl zusammen oder bedeutet ab-

schüffig, geneigt; wenn aber Hölle daraus geworden ist, so sehen wir eben, in welcher Richtung sich die Gedanken und Empfindungen des Volkes bewegen. Von dem Blockberg bei Drawehn und Hohenborn erzählt man, daß der Teufel mit den Heren dort sein Wesen habe; in der Nähe liegt der Satansteich. Es gibt in Pommern recht viele Berge dieses Namens. Ein Verdienst der evangelischen Kirche ist es, daß sie größere Vertrautheit mit der heiligen Schrift bewirkt hat. Auch das zeigt sich in den Flurnamen, die in neuerer Zeit häufig durch Entlehnung biblischer Namen gebildet werden. So haben wir bei Gust und Porst einen Zionsberg. Gerade im Osten Pommerns scheint es Mode gewesen zu sein, den Berg Zion heranzuziehen. Ich kenne viele Berge dieses Namens aus den Bublitz benachbarten Kreisen Neustettin, Belgard und Rummelsburg; vereinzelt habe ich den Namen auch im Kreise Saackig und Greifenberg gefunden. Sollte der Name Horobzberg bei Drawehn verhört oder entstellt aus Horeb sein? Unmöglich wäre es nicht. Jedenfalls zeigen uns diese Namen, welche Bedeutung das Christentum in der Vorstellungswelt der Bewohner auch des Bublitzer Landes gewonnen hat; sie sind ein Beweis für ihre Frömmigkeit.

Echt deutsch ist die Liebe unseres Volkes zur Natur und sein nahes Verhältnis zu ihr. Scharf beobachtet es die Pflanzen und Tiere und nennt jeden Ort nach dem, was für ihn eigentümlich ist. Wir haben schon eine Reihe solcher Namen angeführt. Von dieser genauen Beobachtung der Natur legt auch der Name eines Waldes bei Kl. Karzenburg Zeugnis ab; er heißt der Knack. Das Wort ist selten; es kommt in Pommern nur im äußersten Osten vor. Es malt offenbar den Klang, den wir beim Brechen eines trockenen Zweiges hören. Soweit ich sehe, bezeichnet das Wort nur Eichenwälder; warum? Im Nadelwald schreiten wir auf den Nadeln geräuschlos dahin, und liegt ein Zweiglein unten, so ist es elastisch und zerbricht nicht knackend. Im Buchenwald raschelt das alte Laub, das schwer vergeht und sich lange hält. Aber im Eichenwald, da knacken unter unsern Schritten die trockenen Zweige, die nicht nur von den Bäumen, sondern auch von

dem Unterholz, das unter ihnen wächst, z. B. von den Haselsträuchern, gefallen sind. So zeigt dieser eine Name, wie genau unser Volk die Natur beobachtet.

Diese Beobachtungsgabe hat zur Folge, daß die Rede des Volkes bildhaft ist. Besonders liebt es, was es sieht, durch Vergleiche zu verdeutlichen. Das erkennen wir auch an vielen Flurnamen. Ein Flurstück heißt Schwolkeschwanz (Altbuskow), weil es der Form dieses Schwanzes gleicht. Wie genau ist da wieder beobachtet! Ob wohl jeder Leser dieser Zeilen den Schwanz einer Schwalbe aus dem Gedächtnis zeichnen könnte? Eine Wiese bei Porst heißt Dorfbrille, weil ihre doppelte Rundung an eine Brille erinnert. Bei Drawehn werden Senken nicht als lang oder kurz, steil oder flach bezeichnet, sondern mit einem bekannten Gerät verglichen. Bactrog heißt die eine. Der Name ist bezeichnend; aber wie gemüthlich wirkt es zugleich, wenn wir bei der Nennung des Namens an die Bereitung des Brotes denken können, das uns nähren und erquickern soll! Schmiedlaod heißt die andere. Das Stroh wurde in einen langen Kasten mit viereckigem Querschnitt, eine Lade, gepackt, um dann mit einer großen Gabel vorgeschoben zu werden, bis ein langes Messer es abschnitt und so zu Häcksel machte.

So tritt uns in den Flurnamen neben den äußeren Lebensumständen auch das Seelenleben unseres Volkes entgegen.

Meine Ausführungen über die Flurnamen des Bublitzer Landes können nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen. Die Sammlung dieser Flurnamen ist noch lange nicht abgeschlossen. Ich bin zufrieden, wenn ich gezeigt habe, daß es sich lohnt, sich mit diesen Namen abzugeben, und dadurch vielleicht dem einen oder andern Lust gemacht habe, sich an der Sammlung zu beteiligen. Mögen sich recht viele finden, die bereit sind, allen Sammlern zu helfen. Wir verlangen heute von der Wissenschaft, daß sie volksverbunden sei. Die Flurnamenforschung ist es. Denn sie dient einem Gut, das im Volke entstanden ist und noch heute lebt, und mehr noch, sie kann ihre Aufgabe nur mit Hilfe des Volkes lösen. Darum auf zur Flurnamensammlung!

Die Kirchenbauten des Kreises Bublitz

von Julius Rohle

Die von West nach Ost fortschreitende Bevölkerung und Entwicklung Pommerns hat die Berglandschaft um Bublitz und Rummelsburg erst spät berührt; noch gegenwärtig sind große Teile derselben mit Wald bedeckt. Die Bau- und Denkmäler dort sind jünger, ihre Zahl ist geringer als in anderen pommerschen Landschaften; erst im Ausgange des Mittelalters entstehen einige Steinbauten, sonst herrscht der Holzbau, nur kirchliche Gebäude kommen in Betracht. Die Ausstattung derselben stammt aus den neueren Jahrhunderten und überschreitet nur in wenigen Werken ein achtbares Mittelmaß. Trotz ihrer schlichten Gestalt verbinden sich die Bauwerke immer gut mit der Landschaft, und wer die vaterländische Geschichte aus den Denkmälern kennen lernen will, hat auch die bescheideneren derselben zu beachten. Dieser Aufsatz soll sich auf die Kirchenbauten des Kreises Bublitz, welcher von 1872 bis 1932 bestand, und der angrenzenden südlichen Spitze des Kreises Schlawe beschränken.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erscheint das Land Bublitz im Besitze des Bischofs von Kammin; mit Kolberg und Rösclin gehörte es zum Fürstentum Kammin. Bischof Friedrich von Eickstedt erhob den Flecken Bublitz 1340 zur deutschen Stadt nach lübischem Rechte. Bublitz blieb die einzige Stadt im Gebiete des Kreises. Die Bischöfe und ihre Lehensleute hatten auf der Anhöhe im Süden der Stadt ein festes Schloß; es wurde in neuerer Zeit abgebrochen; geblieben sind nur die umgebenden Erdwälle. Die Pfarrkirche der Stadt war ein bescheidener, einschiffiger Ziegelbau mit Westturm; der gewiß dem Ende des Mittelalters entstammende Bau wurde, nachdem er mancherlei Veränderungen erfahren, 1886 durch einen neugotischen Ziegelbau ersetzt. Da Bublitz keine wehrhafte Befestigung hatte, so bietet die Stadt gegenwärtig keine alten Erinnerungen mehr.

Von den Landkirchen des Kreises, die von den vermögenden Gutsherrschaften errichtet wurden, reichen zwei in das Mittelalter zurück, die Kirchengebäude von Schwellin und Rarzin, beide nordwestlich von Bublitz gelegen; ihnen schließen sich im Kreise Schlawe die Pfarrkirche des Städtchens Pollnow und die unweit des Gollenberges gelegene Kirche in Rösternitz an. Alle vier wurden um 1500 oder erst im 16. Jahrhundert erbaut, aus wenig zugerichteten Findlingen und Ziegeln, in einfachen spätgotischen Formen. Die Kirchen in Schwellin,

Pollnow und Rösternitz haben quadratische Westtürme, deren alte Bedachungen verloren gegangen sind. Das Kirchenschiff in Pollnow wurde in der Barockzeit und nochmals um 1860 erneuert. Der Turm in Rösternitz zeigt die Merkwürdigkeit, daß er in Folge eines Versehens bei der Ausführung außer Lot geraten ist, also die Zahl der schiefen Türme vermehrt.

Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammt die Kapelle in Wojenthin, ein gepuzter Ziegelbau, zu beiden Seiten des Schiffes eine gewölbte Herrschaftslaube; das Innere bewahrt noch die unmittelbar nach Vollendung des Baues hergestellte Ausstattung. Die Kapelle ist Eigentum der Gutsherrschaft, in ihrer Pflege bedauerlich vernachlässigt.

Nur die genannten Kirchen wurden in alter Zeit gemauert hergestellt; alle anderen sind aus Fachwerk errichtet, soweit sie nicht, einige wenige, im 19. Jahrhundert durch Ziegelbauten ersetzt wurden. Voranzustellen ist zeitlich die achteckige Kapelle in Zeblin, errichtet inschriftlich im Jahre 1662, wiederum Eigentum der Gutsherrschaft. Ihr folgen die Kirchen in Groß- und Klein-Rarzenburg; die Wetterfahne auf dem Dache der ersteren zeigt die Jahreszahl 1685, welche jedenfalls das Jahr der Herstellung des Bauwerks angibt; über der Westseite desselben steigt ein wirkungsvolles



Neueres der Pfarrkirche in Groß-Rarzenburg



Innere der Pfarrkirche in Groß-Rarzenburg

Türmchen auf (vgl. Abb. S. 131). Sonst sind die Außenansichten schlicht behandelt, die Hölzer braunrot, die gemauerten Fache weiß gestrichen; diese Bemalung war ehemals allgemein verbreitet. Noch bescheidener sind die Kirchen in Grumsdorf, Sassenburg, Stepen, Rasimirshof, Drawehn und Klannin. In diesem Zusammenhang ist auch des Fachwerktürmchens der genannten gemauerten Kirche in Rarzin zu gedenken. Die Kirche in Sassenburg wurde, weil hinfällig, seitens der Staatlichen Bauverwaltung 1928 durch einen Ziegelbau ersetzt, dabei die ansprechende Haube des Dachreiters über der Westseite, laut Jahreszahl der Wetterfahne 1757 hergestellt, auf den neuen Turm als Blickpunkt der Dorfstraße vorbildlich übernommen (vgl. Abb. S. 133)

Teile der barocken Ausstattung sind in den genannten Kirchen mehrfach erhalten. Die Kirchen von Groß- und Klein-Rarzenburg und Rarzin haben die Ausstattung vom Ende des 17. Jahrhunderts sogar vollständig bewahrt. Die Kirche in Groß-Rarzenburg ist im Schmuck der gediegenen reichen Ausstattung ihres Inneren das schönste Baudenkmal des Kreises

Bublitz; Altar, Kanzel mit Pfarrsitz, Taufe, die beiden Emporen an der Ost- und der Westseite, dazu die bemalte Balkendecke schließen zu einer ungewöhnlichen Pracht zusammen (vgl. nebenst. Abb.). Das Bauwerk und seine Einrichtung wurden von der Gutsherrschaft v. Münchow, vermutlich mehreren Mitgliedern derselben, gestiftet und geschaffen; der Altar trägt die Wappen eines Ehepaars, v. Münchow und v. Köller. Der Deckel der Taufe ist bezeichnet mit der Jahreszahl 1701; ihn krönt ein seine Jungen nährender Pelikan, die Flügel weit ausbreitend; das geschnitzte Ornament ist ein saftiges, kräftig bewegtes Akanth-Blattwerk. Die Bemalung, in der Hauptsache Weiß mit Gold und Schwarz, ist noch die alte. Die Ausstattungen von Klein-Rarzenburg und Rarzin sind von geringerer Bedeutung; die Kanzel in Klein-Rarzenburg wurde laut Inschrift gestiftet vom Gutsherrn Valentin v. Lettow und seiner Gemahlin Christiana Maria v. Puttkammer 1693. Die Ausstattung von Groß-Rarzenburg erinnert lebhaft an eine Gruppe gleichzeitiger kirchlicher Ausstattungen im Kreise Neustettin, namentlich an die des Dorfes Eichenberge, das gleichfalls dem Geschlecht v. Münchow gehörte. Hier wie dort betätigte sich dieselbe Werkstatt; da Schriftsachen fehlen, bleiben Namen und Wohnsitz des führenden Meisters unbekannt. Kolberg war ehemals ein Sitz tüchtiger Kunsthandwerker; vielleicht war der Meister dort ansässig, oder er hatte dort seine Ausbildung empfangen.

Von den kirchlichen Geräten des Kreises verdienen einige besonders beachtet zu werden. Die Kirche in Grumsdorf besitzt einen schönen, 1670 geschenkten silbernen Kelch, welcher gemäß seinen Stempeln von einem Meister PS in Augsburg gefertigt wurde; er ist ein gutes Beispiel der Tätigkeit der sehr geschickten Augsburger Goldschmiede. Der silberne Kelch der Kirche in Zeblin, nebst der Patene 1664 geschenkt, wurde den Stempeln zufolge von David Splittgerber in Kolberg gefertigt; der silberne Kelch in Goldbeck, 1742 geschenkt, wurde gleichfalls in Kolberg verfertigt, doch ist der Meisterstempel unklar. Die zinnerne Tauffschale in Sassenburg fertigte Meister THS in Stettin.

Auch die sehr verbreiteten Messingschüsseln des 17. Jahrhunderts sind in einigen Beispielen vertreten. Die Tauffschüssel in Bublitz, von einem Ehepaar Langen aus der Gemeinde gestiftet, Adam und Eva in gefälligem Ranken-Ornament darstellend, mag im östlichen Pommern, vielleicht in Stolp entstanden sein. Drei andere Schüsseln in Groß-Rarzenburg, Zeblin und Wojenthin sind mutmaßlich Erzeugnisse der Nürnberger Beckenschläger; sie zeigen biblische Bilder, die beiden Rundscharfer mit der großen Traube, die Verkündigung Mariä und

die Taufe Christi. Die Schüssel in Groß-Rarzenburg wurde 1664 geschenkt; die Schüssel in Wojenthin trägt eine Umschrift in Kleinbuchstaben, eine wiederkehrende Legende, Abkürzung des Spruches: Nomen Christi benedictum in eternum.

Zum Schluß noch Bemerkungen über einige Glocken und ihre Gießer. Die ältesten Glocken sind am Orte der Bestimmung gegossen

dem östlichen Pommern und Teilen des angrenzenden Westpreußens lieferten. Die Kirche in Rösternitz besitzt eine Glocke, welche Johann Martin Meyer aus Neustettin inschriftlich zu Schlawa 1778 goß, jedenfalls dort zusammen mit einigen anderen Glocken, weil die Wege von seinem Wohnsitze bis zu den Bestimmungsorten schwierig zu befahren waren. Eine Glocke, welche derselbe J. M. Meyer in



Abgebrochene Kirche in Sassenburg

von wandernden Gießern, in Groß-Rarzenburg von Bartholomäus Koeler 1581, in Borst und Drawehn von Dietrich Beckmann 1583 und 1593; beide hatten ihre Heimat im östlichen Pommern, wo Glocken von ihnen auch an anderen Orten bekannt sind. Der weit gewanderte lothringische Gießer Franz Dubois goß Glocken in Klannin und Schwellin 1648, in Kasimirshof 1650. Im 17. Jahrhundert bildete sich in Rolberg, im 18. Jahrhundert in Neustettin eine ständige Gießerei, welche beide bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Glocken nach

Neustettin 1783 für die Kirche in Drawehn goß, wurde im Weltkriege abgegeben.

Der Aufsatz gibt eine zusammenfassende Uebersicht auf Grund des Buches: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Pommern. Dritter Teil: Der Regierungsbezirk Köslin. Band III: Die Kreise Schivelbein, Dramburg, Neustettin Bublitz, Rummelsburg, im Auftrage des Provinzial-Verbandes bearbeitet von Julius Vohte. Stettin, Leon Samniers Buchhandlung 1934. XXXII und 128 Seiten mit 59 Abbildungen. Broschirt 4,— RM. Diesem Buche sind die Abbildungen der Kirchen in Groß-Rarzenburg und Sassenburg, S. 131, 132 u. S. 133 dieses Heftes entlehnt.

Sitten, Gebräuche und Aberglauben aus dem Lande Bublitz

Gesammelt von Georg Horn, Dargen

Die nachfolgenden Ausführungen sind aus der Beobachtung und aus Gesprächen mit Arbeitern, Bauern und ländlichen Handwerkern in mehrjähriger Arbeit erwachsen. Als Sohn eines kleinen ostpommerschen Landwirts und infolge der dauernden Verbindung mit der Landbevölkerung in meinem Berufe bin ich mit den Gewohnheiten des Landes vertraut. Trotzdem erheben die Ausführungen keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Gar manches wird mir entgangen sein. Ganz klar in der Sache wird man erst sehen können, wenn der „Atlas zur pommerschen Volkskunde“ des Volkskundlichen Archivs der Universität Greifswald erschienen sein wird. Vieles von dem Angeführten ist schon verschwunden. Nur ganz alte Leute wissen noch davon. Auf Untersuchungen über die Ursprünge und Erklärungen der Sitten und Gebräuche lasse ich mich nicht ein. Wahrscheinlich ist manches wendischen Ursprungs. Soll doch in heutigen Kreise Bublitz die Bevölkerungszahl der Wenden im Verhältnis zu den deutschen Kolonisten stärker geblieben sein. Doch fand bald eine Verschmelzung beider Rassen statt. Zu Ende des 14. Jahrhunderts war Bublitz wohl wieder ein deutsches Land zu nennen. Die Ausführungen zeigen auch, wie sehr der bäuerliche Mensch mit der Natur, mit dem Boden verwachsen ist und wie er alles, Tiere, Pflanzen, Naturerscheinungen befeelt. Das ist ein Zustand, der dem Stadtmenschen, der von Zerstreuung zu Zerstreuung eilt, und der in Stunden, wo ihm solche fehlen, mit sich nichts Rechtes anzufangen weiß, ganz unbekannt ist. Die Begriffe bäuerlicher Mensch und Stadtmensch sind hier nicht räumlich gemeint, sondern seelisch. Es gibt beide Arten von Menschen sowohl in der Stadt wie auf dem Lande. Wenn wir die Scheinkultur der letzten Jahrzehnte wirklich überwinden wollen, müssen wir insgesamt mehr „verbauern“ im guten Sinne des Wortes.

1. Geburt, Taufe, Kindheit.

Den Kindern sagt man, daß der Storch das Brüderchen oder Schwesterchen gebracht habe. Wöchnerinnen sollen sich nicht vor dem ersten Kirchgang außer dem Hause aufhalten, da ihnen leicht ein Schabernack getan werden könnte. Gewöhnlich findet die Taufe innerhalb von 6 Wochen nach der Geburt statt. Meistens

werden dazu drei Paten bestellt, bei einem Mädchen ein männlicher und zwei weibliche, bei einem Jungen zwei männliche und ein weiblicher. Jeder der Paten muß den Täufling ein Stück tragen. Früher überreichten die Paten dem Täufling einen Patenbrief, in den verschiedene Geldsorten hineingelegt wurden, damit es ihm niemals an Geld fehle. Der Patenbrief wurde mit roter Schnur umwickelt. Sie durfte nicht geknotet werden, damit nicht der Verstand des Kindes verknotet werde, das Kind also dumm bliebe. Auch sollte ein junges Mädchen nicht zuerst bei einem Mädchen Pate stehen, da es sonst keinen Mann bekäme. Allgemein ist noch der Glaube verbreitet, daß der Täufling nach den Paten artet. Den Rat, daß man sich keine dummen Paten für das Kind wählen solle, damit auch das Kind nicht dumm bliebe, kann man oft hören. Der Charakter des Kindes wird von dem Paten bestimmt, der zuerst ins Zimmer tritt. Werden Knaben und Mädchen am gleichen Tage getauft, so muß man darauf achten, daß das Mädchen zuerst getauft wird. Wird der Knabe zuerst getauft, so bekommt das Mädchen männliche Eigenschaften. Bei der Taufe muß es ordentlich zu trinken geben, sonst wird das Kind nicht groß. Man soll nie die leere Wiege schaukeln, sonst wird das Kind unartig. Man soll auch nicht übers Kopfende her nach dem Kinde sehen, das in der Wiege liegt, sonst schießt das Kind später. An den Ringeln an den Beinchen des Säuglings kann man sehen, wieviel Geschwister noch geboren werden. Ferner muß man darauf achten, ob das Kind, das sprechen lernt, zuerst Papa oder Mama sagt. Sagt es zuerst Papa, so folgt ein Brüderchen; sagt es Mama, ein Schwesterchen. Kleinen Kindern dürfen im ersten Vierteljahr seines Lebens nicht die Haare gekämmt und die Nägel beschnitten werden, sonst hat das Kind Unglück. Wenn das Kind ein Jahr alt ist, legt man ihm am Geburtstag einen Taler, ein Buch und ein Stück Brot vor. Greift es nach dem Taler, so wird es reich oder sparsam; greift es nach dem Buch, so wird es fromm oder gelehrt; greift es nach dem Brot, wird es ein Vielfraß. Häufig hört man sagen: „Dat Kind is tau klauft, dat waat woll nich ult ware“. Kinder dürfen nicht mit Streichhölzern spielen, sonst machen sie das Bett naß. Kleine Kinder erschreckt man, damit sie folgsam sind, mit dem Wauwau, dem Schornsteinfeger, dem Juden (dei Jaur waat dei inne Sack stäfe) oder mit dem Mummatsch. Wenn man von kleinen Kindern träumt, bekommt man Aerger. Ganz kleine Kinder soll man vor dem Regen schützen, sonst kriegen sie Sommersprossen. Es ist aber gut, wenn die Kinder bei Sonnenregen die Müze abnehmen, namentlich im Mai, weil sie dann gut wachsen. Wenn ein Kind zuerst Zähne im Oberkiefer

bekommt, dann wird es nicht groß, denn die Zähne „wachsen in die Erde“.

2. Hochzeit.

In alten Zeiten war eine Hochzeit ein Ereignis fürs ganze Dorf. Lange Zeit vorher lud der Hochzeitsbitter, meist ein Verwandter der Braut, die Gäste zur Hochzeit. Er trug einen großen Strauß am Hut und rote Schleifen an der Schulter. Ueberall wurde er freundlich aufgenommen und bewirtet. Gewöhnlich wurden etwa 100 Gäste geladen. Es kam auch vor, daß fast das ganze Dorf daran teilnahm. Vor der Hochzeit schickten die Gäste Milch und Butter ins Hochzeitshaus. Am Abend vor der Hochzeit fand der Volterabend statt. Draußen polterten die Zuschauer, und die Hochzeitsgäste überreichten in passenden Verkleidungen und Darbietungen den Brautleuten die Geschenke.

Zur Hochzeit wurde vom Hochzeitsvater große Hornmusik angenommen. Er bezahlte sie aber nicht selbst, sondern die Bezahlung wurde von den Gästen entrichtet. Am Morgen des Hochzeitstages wurden die Gäste gegen Geld eingelassen. Die Braut wurde mit Kranz und Schleier geschmückt und dem Bräutigam zugeführt. Unter Tuchen, Kreischen und Schießen fuhr man in laufender Fahrt zur Kirche. Vor der Trauung marschierte der Hochzeitszug um den Altar und legte dort Geld für den Pastor und den Organisten nieder. Ehe das Brautpaar zu Hause wieder über die Schwelle trat, wurde ihm ein Ranten Brot vorgehalten, in den es hineinbeißen mußte, damit es im Leben immer Brot hatte. Dann folgte der Hochzeitschmaus. Während desselben wurde ein „Vivat“ ausgebracht auf die Brautleute und deren Eltern und Lieder gesungen. Während des Essens wurde in einem Teller Geld gesammelt für die Musik. Auch die Kochfrau sammelte für sich mit der Kelle oder auch mit einem Teller. Beim Tanz war der Brauttanz von besonderer Wichtigkeit. Der Bräutigam tanzte mit jeder Dame, die Braut mit jedem Herrn einmal herum. Dabei gab jeder Herr den Musikanten ein Geldstück. Am Mitternacht wurde der Schleier abgetanzt. Bei diesem Schleiertanz versuchte jeder ein Stück vom Brautschleier zu erwischen. Demgegenüber war der Bräutigam bestrebt, seine Braut zu schützen und möglichst viel von dem Schleier für sich zu retten. Nach Mitternacht erschien die Braut in anderer Kleidung mit einer zierlichen Haube auf dem Kopf. Am Schluß der Hochzeit ließen sich die Gäste nach Hause blasen, nicht ohne vorher ein Geldstück entrichtet zu haben. Die Hochzeit fand gewöhnlich an einem Freitag bei zunehmendem Monde statt und dauerte meist bis Sonnabendmorgen. Am Sonntag war Nachhochzeit.

Wenn jemand sein Taschentuch lang aus der Tasche baumeln läßt, sagt man scherzend: Sei jeht upt Frij! Wenn man vom hellen

Feuer träumt, wird man bald zur Hochzeit geladen. Von einem Mädchen, daß beim Waschen eine nasse Schürze hat, sagt man: „Dei kriecht eine döfopene Keel.“ Heiratsfähige Leute sollen sich nicht an die Tischdecke setzen, sonst müssen sie noch sieben Jahre warten. Dasselbe sagt man auch von Mädchen, die die Butter anschneiden. Dagegen sagt man auch: „Wer die Butter schneidet an, kriegt den allerbesten Mann“. Beim Trinken darf man nie eingießen, bevor jemand restlos ausgetrunken hat, sonst bekommt derselbe eine bucklige Ehehälfte. Wenn die Braut vor der Hochzeit die Käse gut füttert, wird sie am Hochzeitstage schönes Wetter haben. Wenn es der Braut in den Kranz regnet, wird sie Glück haben; schneit es dagegen, hat sie Unglück in der Ehe. „Soviel Tropfen Regen, soviel Glück und Segen, soviel Flocken Schnee, soviel Ach und Weh!“ Wenn die Brautleute zur Hochzeit fahren, dürfen sie sich nicht umsehen, sonst hat die Ehe keinen Bestand. Wer sich umsieht, hält schon nach einem andern Ehepartner Umschau, da der erste bald sterben wird. Wer vor der Trauung zuerst über die Kirchenschwelle tritt, führt das Regiment im Hause; desgleichen derjenige, der dem andern während der Trauung auf den Fuß tritt. Finden an einem Tage mehrere Trauungen statt, so hat die erste das meiste Glück; daher erkundigen sich die Brautleute bei der Anmeldung der Trauung stets beim Pastor, ob schon eine Trauung festgesetzt ist, und versuchen dann, den Zeitpunkt der eignen Trauung vor die schon festgesetzten zu legen. Unglück in der Ehe bedeutet der Verlust des Trauringes.

3. Tod und Begräbnis.

Ist jemand gestorben, so wird die Uhr angehalten, der Spiegel verhängt, die Fenster geöffnet, solange die Leiche im Hause steht. Es werden die Glocken geläutet. Der Tote wird gewaschen, mit Totenhemd, Strümpfen und Totenschuhen bekleidet; Männern wird ein Gehrockanzug angezogen; junge Mädchen werden mit Kranz und Schleier geschmückt. Dem Toten werden allerlei Sachen mit in den Sarg gegeben, z. B. Zylinderhut, Brot und Salz und Körner. Zum Begräbnis muß ein Pastor geholt werden, sonst findet die Seele keine Ruhe. Die letzte Ehre für den Toten ist sein Gefolge. Daher soll es möglichst groß sein. Die Böcke, auf denen der Sarg gestanden hat, müssen umgestoßen werden. Die Lichter müssen ausbrennen, dürfen nicht ausgeblasen werden, sonst stirbt bald wieder jemand. Der Tote darf nicht mit dem Kopf zuerst hinausgetragen werden, sonst zieht er andre nach sich. Bei der Beerdigung darf man nicht zu dicht hinter dem Sarge hergehen, sonst tritt man auf den Geist des Toten, der dicht hinter dem Sarge hergeht. Pfarrer und Küster gehen dem Leichenzuge

vorauf, die Gäste folgen. Die Frauen tragen die Kränze. Unter dem Gesang des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ oder „Laßt mich gehn“ wird der Tote auf den Friedhof gebracht. Dem Toten werden drei Hände voll Erde in die Gruft geworfen. Während des Gesanges von „Wo findet die Seele“ wird die Gruft zugeschaufelt. Dann werden Schippen und Spaten einen Augenblick kreuzweis hinaufgelegt. Nach der Beerdigung findet im Trauerhause ein Leichenschmaus statt. Er muß möglichst groß gehalten werden. Nur Geladene haben Zutritt. Es gibt Kaffee und Kuchen und Abendbrot. Auch ein Umtrunk darf nicht ver-gessen werden. „Dann waat det Fell väsope“. Oft dauern diese Festlichkeiten bis in die tiefe Nacht hinein. An der Tafel wird für den Beerdigten der erste Platz trotz Teller, Messer und Gabel freigelassen. Oft wird auch ein Handtuch an der Türe aufgehängt, damit der Verstorbene sich dahinter stellen und dem Leichenschmause zuschauen kann. Versprechen, die man dem Sterbenden gegeben hat, muß man halten, sonst findet seine Seele keine Ruhe im Grabe.

Selbstmörder, ungetauft verstorbene Kinder, Leute, die mit dem Teufel im Bunde waren, gehen um und erscheinen Wanderern namentlich bei Kirchhöfen und Kreuzwegen als Spuk in der Gestalt einer schwarzen Rabe, eines Huhnes, eines Mannes ohne Kopf, bis sie durch Ansprechen, Beten von bestimmten Gesangbuchliedern und Bibelstellen erlöst werden. Von Freimaurern wird oft behauptet, daß sie immer Glück hätten, da sie mit dem Teufel im Bunde wären, dem sie aber ihre Seele verschreiben müßten. Sie könnten sich aber durch den Tod eines andern Menschen freikaufen.

Der Tod eines Menschen kündigt sich an, wenn man die „Totenuhr“ klopfen hört, oder wenn abends die Gule schreit. Wenn im Dunkeln die Hunde andauernd heulen, stirbt bald jemand im Dorf. Auch die Pferde vor einem Leichenwagen deuten die Zukunft. Wenn zum Beispiel das linke Pferd beim Losfahren mit der Leiche zuerst anzieht, ist die nächste Leiche auf der linken Straßenseite des Dorfes zu erwarten. Wenn bei einem allgemeinen Abschiednehmen sich vier Leute über Kreuz die Hände reichen, stirbt ein Jude. Erhebt sich plötzlich ein großer Sturm, sagt man wohl, es hat sich ein Jude aufgehängt. Abends darf man kein Wasser und keine Asche mehr nach draußen tragen, sonst stirbt bald jemand.

4. Advent.

In der Adventszeit schmückt man die Wohnungen mit dem Adventsbäumchen, das in der Art eines Weihnachtsbaumes geschmückt wird und eine Kerze an seiner Spitze trägt. In manchen Häusern wird auch ein Adventskranz aufgehängt, der je nach der Zahl der Advents-sonntage mit 1—4 Lichtern geschmückt wird.

Am Nikolaustage, dem 6. Dezember, stellen die Kinder einen Schuh oder einen Teller heraus in der Erwartung, daß ihnen der Weihnachtsmann etwas hineinlegt. Dieses Schuhhausstellen ist eine alte pommerische Sitte. Schon Nikolaus von Klempten berichtet in seiner Pomerania um 1550: „Dann auf die heilige Nacht haben die Kinder müssen die Schuhe etwar an einen Ort setzen; so legten dann die Eltern Geld, Epfel, Birn, Nüsse oder sonst was darin. Des Morgens, wenn die Kinder aufstundten und daselbige funden, sagten die Eltern, der Heilig — hatte es gegeben“ (Bd. II, S. 155). Allerdings scheint das Schuhhausstellen damals auch noch an andern Festtagen gebräuchlich gewesen zu sein. In der Adventszeit geht der Weihnachtsmann um und sieht nach, ob die Kleinen artig sind, bullert auch wohl ans Fenster oder läßt schwere Tritte im Hausflur hören. Dann sind die Kleinen immer recht artig.

5. Weihnachten.

Weihnachten war zur Zeit der heidnischen Germanen das Fest der Wintersonnenwende (Zulfest) und eröffnete die zwölf geweihten Nächte. Während derselben brauste Wodan mit seiner wilden Jagd durch die Luft. Keine unnötige Arbeit durfte in dieser Zeit getan werden. Kein Kampf wurde ausgefochten. Zulfener wurden entzündet, glühende Sonnenräder wurden ins Tal gerollt. Vor den Häusern wurden Tannenbäume aufgestellt und mit Lichtern und Bändern geschmückt. Jubel und Freude herrschte allenthalben, daß die Sonne, der Quell alles Lebens, nun wieder länger zu scheinen begann. Als das Christentum in deutschen Landen seinen Einzug hielt, half sich die Kirche dadurch, daß sie das tief mit dem Volke verwurzelte Fest zum Geburtsfeste des Heilandes stempelte. Statt der Sonne, der Siegerin über die trüben und kurzen Winter-nächte, wird Jesus, der Lichtbringer, der Welt-heiland, der Bekämpfer des Bösen, verehrt. Aber Name und Zeitpunkt des Festes, sowie viele alte Gebräuche sind geblieben und geben Kunde von längst vergangenen Tagen. In fast jedem Hause erstrahlt die Tanne im Lichterglanze, die gewöhnlich bis nach Neujahr stehen bleibt. Wodan, der einst segnend in den geweihten Nächten durch die Lande zog, erfreut nun am Weihnachtsfeste als Weihnachtsmann die Menschen und bedenkt groß und klein mit seinen Gaben. Noch heute ist der Glaube an „die wilde Jagd“ sehr verbreitet. Noch heute wird zwischen Weihnachten und Neujahr keine größere Arbeit verrichtet, besonders keine große Wäsche gewaschen und zum Trocknen aufgehängt, kein Dung ausgebracht u. ä. Zwischen Weihnachten und Neujahr muß aber unbedingt gedroschen werden und wenn es auch nur eine Stiege ist. Vor Weihnachten ist ge-wöhnlich Schlachtfest. Es wird ein Schwein

geschlachtet; vielleicht ist das ein Erberinnern an den Jul-Eber, der einst Wodan zum Opfer gebracht wurde. In manchen Haushalten wurde einst eine Weihnachtspyramide mit bunten Bändern und Lichtern aufgestellt. In den einzelnen Stockwerken derselben wurden eine geschnitzte Krippe, Röhre, Schafe, Hirten aufgestellt. Darüber befanden sich schräg gestellte Flügel. Wenn dann die Kerzen angezündet wurden, begann die Pyramide sich zu drehen. Sie scheint aber jetzt verschwunden zu sein.

6. Silvester und Neujahr.

In der Nacht von Silvester zu Neujahr wird allgemein gefeiert bei Pfannkuchen und

hinausgehen, so können sie sehen, was das nächste Jahr bringen wird. Stirbt jemand, so erblickt so ein „Hellscher“ einen Sarg über dem Hause; wird jemand geboren, eine Wiege; findet eine Hochzeit statt, sieht er eine Braut mit Kranz und Schleier. In der Neujahrnacht hält die Aschenmutter einen Rundgang durch das Dorf. Gewöhnlich ist es ein als Frau verkleideter junger Mann, der einen Beutel mit Asche trägt. Meist sammelt sie Gaben ein. Bekommt sie nichts, streut sie Asche in die Stube. Sie ist häufig noch von andern Personen begleitet wie Bär und Bärenführer, oder auch Schimmel und Schimmelreiter, Schornsteinfeger, auch der Schnabuck wurde gelegentlich genannt. Die



Ausf. Hermann Friese, Suhlitz

An der Klüddow bei Sassenburg

Punsch, Glühwein oder Schnaps, je nach Geldbeutel und Geschmack. Auch für das Vieh wurden Neujahrskuchen aus Roggenmehl gebacken und den Tieren am Neujahrsmorgen zu fressen gegeben. In den Abendstunden des Silvester erstrahlt gewöhnlich der Weihnachtsbaum zum letztenmal im Lichterglanze. Dann wird das Schicksal befragt. Es wird Blei gegossen, und die entstandenen Figuren werden gedeutet. Andre befragen das Schicksal, indem sie sich platt auf den Fußboden setzen mit dem Rücken nach der Tür und mit den Füßen einen Pantoffel über den Kopf werfen. Fällt der Pantoffel aufs Maul, so stirbt der Fragesteller noch in dem Jahre; ist der vordere Teil des Pantoffels nach der Tür gekehrt, so scheidet er aus dem Hause, andernfalls bleibt er noch drin. Andre legen sich die Karten. Was die Karten ergeben, das soll eintreffen. In besonderem Rufe stehen die Menschen, die in der 12. Stunde an einem Sonntag geboren sind. Wenn sie in der Silvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr

Sitte ist sehr im Schwinden begriffen, wird meist nur von der ärmeren Bevölkerung noch ausgeübt. Meist sind diese Gestalten mit einer selbstgefertigten Teufelsgeige ausgerüstet. Das ist ein langer Stock mit einer Blechbüchse, mit 2 Drähten bespannt und oben mit mehreren Wickelschachteln versehen, daß es auch gut klappert. Es wird ein gewaltiger Lärm vollführt. Gesprochen wird dabei nicht, damit die Verkleideten nicht erkannt werden können. — Um 12 Uhr wünschen sich alle ein fröhliches, neues Jahr. Dann tritt man gewöhnlich noch auf die Straße, um es auch den Nachbarn zu wünschen und sich von ihnen wünschen zu lassen. Leider herrscht vielfach auch noch die niederträchtige Sitte, sich zu Neujahr anonyme, sehr gemeine Neujahrskarten zu schreiben. Ehedem bestand noch die Sitte, daß der Küster mit einigen Schulkindern von Haus zu Haus zog und einige Lieder sang und dabei die festgesetzten Gaben für Pastor und Küster in Empfang nahm. Seitdem diese Naturallieferungen

in Geld abgelöst sind, ist die Sitte in Fortfall gekommen.

7. Fastnacht.

Die Fastnachtsbräuche sind in unsrer rein evangelischen Gegend wohl alle verschwunden. Manche Familien feiern den Abend bei Pfannkuchen und Punsch. Gelegentlich ziehen arme Kinder von Haus zu Haus und sammeln Gaben ein, wobei sie folgenden Spruch sagen:

Hippel di Pippel, Fastlowend ist doe.
Lot mei nich so lang stoe,
mutt noch ein Hüske firregoe.

8. Ostern.

Am Gründonnerstag soll man Bäume und Sträucher und Topfgewächse pflanzen, dann wachsen sie gut. Am Karfreitag aßen die alten Leute kein Fleisch, sondern dicken Gries mit Zimt, Eier oder Fische. Manche fasteten auch bis Sonnenuntergang. Es ging die Rede, wer am Karfreitag Fleisch ißt, den beißen im Sommer die Mücken sehr.

Am Ostermorgen gehen die Mädchen schon vor Sonnenaufgang nach Osterwasser. Es muß bei Sonnenaufgang aus einem von Osten fließenden Gewässer geschöpft werden. Doch darf unterwegs kein Wort gesprochen werden, sonst ist es als „Brabbelwote“ wertlos. Das Osterwasser wäscht reiner als Brunnenwasser. Man bekommt auch keine Sommerprossen. Wer es trinkt, ist gegen Krankheiten geschützt. Wird es in einer Flasche gut verkorkt aufbewahrt, behält es auch später seine Kraft.

Wenn man am Ostermorgen auf nüchternem Magen einen Apfel ißt, bekommt man kein Fieber. Am Ostermorgen springt die Sonne. Dann gehen die Kinder auch mit grünen Birkenruten zum „Stiepen“. Dabei sprechen sie gewöhnlich: Stiep, stiep Oe ei. Gibst du mir kein Osterei, stiep ich dir das Hemd entzwei.“ Dafür erhalten sie Ostereier als Geschenk. Auch junge Leute beteiligen sich oftmals an diesem Brauch. Auch suchen die Kinder Ostereier, die der Hase für sie ins Nest gelegt hat.

9. Walpurgisnacht

oder Wulbrecht, der Nacht zum 1. Mai, sind die Hexen auf dem Wege zum Blockberg. Solcher Blockberge sind bisher im Kreise Bublitz folgende drei bekannt geworden, der Blockberg bei Darsow, ein fast 1 km langer, kaum 100 m breiter wallartiger Rücken aus verworren geschichteten Unteren Sanden und Gränden, der Blockberg in der Nähe der Försterei Hammer an der Kunststraße Bublitz-Baldenburg (Meztischblatt Groß-Carzenburg) und der Voßberg bei Bublitz. „Nach dem Bublitzer Hexenprozeß von 1653 waren auf dem Voßberg, der als Blockberg diente, so viele

Hexen versammelt, daß von einer ganzen Sonne Erbsen jede Hexe nur eine einzige erhielt.“ (Baltische Studien 1932 I., S. 191.) In der Nacht zum 1. Mai reiten die Hexen auf Besenstielen, Ofengabeln usw. zu den Blockbergen, um hier ihre Zusammenkünfte abzuhalten. Die Leute malen mit Kreide oder Farbe drei Kreuze an die Türen. Nach dem Volksglauben sind die Hexen in der Lage, Menschen und Tiere zu verhexen. Auch Männer können hexen. Sie schöpfen ihre Kunst aus dem 6. und 7. Buche Moses. (Die Kreuze sollen die Hexen am Betreten der Räume hindern.) (Siehe 14.)

10. Himmelfahrt und Pfingsten.

Am Himmelfahrtstage wurde gewöhnlich das Vieh zum erstenmal auf die Weide getrieben. — Zu Pfingsten werden Häuser und Ställe mit jungem Birkengrün geschmückt. Auch das Vieh erhält solche Sträucher auf den Kopf gesteckt (Pfingstochse!) Vor die Fenster wird Kalmus gestellt. Vielfach eignen sich diesen die Zungen an, um darauf zu pfeifen. Zu Pfingsten oder kurz vorher oder nachher finden auf den Dörfern gewöhnlich Schützenfeste statt. Mittags wird der König abgeholt, und abends wird der beste Schütze zum König ausgerufen und mit den Abzeichen der Königswürde geschmückt, die er bis zum nächsten Jahre behält. Mit Musik wird er dann nach Hause gebracht. Auf diesen Schützenfesten ging es sehr einfach zu.

In Dargen z. B. sollen diese Schützenfeste zwischen 1865 und 70 eingeführt worden sein durch den damaligen Schulzen, der aus der Gegend von Daber stammte und in Dargen den größten Hof erworben hatte. Es bestand zwar keine Schützengilde. Aber fast jeder Bauer hatte doch eine Flinte. Vor dem Fest trat ein Festauschuß zusammen, der das Schießen leitete, die Musik annahm und die Tanzgelder einzog. Aus allen Nachbardörfern erschienen zahlreiche Gäste. Es wurde auf dem Töpferberg geschossen auf eine Zwölferringscheibe. Ein richtiger Schießstand mit einer Anzeigerdeckung war nicht vorhanden. Nach jedem Schuß liefen Anzeiger zur Scheibe und stellten fest, was geschossen war. Mit einem langen Stabe winkten sie dann so oft, wie die Ringzahl betrug. War die Zwölferringe mütze ab und schlug damit vor die Mitte der Scheibe. Am Abend fand dann Tanz in der Krugstube statt. Bier wurde nur wenig getrunken, dafür aber tüchtig Schnaps, kostete doch das ganze Liter 40 Pfg. Meist kauften die Leute $\frac{1}{2}$ Pfund ($\frac{1}{8}$ Liter). Zigarren und Zigaretten waren unbekannte Dinge, dafür wurde aber Pfeife geraucht und geschmupft. Fast jeder Mann hatte eine Schnupftabaksdose. Die Dose ging reihum. Auch manche Frau nahm eine Pfeife. „Giff ein Preis auf“, war eine oft gehörte Rede.

11. Johannistag.

Johannistag (24. Juni) war früher ein wichtiger Termin für Zinszahlungen, Dienstbotenwechsel u. a. Ein Festtag war er in hiesiger Gegend nicht. Erst seit der Machtübernahme Adolfs Hitlers ist er zum Fest der deutschen Jugend geworden. An diesem Tage finden seit 1933 die Jugendwettkämpfe der Schulen statt. Auch werden abends Sonntagsfeiern veranstaltet.

12. Ernte und Erntefest.

Ehe die Ernte begann, suchten die Erntearbeiter die „Austhosen“ heraus, das waren weite, weiße Leinenhosen, die allgemein getragen wurden. Da wegen der Hitze auch meist Jacke und Weste ausgeschmissen wurden, so waren die Schnitter ganz in Weiß. Erst seit dem Aufkommen der Mähmaschine kurz vor dem Weltkrieg ist diese Mode verschwunden. Die Ernte wurde gewöhnlich an einem Sonnabend begonnen, damit „die Leute nicht ermüden“. Er scheint der Besitzer auf dem Felde, so wird er von dem Vorarbeiter oder Vormädchen gebunden, wobei ein kurzer Spruch aufgesagt wird. Er muß sich dann loskaufen, was meist dadurch geschieht, das er eine Flasche Schnaps auf's Feld schickt. Die letzte Garbe, die gebunden wird, ist „der Alte“. Es beginnt zum Schluß ein Wettarbeiten, denn niemand will der Letzte sein und den „Alten haben“. Beim Einfahren wird auch das letzte Fuder geschmückt und die Forken werden bekränzt.

Ist die Getreideernte vorbei, so wird die „Kranzköst“ gefeiert. Die Arbeiter marschieren mit geschmückten Sensen, Harken und Forken zum Gutshof, und das Vormädchen überreicht einen Erntekranz oder eine Erntekrone, wobei sie einen Erntespruch aussagt. Diese werden entweder aus Büchern zusammengestellt, gelegentlich auch wohl neugedichtet. Sie sind oft erstaunlich lang. Ein solches Kranzgedicht, das vor einigen Jahren bei der Ueberreichung des Erntekranzes auf dem Rittergut H. vom Vormädchen aufgesagt wurde, sei hier mitgeteilt:

Guten Tag! Ihr Herren, hübsch und fein!
Ich wünsche Ihnen heut bei vielem Glück zu sein,
bei vielem Glück 'ne kleine Weil.
Sie möchten nicht verdrießlich sein!
Sie möchten sich bekehren
und mein Gebet mit Fleiß anhören.
Heut bringen wir den Erntekranz
mit Singen und mit Beten,
denn Gott der Herr im Sonnenglanz
Die Ernte ließ gelingen.
Wie früh sah es im Frühjahr aus!
Die Felder standen nackt und bloß,
als wären wir alle verloren.
Aber Gott hat uns wieder aufs neue ertoren,
dem Himmel Dank für seine Gaben,
die er so reichlich uns beschert.
Der Garben Külle, die wir haben,
ist sicher wohl des Dankes wert.
Dem dunkeln Schoß der heiligen Erde
vertrauten Sie auch Ihre Saat

und hofften, daß sie keimen werde
zum Segen nach des Himmels Rat.
Und es war nicht umsonst, Ihr Hoffen!
Denn von Gefahren nicht getroffen,
füllt reicher Segen Ihre Scheunen,
damit wir auch ein Dankfest feiern.
Doch Dank auch unsrer Herrschaft, Dank!
Sie lebe glücklich und recht lang!
Mög fröhlich und zufrieden sein,
sich jährlich solchen Segens freun! —
Es kam die Zeit, da ward der Samen
gestreuet in der Erde Schoß,
und Sonnenschein und Regen kamen,
die zogen Saaten und Pflanzen groß.
Wir sahen die Flur mit Früchten prangen,
wir sahen die schönen Wehren hangen.
Es war, schon eh man sichs versah,
auch schon der Ernteanfang da.
Bald hörten wir den Ruf erklingen:
„Ihr Schnitter, nun die Sens bewegt;
und soll die Ernte auch gelingen,
nun munter Hand ans Werk gelegt.“
Wir tatens gern! Wollts auch zuweilen
mit Ab- und Einfuhr nicht recht eilen,
wohl dem, der auf den Herrn vertraut.
Der Erntefortgang sagt dies laut.
Ach, häuslich Glück, welch hohes Gut,
auf wem der Himmelsseggen ruht.
Ihnen und den Ihren bleib es tren,
auf immer hold und täglich neu!
Auf uns auch, die mit regem Fleiß
mit Lust, ob'schon mit Müh und Schweiß
gesammelt Ihnen den Feldgewinn,
auf uns auch blicke freundlich hin.
Noch oft bei heitrem Sonnenglanz
empfang unsrer geehrter Herr . . . den Erntekranz.
Viele Ernten reich hienieden
seien unserem Herrn . . . beschieden!
Stets nur Glück und Wohlergehn
ist's, was wir für Sie erleben.
Aber auch voll Dank und Freude
nachen wir der Herrschaft heute,
daß sie Kranz und Wunsch empfangen
treu aus aller Herzensbrange.
Ich wünsche unserm Herrn . . . einen goldnen
worauf er kann mit Frau und Kindern spazieren
und das Getreide beseln, [fahren
wofür wir das ganze Jahr müssen gehn!
Ich wünsche unserer gnädigen Frau
ein weißseidenes Kleid,
unten mit Gold wie drei Finger breit!!
Ich wünsche Fräulein . . . einen Rosengarten,
wornin sie kann sitzen, ihren Liebsten erwarten.
Ich wünsche unserm jungen Herrn ein schwarzes Roß,
worauf er kann reiten in Feinsliebchens Schloß.
Ich wünsche Fräulein . . . eine goldene Bibel,
wornin sie kann lesen und Jesum lieben.
Unser Hofmeister ist ein strenger Herr gewesen.
Er hat uns oft die Epistel vorgelesen;
aber das schadet zur Sache nicht,
wir machen heute doch alle ein freundlich Gesicht.
Hab ich den Wunsch nicht recht gemacht
und hab unsrer Herrschaft nicht genug gedacht,
so wünsche ich unserm Herrn . . . eine gute Nacht!
Hier steht der Erntekranz.
Der Kranz hat einen schönen Glanz.
Unser Herr . . . möge sich bequemen
und mir diesen Kranz abnehmen.

Der Gutsherr hängt den Kranz dann auf,
bis er im nächsten Jahre einem neuen Platz
macht. Am Nachmittag und Abend findet dann
Tanz im Dorfkrug oder dem Speicher statt.
Dabei gibt's Freibier. Das Erntefest wurde nur
auf den Gütern gefeiert. Die Bauern feierten
kein Erntefest. Erst am 1. Oktober 1933 wurde

das erste gemeinsame Erntefest, der Tag des deutschen Bauern, begangen. Es fand ein festlicher Umzug durchs Dorf statt mit geschmückten Erntewagen, Schnittern und Schnitterinnen mit geschmückten Sensen und Harken, an den sich ein Tanzvergnügen anschloß.

13. Richtfest.

Bei der Anfuhr der Baumaterialien, namentlich Bauholz und Mauersteinen, helfen die Bauern einander in gegenseitiger freiwilliger Hilfeleistung. Das ist ungeschriebenes Gewohnheitsrecht. Während des Baues beehrt der Polier jeden, der auf den Bau kommt, mit einem Spruch. Er muß sich dann durch Schnaps oder Zigarren loskaufen. Ist das Gebäude gerichtet, so wird das Richtfest gefeiert. Die Bauleute ziehen eine mit bunten Bändern und Schleifen verzierte Richtkrone auf. Es wird ein Richtspruch aufgesagt, z. B. Das neue Haus ist aufgerichtet, gedeckt, gemauert ist es nicht. Manchmal wird auch noch eine Ansprache gehalten. Dann erklingt ein Lied, etwa „Nun danket alle Gott“. Dann werden alle, die bei dem Bau geholfen haben, zu einem Essen und einem Trunk eingeladen. Leider geraten die alten Sitten und Gebräuche immer mehr in Vergessenheit. Unse schnellebige Zeit scheint nichts mehr übrig zu haben für solche gemütvollen Poesie. Häufig wird die Sache kalt und geschäftlich und poesielos erledigt.

14. Krankheiten, Glück und Unglück.

Gegen Warzen wurde früher folgendes Mittel gebraucht: Das Tuch, mit dem ein Toter gewaschen wurde, wurde auf die Warzen gedrückt. Dabei mußte auch etwas gesprochen werden. Leider ließen sich solche Sprüche nicht mehr ermitteln. Gegen die „Hartspann“ mußte man dreimal pusten und viermal folgenden Spruch beten: Hilf, Herr Gott! Hilf, Herr Jesus Christ gegen die Hartspanne! Laß ab von den Rippen, wie der Herr Jesus Christ von den Rippen. † † †.

Dreimal pusten, dreimal beten.

Gegen Leibinzwei wandte man folgenden Spruch an:

Hilf Herr Gott, hilf Herr Jesus Christ fürs Leibinzwei! (1—9)

† † † Im Namen des Vaters, im Namen des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Auch Wunden, Brandwunden, die Rose werden besprochen und dabei Zaubersprüche aufgesagt. Es hält sehr schwer, solche Sprüche zu ermitteln. Sie werden geheim gehalten und dürfen auch nur von einem „reinen Mädchen“ abgeschrieben sein, wenn sie wirken sollen. Das Besprechen wird nur gemacht, wenn außer dem Kranken und dem Besprechenden niemand anwesend ist. Es wirkt auch nur, wenn beide Teile daran glauben.

Auch das Vieh wird besprochen. Man nennt das Böten (Hei bött.) Wenn das Vieh nicht arten will und abmagert, die Kühe keine Milch geben, die Güssel lahm werden, so soll es durch Heren oder Herenmeister verrufen sein. Dann werden „fluge Leute“ geholt, die den Schaden wieder beheben. Sie streichen dem Vieh mehrmals über den Rücken, bepussten es und sagen dabei Sprüche auf. Man kann den Herenmeister heraus bekommen, wenn man das Herz eines totgebliebenen Tieres, von dem man glaubt, daß es behert sei, ganz voll neuer Stecknadeln steckt und in einem neuen Topfe kocht. Dann stechen die Nadeln die Here, und sie erscheint der Schmerzen wegen bald und tut Abbitte. Man schützt z. B. Pferde vor dem Behertwerden, wenn man 3 Kreuze vor den Tieren macht, ehe man vom Hofe fährt, oder auch einen roten Faden in den Schwanz bindet. Menschen tragen zum Schutze gegen Heren wohl ein rotes Band auf dem nackten Leibe um den Hals. Manches andre ist wohl noch hin und wieder gebräuchlich, aber die noch daran glauben, verraten es nicht, und die nicht daran glauben, sagen es auch nicht, weil sie fürchten, vielleicht in den Verdacht zu kommen, daß sie diesem Glauben auch noch angehangen hätten. Im allgemeinen ist der Herenglaube noch weiter verbreitet, als man denkt, nicht nur im Publiker Lande, wenn sich auch öffentlich niemand dazu bekennen wird.

Unglück hat man, wenn einem ein Hase über den Weg läuft oder ein altes Weib begegnet. Wenn man eine große Spinne sieht, so hat man Unglück. „Eine Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen.“ Ein Komet am Himmel bedeutet Unglück oder Krieg. Wenn man mit dem linken Fuß zuerst aufsteht, hat man Unglück. Auch ein schlechter Traum bedeutet Unglück. Unglück hat auch, wer schon frühmorgens sehr lustig ist und singt.

Glück hat man, wenn man vor einem wichtigen Ereignis ein Hufeisen findet. Man muß es auf die Türschwelle nageln. Wenn einem ein Schornsteinfeger begegnet, hat man Glück. Ein Glückszeichen ist auch das vierblättrige Kleeblatt. Der Grund für diese Wertschätzung liegt wohl darin, daß in diesem Vierblatt das alte Sonnenzeichen (Hakenkreuz, Swastika?) in links- und rechtsdrehender Form vorhanden ist. (Radusch, Das Geheimnis des Blutes, S. 131.) Glück hat auch, wer morgens zuerst in den Schweinestall geht. Auch wenn man die Strümpfe oder einen Strumpf verfehrt anzieht, hat man Glück.

15. Von Tieren.

Wenn sich die Katze wäscht, bekommt man bald Gäste. Wenn die Hunde Gras fressen, oder die Hähne sehr stark krähen oder die Kraniche oder die Elstern (Hestern) schreien, gibt es Regen. „Wo der Storch auf dem Dache

nistet, da zündet kein Blitz; wer sein Nest zerstört, ist dieses Glückes nicht wert.“ Sieht man den ersten Storch im Jahre fliegen, so ist man das ganze Jahr fleißig; sieht er aber, so wird man faul. Wenn der Storch im Frühjahr schmutzig aussieht, gib'ts einen nassen Sommer; sieht er aber weiß und klar aus, einen trocknen. Der Storch bringt auch die Kinder. Erfreut singen die Kinder: „Klapperstorch, dau gaude, bring mei eine Braure, Klapperstorch, dau beste, bring mei ein klein Schwester.“ Der erstmalige Ruf des Ruckucks im Jahr zeigt dem Horchenden die Jahre an, die er noch zu leben hat. Wenn man den Ruckuck rufen hört, muß man den Geldbeutel schütteln, daß das Geld klingt, dann wird einem das Geld nicht knapp. Von einem Menschen, der sehr betrübt aussieht, sagt man, „dem herwe de Kreje dat Brot wechnome.“ Von kränklichen und blassen Leuten sagt man: „Hei sieht aut as e Hiemk.“ Eine tote Gule nagelte man wohl an die Scheune als Schutz gegen Blitzgefahr. Besonderer Wertschätzung bei den Kindern erfreut sich der Maikäfer. Sie lassen ihn auf der Hand krabbeln und singen: „Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg, deine Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt. Maikäfer flieg.“ Ähnlich nehmen sie auch wohl das Marienwürmchen, den Siebenpunkt, auf die Hand und singen: „Baukwerme fleig.“

16. Vermischtes.

Juckt einem die linke Hand, so kriegt man Geld, juckt aber die rechte, so wird man Geld los. Hat man Ohrenklingen oder glühen einem die Wangen, so wird man von jemand schlecht gemacht. Hat man den Schluckauf, so denkt

jemand an einen. Wenn sich zwei in einem Wasser waschen oder gleichzeitig mit einem Handtuch abtrocknen, zanken sie sich bald. Beim Essen muß das Brot stets so auf dem Tische liegen, daß die Schnittfläche des Brotes nach der Tischmitte zeigt. Beim Anschneiden eines Brotes werden mit dem Messer ein oder auch drei Kreuze auf der Unterseite des Brotes gemacht. Die blauen Kornblumen soll man nicht ins Haus bringen, sonst verschimmelt das Brot. Sie heißen daher auch Schimmelblumen. Wenn ein Blitz einschlägt, so fährt ein „Dunnerpiel“ (Donnerkeil) in die Erde, der aber erst nach Jahren zum Vorschein kommt. Er hilft auch gegen Schaden. Liegt nach dem Ausfegen noch ein Strohalm auf der Erde, dann kriegt man Besuch. Hat der Halm eine Aehre, so kommt ein Herr, ist der Halm ohne Aehre, kommt eine Frau. Von einem stumpfen Messer sagt man, daß man darauf nach Rom reiten könne, und nennt es ein „Poggepuks“. Für eine Nadel soll man sich nicht bedanken, sonst wird die Freundschaft zerstochen. Früher wurden die Türen nie verschlossen. Wenn niemand im Hause war, wurde ein Besen vor die Tür gestützt. Sieht man eine Sternschnuppe fallen, so muß man sich schnell etwas wünschen; das geht dann in Erfüllung. Setzt man Gänse bei Vollmond, so bleiben die Eier klar. Hat der Mond einen Hof, so gibt es schlechtes Wetter. Wie das Wetter am Freitag ist, so wird es auch am Sonntag sein. Wenn's am Siebenschläfer regnet, dann regnet's 7 Wochen. Der Hornung sagt: „Wenn id sun Kraft herr as meie Braure, dei Hartung, denn leit id dei Vägel aut de Lust falle ut Bork vonne Böme plaze.“

Bedeutende Persönlichkeiten im Lande Bublitz

von Georg Horn

In diesem Aufsatze finden nur Personen Berücksichtigung, die entweder im Lande Bublitz geboren sind oder einige Zeit hier gewirkt haben. Auf Vollständigkeit mußte verzichtet werden. Ganz große Berühmtheiten sind auch kaum darunter. Aber immerhin hat auch der ehemalige Kreis Bublitz, der selbst im Pommerlande nur sehr wenig bekannt ist, Leute von einiger Bedeutung aufzuweisen.

An Verwaltungsbeamten, Politikern und Soldaten sind es folgende:

Martin von Kleist aus Dargen war höchstwahrscheinlich ein Sohn von Dubislaw von Kleist zu Nuttrin und Dargen. Er wird

zum erstenmal erwähnt in einem Lehnbrief vom 21. 6. 1557, wo ihn Bischof Herzog Johann Friedrich mit Dargen belehnte. 1567 gestattet der Bischof den Brüdern Jakob und Martin Kleist zu Dargen die Anlegung eines Alwehres in der Radü“ „den Schwellinschen Brückenkrügen werts“. 1573 erscheint Jakob Kleist als Stettinscher Jägermeister und 1575 als Hauptmann zu Kolbäs. Martin von Kleist zu Dargen wirkt 1571 als fürstlicher Commissar in einem Grenzstreit zwischen Bublitz und Porst. 1586 wird er als Stiftsvogt in Kolberg genannt. Er war also oberster Verwaltungsbeamter im Bistum Cammin. Er starb im Jahre 1602, denn nach dem Visitationsprotokoll der Schweliner Kirche von 1628 sollen die Söhne des Marten Kleist für das Pferd, das ihrem seligen Vater nachgeleitet, 40 fl nebst den Zinsen de anno 1602 zahlen.

Anton von Bonin ist in Wojenthin geboren als Sohn des Adrian von Bonin,

† 1609. Das pommerische Uradelsgeschlecht von Bonin hatte große Besitzungen, die sich von der Radü an bis weit ins Neustettiner Land erstreckten und in denen um 1300 die Dörfer Dubbertsch und Naseband genannt werden. Wahrscheinlich waren aber auch Wojenthin und Dargen schon vorhanden. Das Geschlecht saß im Bublitzer Lande von etwa 1300—1800. Es hat dem deutschen Vaterlande viele bedeutende Männer geschenkt, Generale und Minister. Anton von Bonin ist in der ältesten Geschichte der Bonine die bedeutendste Persönlichkeit. Nach Beendigung seines Studiums begleitete er Herzog Georg II. von Pommern (1582 bis 1617), der von seinem Bruder Philipp II. eine Summe Geldes zu einer großen Reise als Abfindung für Regierungsansprüche erhalten hatte, auf seiner Reise nach Italien, Frankreich und England, die am 26. 8. 1608 von Stettin ihren Ausgang nahm. Am 4. 10. trafen sie in Florenz ein und wohnten hier der Hochzeit des Herzogs Cosmus von Medici mit Maria Magdalena von Oesterreich bei. Am 27. 10. kamen sie in Padua an und reisten über Venedig nach Rom, wo sie am 23. 9. 1609 ankamen und am 1. März der großen Messe durch Papst Paul V. beiwohnten. Am 9. März reisten sie über Neapel, Sizilien und Malta, fuhren durch Gzila und Charybdis nach Calabrien, erlitten im Meerbusen von Salerno Schiffbruch und kehrten über Neapel und Rom nach Padua zurück. Von hier ging die Reise über den Mont Cenis nach Lyon, Montpelliers und Angiers, wo sie den Winter verlebten. Im Frühjahr reisten sie nach Paris, wo sie am 11. 4. 1610 eintrafen. Dort wohnten sie den Krönungsfeierlichkeiten der Königin Maria von Medici bei und erlebten auch die Ermordung Heinrichs IV. am folgenden Tage. Bei dem danach entstandenen Tumult gerieten sie in große Lebensgefahr. Am Tage der Hinrichtung Ravailles, dem 27. Mai 1610, verließen sie Paris und reisten nach England und Schottland. Sie waren zugegen bei der Ernennung des Prinzen Heinrich Friedrich zum Herzog von Wales und Kronprinzen und erwarben bei dem hierbei veranstalteten Ringrennen großen Ruhm. Dann reisten sie über Calais, Flandern, Brabant, Holland, Seeland, Friesland, Emden, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock nach Stettin zurück, wo sie nach zweijähriger Abwesenheit am 18. August 1610 eintrafen.

Bald darauf wurde Anton von Bonin Stiftsvogt im Bistum Cammin zum Dank für seine Dienste und 1618 Dekan der Kollegiatkirche in Kolberg, 1619 erhielt er die Anwartschaft auf Karzin und Clandin (heute Klannin) mit Franz von Boehn auf Rulsow zusammen. Beide Orte waren ein erledigtes v. Ristowsches Lehen. 1621 wohnte er als Deputierter der

Stände dem Leichenbegängnisse der Gattin Herzog Ulrichs und 1623 dem des Herzogs Ulrich zu Stettin bei und huldigte darauf Bogislaw XIV. als Dekan zu Kolberg. Von 1623 bis zur Regelung des Streites über die Erbfolge im Bistum Cammin war er auch der vorläufigen Regierung beigegeben, der Sylvester Braunschweig vorstand. 1628 ging er als Abgesandter Bogislaw XIV. zu Wallenstein, um zu verhindern, daß Wallenstein kaiserliche Truppen nach Stralsund legte. 1633 ging er als Abgesandter nach Krakau zur Krönung des Polenkönigs Wladislaw. Nach der Rückkehr starb er bald am 25. Mai 1633 in Köslin und wurde im Erbbegräbnis zu Wojenthin beigesetzt. Er war verheiratet mit Elisabeth von Wedel und hatte zehn Kinder.

In Wojenthin erbaute er 1628 eine Privatkapelle mit reichen Schnitzereien, zu der ihm Bogislaw XIV. eine Orgel schenkte, versprach bei der Kirchenvisitation von 1628 in Schwellin ein Küsterhaus zu Wojenthin zu bauen, ähnlich dem Schwelliner. Sein Bild hängt in der Wojenthiner Kirche und ist von kriegerischen Sinnbildern umgeben.

Von einiger Bedeutung war auch sein Sohn Georg von Bonin.

Er wurde am 10. 8. 1613 zu Wojenthin geboren als Sohn des Stiftsvogts Anton von Bonin und Elisabeths von Wedel. Nach beendetem Studium wurde er Amtshauptmann zu Bublitz und Domdechant zu Cammin. Als Dekan soll er 1648 in Sachen des Bistums in Münster gewesen sein. Später trat er in brandenburgische Dienste und wurde Wirklicher Geheimer Staatsrat, brandenburgischer Gesandter in Frankfurt am Main und in den spanischen Niederlanden. Er starb 19. 8. 1670, als er eine Gesandtschaftsreise nach Moskau antreten wollte, und wurde im Karziner Erbbegräbnis beigesetzt. In der Erbteilung der Güter seines Vaters Anton vom 24. Mai 1639 hatte er Karzin und halb Klannin erhalten. Das altertümliche Schloß in Karzin mit seinen gewaltigen Mauern steht zum Teil heute noch, wenn auch vor 1639 ein großer Teil der Zimmer abgebrannt war. Der Große Kurfürst schenkte ihm zum Dank für seine dem Staate geleisteten Dienste am 16. 9. 1650 vom Amte Köslin das Dorf Bonin als Mannlehen. Dadurch kam das älteste Stammgut der Bonins wieder an seine Familie. Im Jahre 1301 hatte ein Adliger Tessmar in einem Vertrage, in dem er den 6. Teil seines Gutes Strachmin an die Erben des Godwin von Wida (Salice) für 190 M. abtrat, als ältester von 4 Brüdern sich den Namen von Bonin gewählt, während die andern Brüder sich Petrus von Kamml (Kameke), Tessen von Strachmin und Tessler von Lassehne nannten. Während die Adelsfamilien von Strachmin und von Lassehne aus

gestorben sind, blühen die Familien von Bonin und von Rameke noch, führen aber das gleiche Wappen. Karzin und Klannin kamen 1762 für 18 1/2 Thaler 16 Groschen an den Rittmeister Friedrich Georg Christoph von Hellermann, Bonin entglitt der Familie, nachdem es ihr schon einmal bald nach 1301 verloren gegangen war, zum zweitenmal am 27. 4. 1754 und kam erblich an den Regierungsrat Adrian von Wenden, dessen Sohn Karl David von Wenden eine Tochter des Kammerjunkers Joachim von Zarth heiratete und in folgedessen am 15. Mai 1755 Griebnitz mit dem Vorwerk Rahlberg

und hat „seinem gnädigsten Herrn Friedrich Wilhelm wider die Feinde des römischen Reiches und der deutschen Freiheit nützlich und glücklich geraten.“ Das Leben dieses Mannes hat Hans Saring in den Baltischen Studien Bd. 35, Seite 134 bis 173 eingehend beschrieben. Danach ist Lorenz Christoph von Somnitz der älteste Sohn des Peter v. S. aus Grumsdorf und der Dorothea von Westeregeln. Er studierte in Königsberg und Wittenberg und unternahm eine längere Studienreise über Holland und England nach Frankreich. 1646 wurde er Hauptmann und Burgrichter zu Neu-



Aufn. Hermann Friese, Bublitz

Am Trebinsee in der Forst Oberstier

(heute Theresienhof) und dem Rechte des Holzfallens in der „Dorfstätte“ erblich kaufte.

Später war ein Ernst Bogislaw von Bonin auf Dargen, 1657—1731, 4. Sohn des Ulrich von Bonin auf Wojenthin, in brandenburgisch-preussischen Diensten als Soldat und später als Landrat im Fürstentum Kammin. Er war bei dem feierlichen Begräbnis des Großen Kurfürsten 1688 zugegen und führte das schwer behangene und mit dem fürstlich bartschen Wappen bekleidete Pferd, auf welchem ein Oberstleutnant Comte de l'Ostange die Fahne vom Fürstentum Bart trug.

Sein Sohn Georg Bogislaw von Bonin (1701—1764), Herr auf Tathum und Dargen wurde nach Beendigung seines Studiums 1727 Schloßgerichtsverweser in Bublitz, 1735 Hofgerichtsrat, Landrat und Regierungsrat zu Köslin und 1749 als Nachfolger eines Herrn von Kleist Hofgerichtspräsident daselbst. Er ist im Kirchengewölbe von Wojenthin beigesetzt.

Von bedeutend größerer Bedeutung war Lorenz Christoph von Somnitz.

Er war einer der fähigsten Ratgeber und fleißigsten Mitarbeiter des Großen Kurfürsten

stettin. Er trat dann in die Dienste des Großen Kurfürsten und wurde 1642 auch zum Regierungsrat und Mitglied der pommerischen Regierung ernannt, seiner „vornehmen Qualitäten“ wegen. 1654 berief ihn der Große Kurfürst „aus dem zu ihm habenden gnädigsten Vertrauen und in gnädiger Erinnerung seiner ihm wohlbekannten Geschicklichkeit“ in seinen Geheimen Rat, wo er auf die Finanzverwaltung entscheidenden Einfluß gewann. 1656 wurde er zum Kanzler der hinterpommerischen Regierung ernannt, wo er sich während des Schwedisch-Polnischen Erbfolgekrieges große Verdienste erwarb. So unterzeichnete er am 16. 9. 1657 den Vertrag von Wehlau. Er bekam 1757 die Verwaltung der Lande Lauenburg und Bütow übertragen und war bei den Friedensverhandlungen 1660 führend beteiligt. In den folgenden Friedensjahren hatte er manchen Strauß mit den Abligen auszusechten, namentlich mit Georg von Bonin. Neben den Geschäften der auswärtigen Politik hat sich von Somnitz hauptsächlich pommerischen Angelegenheiten gewidmet. Er starb am 26. Februar 1678 an einem schweren Steinleiden im Haag, wo er sich an-

läßlich der Friedensverhandlungen mit Frankreich und Schweden aufhielt. Seine Leiche wurde am 17. Mai in der Domkirche zu Berlin beigesetzt.

Anton Johann Bogislaw von Zastrow (1765—1834.) aus Kölpin, seit 1791 Besitzer von Pobanz, war im Unglückskrieg 1806/07 Kommissar von Pommern und hatte als solcher die Verpflegung der eingedrungenen französischen Armeen, vornehmlich der Besatzungstruppen von Kolberg zu leiten. Er hat sich in der Zeit von 1806 bis 1813 um das Land große Verdienste erworben, was die Aufmerksamkeit des Fürsten Hardenberg auf sich zog, der ihn mehrmals zu sich entbieten ließ. 1813 wurde er Nationalrepräsentant für Pommern und nahm teil an den Beratungen, die zu jener Zeit in Prag über Landesangelegenheiten gehalten wurden. Er starb kinderlos in Pobanz, nichts hinterlassend. Die Schwere der Zeit war für ihn besonders verhängnisvoll gewesen, da ihm sein Amt keine Zeit ließ, sich um seine eignen Angelegenheiten zu kümmern.

Als der Unglückskrieg 1806 ausbrach, gewährte er Frau und Kindern seines Bruders Alexander von Zastrow, damals Hauptmann in Danzig, Unterkunft auf seinem Vorwerk Schönfelde bei Pobanz. Wie eine Durchsicht der Schwelliner Kirchenbücher ergab, wurde am 6. Juli 1806 noch ein Sohn Philipp Emil Leo Georg geboren. Die Eintragung lautet:

14. Philipp Emil Leo George von Zastrow geboren 6. July 1806 bei Pobanz, getauft 26. July 1806 in Pobanz.

Der Herr Vater: Alexander Heinrich Gerhard von Zastrow, Königlich pathentierter Hauptmann im Bataillon von Schmeling, die Frau Mutter: Karoline Mathilde Juliane Albertine von Blankensteiner.

Vaten: 1. Frau von Kleist aus Zuchen,

2. Rittmeister von Blankenburg aus Tiekow,

3. (Name nicht eingetragen!).

Frau von Zastrow blieb mit ihren Kindern in Schönfelde bis 1809, dann folgte sie ihrem Gemahl nach Kolberg, Greifenberg und Rammin, wo derselbe das Grenadierbataillon des Kolberger Regiments (später 2. pommersches Gren.-Reg. Nr. 9) führte. Der berühmteste der Söhne war der kommandierende General Adolf von Zastrow (1803—1875). Er ließ in Schönfelde folgende Erinnerungstafel anbringen, die noch heute an einer Gutscheune hängt:

In Erinnerung
an eine in Armuth, aber doch glücklich verlebte
Kindheit.

Der Commandierende General des 7ten
Armee-corps in den Feldzügen 1870/71.

Gott allein die Ehre!

Ferner sei noch Maximilian von Versen erwähnt, weil er der älteste Bruder des jetzigen Besitzers von Crampe und ein Schwager des ehemaligen Landrats des Kreises Publitz, Rudolf von Versen auf Crampe und Koppelsberg (1829—1893) ist. Die Familie von Versen ist niedersächsischer Uradel, der seinen Ursprung aus dem heutigen Orte Beerßen bei Uelzen herleitet. Die Stammsreihe beginnt mit Alexander von Versen 1180 bis 1217 auf Beerßen bei Uelzen. Es ist das einzige Adelsgeschlecht des Landes Publitz, das seit der Germanisirung des Landes bis zur Gegenwart im Lande Publitz angezessen gewesen ist. Maximilian Felix Christoph Wilhelm Leopold Reinhold Albert Fürchtegott von Versen wurde am 30. 11. 1833 zu Wurchow geboren. Sein Vater war der Major Leopold von Versen, geb. 1791 in Steinbusch in der Neumark, gestorben 1868 in Crampe. Seine Mutter war Hulda von Glasenapp aus Wurchow. Maximilian von Versen diente bei den Husaren und wurde 1864 Rittmeister. Im Kriege 1866 zeichnete er sich als Generalstabsoffizier aus. In den Jahren 1867—69 kämpfte er auf Seiten Paraguays gegen Brasilien-Argentinien-Uruguay. Während des Feldzugs erkrankte er an den Pocken. Ohne Pfllege und unter furchtbaren Strapazen entkam er mit knapper Not der Krankheit wie den Hentfern des Diktators Lopez. Nach seiner Rückkehr wurde er 1869 als Major im preussischen Heere wieder angestellt und machte den Krieg 1870 als Generalstabsoffizier mit. Am 16. Mai 1871 verheiratete er sich in Wiesbaden mit der Amerikanerin Alice Klemens, geb. 1850 in St. Louis, einer entfernten Verwandten des amerikanischen Humoristen Mark Twain. 1874 wurde er Oberstleutnant und Kommandeur des Thüringer Ulanenregiments Nr. 12. Er hat sich als Husarenkommandeur in der preussischen Reiterei einen Namen gemacht. 1877 wurde er Oberst, 1882 Kommandeur der 14. Kavalleriebrigade und erhielt 1883 den Rang eines Generalmajors. 1884 wurde er Kommandeur der Garde-Kavalleriebrigade und damit auch kurze Zeit der Vorgesetzte des späteren Kaisers Wilhelm II., der von 1885 bis 1887 Oberst und Kommandeur des Garde-Husarenregiments in Potsdam war. Als Wilhelm II. Kaiser war, ernannte er Herrn von Versen zu seinem Generaladjutanten, 1890 zum kommandierenden General des III. Armee-corps in Berlin und 1892 zum General der Kavallerie. Maximilian von Versen war auch Mitglied der Landesverteidigungskommission. Er starb in Berlin am 7. 10. 1893.

Unter den Dichtern und Schriftstellern, die im Gebiet des Kreises Publitz geboren sind oder vorübergehend dort gelebt haben, ist der berühmteste Ewald Christian von

Kleist, ein Onkel des berühmten Dramatikers Heinrich von Kleist. Er wurde am 7. März 1715 auf dem Familiengute Zebelin geboren. P. Schreckenbach hat E. von Kleist zum Haupthelden des Romans „Der getreue Kleist“ gemacht. Der erste Teil spielt in Zebelin. Der Roman ist fesselnd geschrieben und sehr lesenswert. Ewald von Kleist besuchte zunächst die Jesuitenschule zu Deutsch-Krone, dann das Gymnasium in Danzig und studierte in Königsberg. 1735 wurde er dänischer Offizier und trat 1740 ins preußische Heer ein. Er zeichnete sich in der Schlacht bei Mollwitz aus, war dann längere Zeit Werbeoffizier und stieg bis zum Major auf. In der Schlacht bei Runersdorf 1759 wurde er schwer verwundet und starb bald darauf in Frankfurt a. O. den Tod fürs Vaterland.

Kleist ist nach dem Urteil der Dichterin Karla König der erste Lyriker von großem Schwung, und Max Gubke rechnet ihn „zu unsern Großen“. Seine Werke wurden einst sehr viel gelesen und haben viele Auflagen erlebt. Sie sind auch heute noch lesenswert. Seine berühmteste Dichtung ist „Der Frühling“. Andre gute Gedichte sind „Trin“, „Der gelähmte Kranich“, „Landleben“, „Sehnsucht nach Ruhe“ und die prächtige Ode „An die preußische Armee“ mit der ergreifenden Schlußstrophe:

Auch ich, ich werde noch — vergönn es mir,
o Himmel! —

Einher vor wenig Helden ziehn.

Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen
fliehn

Und sind Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Zwei ältere Dichter seien noch genannt, obwohl sie wohl von geringerer Bedeutung sind, nämlich Ulrich Bogislaw von Bonin und Joachim Holce. Ulrich Bogislaw von Bonin, der auch unter dem Decknamen Theophilus Pomeranus schrieb, wurde am 28. 9. 1682 zu Karzin geboren und trat 1704 als Fähnrich in die Armee ein, nahm aber 1710 seinen Abschied und studierte Theologie. Dann wurde er Hofmeister, später Rat im reichsgräflich Reuß-Ebersdorffischen Hause und starb am 9. 1. 1752 zu Ebersdorf. In der Universitätsbibliothek zu Greifswald befinden sich von ihm „Surrendes Täublein“, ein Bändchen religiöse Gedichte. „Theophili Pomerani Gott-geheiliger Poesien, auch Freuden und Trauergedichte“ und „Des seeligen Herrn Ulrich Bogislaw von Bonin erbauliche Schriften. Joachim Holce wurde 1683 zu Stramehl geboren, studierte in Wittenberg und Königsberg und wurde 1714 Professor für Mathematik und Beredsamkeit in Stargard, 1725 wurde er als Pastor und Präpositus nach Bublitz versetzt, wo er am 18. 2. 1742 starb. Seine noch erhaltene Dichtung „Der

Prediger Salomo“ beweist, daß er nichts weiter als ein oder Reimschmied gewesen ist.

Dagegen schildert Reinhold Wittstodt (1879—1916) in seinen Novellen wirklich erdhaftige Gestalten, wie sie im Lande Bublitz gar nicht selten sind. Seiner ist an anderer Stelle in diesem Hefte gedacht.

Georg Wilhelm Peters wurde am 8. 4. 1865 in Swinemünde geboren, studierte Medizin, war bis 1907 Kreisarzt in Bublitz und ließ sich dann als Arzt in Adenau im Rheinland nieder. Er hat eine Novelle „Der Professor“ geschrieben und ein Schauspiel in 3 Aufzügen „Heinrich Kirchbach“.

Friedrich Karl Reinsch war um 1900 Amtsrichter in Bublitz. Weitere Lebensschicksale konnte ich bisher nicht ermitteln. Er schrieb ein Schauspiel „Henning Lode“. Es ist im Buchhandel nicht mehr erhältlich, doch befinden sich noch einige Stücke in einer Bublitzer Bücherei. Das Theaterstück wurde in Bublitz zweimal von einer Theatervereinigung aufgeführt und fand großen Anklang. Es ist ein geschichtliches Drama und knüpft sich an die Gebrüder Lode oder Lohde in Gust und Bublitz. Simon Lode wurde wegen Straßenraub 1512 von den Kolbergern hingerichtet. Sein Bruder Kurt Lode und sein Genosse Kurt von Zahrt (aus Priddargen) wurden unter der Regierung Georgs I. und Barnims XII. in Stettin wegen Straßenraubes hingerichtet. Ihr Bruder Henning Lode mußte Urfehde schwören. Ihm ließ sich gemeiner Straßenraub wohl nicht nachweisen. Er hatte das damals in Pommern übliche Fehderecht nur etwas reichlich und weitgehend ausgeübt.

Aus Bublitz stammt Kurt Blödnorn, wo er am 14. April 1880 geboren wurde. Er war praktischer Landwirt von Beruf, gab den Beruf aber auf und lebt als Schriftsteller in Greifenberg. Er hat 1828 ein Bändchen Jagdgeschichten unter dem Titel „Der Heidebock“ erscheinen lassen, deren Titelnovelle auch von Rasten und Müller in ihr Heimatbuch „Pomerland“ aufgenommen wurde.

Der Stettiner Schriftsteller Heinrich Vogel steht insofern in näherer Beziehung zum Kreise Bublitz, als er von 1901—1904 Lehrer in Dargen war, wo er die II. Lehrerstelle verwaltete. Er ist am 9. 4. 1879 in Stettin geboren. Von 1899—1901 war er Lehrer in Dummeritz und kam am 1. 6. 1901 nach Dargen, wo man damals gerade die 2. Lehrerstelle einrichtete, die im Hause des Stellmachers Tohke eingemietet wurde. Hier verlebte er nach seinem eignen Urteil ein paar angenehme Jahre. Interessiert beobachtete er als Großstädter die ihm neuen dörflichen Sitten. In seinen Freistunden streifte er allein durch die Gegend, um Land und Leute kennen zu lernen. Eine

Schwester führte ihm hier die Wirtschaft. 1904 ging er als Lehrer nach Stettin.

Heinrich Vogel ist ein phantasiereicher und guter Erzähler. Seine Geschichten sind fast sämtlich dem pommerischen Heimatboden entwichen. Sie beweisen, daß auch das Geheimnis der Kunst im Verwachsensein mit Blut und Boden seine größte Kraft entfaltet. Vogels Erstlingswerk „Das Schiff in der Flasche“ aus dem Verlage Westermann-Braunschweig 1909 läßt uns einen Hauch der pommerischen Wasserfante verspüren. Auch die Novellensammlung „Die gelbrote Rake“ (Braunschweig 1921) zeigt eine eigne Note. Erfreuliche Seiten zeigt auch sein Heimatroman „Das rote Licht“ (Braunschweig 1922), dessen landschaftlicher Hintergrund die Gegend am Pielburger See widergibt. Aus ihm ist das Märchen „Das Wasserpferd“ im Heimatjahrbuch des Hirtschen Lesebuches für die Grundschule abgedruckt und macht den Kindern immer wieder Freude. 1923 erschienen bei Saunier-Stettin einige ulkige Geschichten aus der Zeit der Geldentwertung unter dem Titel „Die Käsewährung“. Die Novellensammlung „Die Fürstin Babidow“ (Saunier 1924) schildert in den Novellen die Fürstin Babidow, Meister Rnaak und sein Gesell, Rattenwegner, Das Schicksal, Oberstleutnant Stollenbeck echt pommerische Gestalten, die einen tiefen Eindruck hinterlassen. „Der Ring des Amenhotep“ führt den Leser in das Land der Pyramiden. Der Roman erschien 1922 in der Ostseezeitung. Das Sonderheft „Pommerische Dichtung der Gegenwart“ von 1929 brachte die Erzählung „Heuscher Leu“, eine reizende Kindergeschichte, die Stettin als Schauplatz hat. In der Ostseezeitung erschien vor langer Zeit „Der schwarze Papagei“. Unser Pommerland brachte 1933 „Die grüne Fliege“. Genannt seien noch die dramatischen Versuche: „Die Sundischen“, „Mine Frou de Ilsebill“ und das Stück für Kinder „Die Bremer Stadtmusikanten“. Mögen dem Dichter noch reiche Jahre des Schaffens beschieden sein!

Gelegentlich eines Missionsfestes dichtete der Pastor Gustav Rnaak aus Wusterwitz, Kreis Dramburg (1806—1878) im Diakonat in Bublitz sein berühmtes Lied „Laßt mich gehn“. Es wurde zuerst im Pfarrhaus zu Koprieben gesungen nach der Melodie des Volksliedes „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“. 1853 komponierte der blinde Organist Karl Voigtländer an der Bethlehemskirche in Berlin zu diesem Liede dann die bekannte Weise, nach der es noch heute, namentlich bei Begräbnissen gesungen wird.

Infolge einer Erntefestpredigt in Bublitz über das Bibelwort „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter“ entschloß sich Friedrich von Bodelschwingh (1831—1910), der Schöpfer der bekannten Bielefelder An-

stalten, zum Studium der Theologie. Er war von 1852—54 aus gesundheitlichen Gründen Inspektor in Gramenz auf den Gütern des Freiherrn Senfft von Pilsach, wo er sich viel mit sozialpolitischen Fragen beschäftigte. Freiherr Senfft von Pilsach, später Oberpräsident von Pommern, war einer der Führer der Erweckungsbewegung und hielt mit seinen Bauern und Tagelöhnern Gottesdienste ab. Aber er war auch von einer unersättlichen Landgier erfüllt, die zum Teil unter furchtbarer Härte die bisherigen Pächter, über 100 Bauern und Halbbauern und Büdner, aus ihren alten Wohnstätten vertreiben ließ, um das Land zu seinem Gute einzuziehen zu können. Auch die sozialen Verhältnisse seiner Gutsarbeiter scheinen nicht die besten gewesen zu sein, wie aus einer Schilderung eines pommerischen Reliquienbuches hervorgeht. v. Bodelschwingh hatte in einem Arbeiterhause eine Leiche unter einer zerlumpten Decke liegen sehen. Es war die Mutter des Hauses, die im Elend gestorben war. Unter der Decke begann es sich zu regen, und zwei Kinderköpfchen guckten hervor. Die Kinder hatten sich vor Kälte zu der toten Mutter geflüchtet. Der dem Trunk ergebene Vater hatte die Familie so heruntergebracht, daß im Haushalt nichts vorhanden war. Bei dem grausigen Anblick wurde ihm klar, was für ein Elend Trunkfucht bedeutete und daß tiefgreifende Hilfe nötig war. Die Nachwirkungen der Gramenzer Erlebnisse in Verbindung mit den Nachwirkungen der Bublitzer Erntefestpredigt veranlaßten Friedrich v. Bodelschwingh, Pfarrer zu werden und sein Leben den Armen und Elenden zu widmen.

Aus der Gruppe der bildenden Künstler stammt der Professor Max Seliger aus Bublitz. Er hat als Direktor der Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig sichtbare Erfolge errungen. Auch Paul Kleinschmidt, der sich als Maler und Graphiker einen Namen gemacht hat, ist geborener Bublitzer.

Unter den Wissenschaftlern muß in erster Linie Paul Robien (Ruthke) genannt werden. Er wurde am 2. September 1882 in Bublitz geboren und ist als Vogelforscher weit hin bekannt. Er hat etwa 1923 die Naturschutzwarte Mönne bei Stettin ins Leben gerufen. Es ist eine Insel zwischen dem Dammischen See und der großen Reglitz, die nach ihrer Vereinigung mit der Parnitz den Namen Mönne führt. Auf der mit zahlreichem Gebüsch bestandenen Insel brüten eine ganze Anzahl Landvögel, und die großen Rohrgürtel und die weiten Wasserflächen sind von zahlreichen Vögeln belebt. Namentlich zur Frühlings- und Herbstzeit herrscht hier Hochbetrieb. Aber nicht nur Vogelschutz wird hier ausgeübt, auch das Leben der Vögel wird hier gründ-

lich erforscht. Robien veröffentlichte „Die Vogelwelt des Bezirks Stettin“, „Unter gelehrten Freunden“, „Tage und Nächte im Grünlandmoor“, „Die Vogelwelt Pommerns“ und andre für die Kenntniss der pommerschen Vogelwelt wertvolle Aufsätze.

Vom 1. Juli 1908 bis 1. Mai 1924 war in Ubedel der Lehrer Friedrich Hünze aus Friedrichshorst, Kreis Dramburg tätig. Er war einer der bedeutendsten Moosforscher (Bryologen) unserer Heimat und hat der wissenschaftlichen Welt gezeigt, welche Seltenheiten bei uns im „armen Pommerlande“ vorkommen. Er hat sich auch mehrere Jahre mit dem Fliegenstudium abgegeben. Zu C. Warnstorfs „Kryptogamenflora der Mark Brandenburg“ hat Hünze zahlreiche Beiträge über pommersche Moose geliefert. Ferner ließ er zum Teil in Gemeinschaft mit R. J. Kuhlhoff in wissenschaftlichen Zeitschriften eine Reihe von Aufsätzen erscheinen, die über seine Forscherarbeit Aufschluß geben.

Der Hauptlehrer Karl Friedrich Kuhlhoff ist zwar weder im Kreise Bublitz geboren, noch in ihm angestellt gewesen, muß aber hier genannt werden wegen seiner eingehenden Erforschung der „Sydower Schweiz“, — des Gebietes zwischen Rummelsburg, Pollnow und Bublitz — und der südlichen Hälfte des Kreises Bublitz. Karl Friedrich Kuhlhoff wurde am 5. 3. 1858 in Wendisch-Buckow, Kreis Schlawa, als Sohn eines Gutsmachers geboren, der 1866 der Cholera erlag. Er wurde Präparand bei Rektor Jesnitzer in Janow, besuchte das Lehrerseminar in Kößlin, wo F. A. Doms nachhaltigen Einfluß auf ihn übte, und wurde dann Lehrer in Janow-Abbau, Altbeltz, Bärwalde, Tarmen und 15 Jahre Hauptlehrer und Kantor in Sydow, Kreis Schlawa, trat 1923 in den Ruhestand und verbrachte seinen Lebensabend in Gebersdorf bei Liebenow, Kreis Greifenhagen und seit 1927 in Bärwalde i. P., wo er am 10. 2. 1933 starb. Seine Forschungsgebiete waren Botanik, namentlich Mooskunde, und Zoologie, besonders Käfer, Fliegen, Schmetterlinge, wilde Bienen, Wespen, Wegwespen, Schlupf- und Blattwespen, Wanzen, Hummeln und Vögel, ferner Erdgeschichte, Altertumskunde und Heimatgeschichte. Unermüdlich hat er die Heimat durchforscht, namentlich den pommerschen Landrücken, die Pommersche und Sydower Schweiz, die Kreise Bublitz, Schlawa, Neustettin, Greifenhagen,

auch Uckermünde und Demmin. Unermüdlich war er im Dienste der Heimatforschung. Erst der Tod nahm ihm das Mikroskop bei der Untersuchung seiner geliebten Moose aus der Hand. Zahlreichen Vereinen und Schulen ist er ein zuverlässiger Führer und Berater gewesen.

Kuhlhoffs reiche Sammlungen befinden sich im Rügenwalder Heimatmuseum. Erstaunlich ist, was Kuhlhoff alles gesammelt hat. Sein Blütenpflanzenherbar besteht aus 8—10 Mappen in 800—1000 Arten. Sein Herbar der blütenlosen Pflanzen umfaßt über 1000 Arten, die in 250 Pappkästen untergebracht sind. (Moose und Flechten). Die Schmetterlingsammlung enthält 937 Arten, war zum Teil von Rektor Jesnitzer übernommen. Beachtenswert waren 100 Raupenbälge, die an der Spiritusflamme ausgeblasen wurden. Von pommerschen Hummeln hat er 20 Arten gesammelt, Schlupfwespen in 200 Arten, 194 Arten Blattwespen und wilde Bienen, Käfer in über 1000 Arten in Hinterpommern, ferner Wanzen und Fliegen. Auch die Gesteinsammlung, von der allerdings einige seltene Arten an wissenschaftliche Institute abgegeben wurden, war beachtenswert.

Sein reiches Wissen hat Kuhlhoff in mehreren Werken, Zeitschriften und Zeitungen niedergelegt. Zahlreiche Beiträge über Moose hat er zu Warnstorfs „Kryptogamenflora der Mark Brandenburg“ geliefert. Die floristische Durchforschung von 47 Seen der Grund- und Endmoränenlandschaft der Kreise Schlawa, Bublitz und Neustettin durch Lehrer F. Römer, Bad Polzin, und Kuhlhoff sind in den Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg, 55 Jg. 1913, veröffentlicht. Ferner erschienen von Kuhlhoff: Neue Heimatkunde von Pommern auf geologischer Grundlage, Verlag Fürstentümer Zeitung, Kößlin 1918; die geologischen Verhältnisse des Kreises Neustettin, Vortrag auf der Kreislehrerkonferenz zu Bärwalde am 5. Nov. 1906, gedruckt bei Hendes, Kößlin; Heimatkunde des Kreises Neustettin, Teil I, gedruckt bei Brandt, Neustettin 1928; Heimatbuch des Kreises Greifenhagen, Verlag Rundler und Sohn, Greifenhagen 1928; Die Oser- und Drumlinlandschaft von Mittelpommern, Regenwalder Heimatkalender 1927, sowie eine große Reihe von Aufsätzen in Zeitungen und Zeitschriften.

Aus der Geschichte der Stadt Bublitz

Von Herbert Haack

Was bedeutet der Name „Bublitz“? Um es vorweg zu sagen, darum streiten sich die Wissenschaftler schon seit geraumer Zeit. Es gibt eine ganze Reihe von Deutungen, und es ist schwer, sich über ihre Richtigkeit ein Urteil zu bilden. Die Schwierigkeit der Erklärung liegt darin, daß der Name unserer Stadt altslawischer Herkunft ist. Das ist der einzige Punkt, über den sich alle Namensforscher einig sind. Es können hier nur wenige Deutungen wiedergegeben werden: Nach einer alten Sage verdankt die Stadt ihren Namen einem Wort des Teufels, der hier wieder einmal um seinen Lohn geprellt wurde, wie so oft in deutschen Sagen. In seiner Wut und Enttäuschung soll er ausgerufen haben: „Nur Buben sind in diesem Holz!“ Daraus ist Bubenholz, Bubolz und später Bublitz geworden. Sicherlich ist diese Ableitung ein späterer Versuch der deutschen Siedler, dem slawischen Ortsnamen nachträglich einen deutschen Sinn unterzulegen. Es gibt für solch einen Vorgang viele Beispiele in Pommern.

Die zünftigen Slavisten, z. B. Th. Schmidt und Beyerzdorf leiten „Bublitz“ vom altslawischen „bob“ ab, das „Bohne“ bedeutet. Da-

nach hieße „Bublitz“ in deutscher Uebertragung etwa „Bohnenfeld“. Beyerzdorf will den Stadtnamen auch von „bobolic“ ableiten, das bedeutet „Sohn des Rundbauchs“. Die „bobolice“ sind also die Söhne des Rundbauchs und hätten demnach einen ähnlichen Necknamen wie die Bewohner der deutschen Städte Tübingen, Göttingen, Bopfingen. Aber alle diese Deutungen sind umstritten, auch die, welche behauptet, „Bublitz“ hieße soviel wie „quellenreicher Ort“.

Urkundlich taucht der Name der Stadt erst verhältnismäßig spät auf. Das ist eigentlich sonderbar; denn man muß annehmen, daß der bei der Stadt gelegene sogenannte „alte Burgwall“ früher eine erhebliche Rolle gespielt hat. Als mächtige Festungsanlage sperrte er in alter Zeit den einzigen brauchbaren Uebergang über die breite, verumpfte Hozelniederung und übertraf alle seine Nachbarn weit und breit erheblich an Höhe und Umfang.

Zum erstenmal wird sein Name genannt in einem Kaufbrief des Deutschen Ordens, ausgestellt in Stolp am 12. Juni 1310. Bei der Beschreibung der Grenzen des verkauften Gebietes heißt es dort u. a.: „Deinde procedendo ad lacus et paludes, quae vocantur Wolza, deinde ad collem, qui vocatur Bobelze, in quo quondam castrum fuerat“. Auf deutsch: „Von dort fortschreitend bis zu den Seen und Sümpfen, die Wolza genannt werden, von dort bis zu einem Hügel, der „Bobelze“ genannt wird, auf dem einst eine

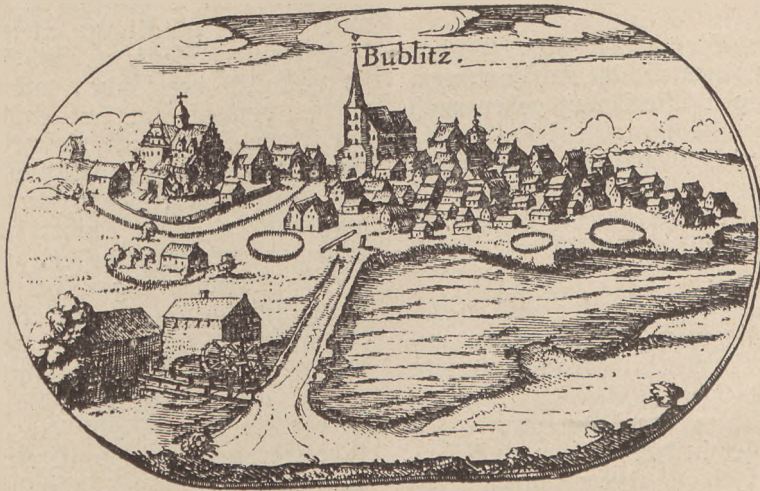


Ausschnitt aus der Lubinschen Karte von 1618: Bublitz und Umgebung

Burg gewesen war.“ Wenn mit diesem „Vobelize“ unser Burgwall gemeint ist, was man aus dem Inhalt der Urkunde mit einiger Sicherheit annehmen kann, würde das bedeuten, daß die Brüder vom Deutschen Hause im Jahre 1310 ihre Grenzen bis zu uns ausgedehnt haben.

In frühgeschichtlicher Zeit ist das Gebiet um Bublitz sicherlich stark besiedelt gewesen. Das zeigen die zahlreichen, vorgeschichtlichen Gräber, die überall in der Nähe aufgedeckt wurden und die unzweifelhaft beweisen, daß vor den Wenden hier germanische Stämme saßen. (Schwelliner Gotenfibeln). Es ist fraglich, ob die einwandernden, deutschen Siedler

nannten Adelsfamilien am 27. 2. 1339 ihre Anteile am Lande Bublitz für 1850 Mark Sundischer Pfennige ab. Die von Rameke behielten ihr Viertel. Den bisherigen Flecken Bublitz erhob der Bischof am 17. April 1340 zur Stiftsstadt des Bistums Kammin, verlieh ihr das lübische Recht, Kolberger Maß und Gewicht, 200 Hufen und die Hälfte des Klever- und Trebinsees. Für die Dauer von 10 Jahren sollten die Bürger von allen Abgaben frei sein. Dem Wappen der Stadt fügte der Bischof sein eigenes Geschlechtswappen zu. Es ist ein goldener Schild mit 2 schwarzen Querbalken; der obere ist mit 2, der untere mit einer goldenen Rose belegt. Das eigentliche Stadtwappen stellt



Ansicht der Stadt Bublitz auf der Lubinschen Karte von 1618

von der wendischen Urbevölkerung noch viel vorgefunden haben. Die Polen haben in ihren vorhergehenden Kämpfen gegen die Pommern furchtbar unter den Wenden aufgeräumt.

Wir besitzen keine urkundlichen Unterlagen dafür, wann die ersten Deutschen der nachchristlichen Zeit in unser Gebiet kamen. Dr. Tita hat vor Jahren die Bublitzer Mundart sprachvergleichend untersucht und kommt in seiner Arbeit zu dem Schluß, daß die ersten nachchristlichen, deutschen Siedler westfälische Engern oder Angrivarier gewesen sein müssen. Jedenfalls sind diese Einwanderer schwerlich vor dem Jahre 1300 hierher gekommen. Vor 1339 werden als Besitzer des Landes Bublitz die deutschen Adelsgeschlechter von Wedel, von Schöning, von Sahnitz und von Rameke genannt. Sie waren Lehnleute des Bischofs von Kammin. Die Grenzen des Landes Bublitz deckten sich ungefähr mit den ehemaligen Grenzen des politischen Kreises, gingen aber an einzelnen Stellen, z. B. im Norden bis Pollnow, noch über diesen hinaus.

Friedrich von Sidstädt, Bischof von Kammin (1330—1343) kaufte den drei erstge-

Johannes den Säuser dar, der mit dem Gotteslamm auf den Armen zwischen 2 Eichen steht. Wir sehen dieses Wappen auf dem Umschlag unseres Heftes.

Als Lokatoren traten bei der Gründung die Ritter Paulus Bartuskewitz und Gerhardus de Goldbecke auf. Der Name des letzten hat sich im Dorfe Goldbeck erhalten. Sie waren die eigentlichen Unternehmer und hatten neben anderen Aufgaben vor allem die, deutsche Siedler für die neue Stadt herbeizuholen. Das war zu der erwähnten Zeit nicht mehr so leicht wie in den vorangegangenen Jahrzehnten. Der ununterbrochene Strom von deutschen Einwanderern fing langsam an zu versiegen. Die Lokatoren bekamen deshalb vom Bischof erheblich größere Vorrechte, als man sie sonst bei der Gründung von deutschen Städten den Amtshauptleuten zu gewähren pflegte. An der Gozel sollte eine Mühle erbaut werden, deren Einkünfte in den ersten 10 Jahren ebenfalls für die Amtshauptleute bestimmt waren. Es ist die heutige Niedermühle, welche ursprünglich die einzige an der Gozel bleiben sollte. Auf diesem Fließchen konnte man da-

mals Holz flößen, das dann weiter bis in die Radue nach Rörlin ging. Wenn wir uns die heutige Gozel ansehen, können wir uns nur schwer vorstellen, wie das möglich gewesen ist. Vielleicht ist nach dem Abholzen der Forsten, die früher bis dicht an die Stadt heranreichten, die Wassermenge des Fließchens stark gesunken.

Beim Bau der Mühle legten die Gründer einen festen Staudamm an, der einen guten Uebergang über die Gozel gewährte. So hatte man eine feste Verbindung zwischen dem alten Wendendorf, das sich anstelle der heutigen Draußenstadt erhob, und der deutschen Stadt, welche auf dem nördlichen Gozelufer entstand. Die deutschen Einwanderer vermieden es stets sorgfältig, sich mit Wenden zusammen anzufeldeln.

Der Plan der Stadt zeigt den typischen Grundriß aller deutschen Städte in Pommern. Von einem viereckigen Marktplatz gehen nach vier Richtungen gerade Hauptstraßen. Die so entstandenen Häuserblöcke wurden durch gleichlaufende Querstraßen weiter aufgeteilt. Noch heute hat die Stadt das Bestreben, sich in der einstmalig genommenen Hauptrichtung, nach Norden, auszudehnen.

Die ältesten Häuser zeigen eine ganz eigentümliche Bauart, die man früher auch in unserer Nachbarstadt Neustettin beobachten konnte. Diese Bauweise ist zurückzuführen auf den an vielen Stellen stark sumpfigen Untergrund. Um nicht dauernd Wasser in den Kellern zu haben, baute man die Häuser auf einem künstlich aufgeworfenen Brink (Hügel) auf. Auf diese Weise kamen die Keller in das Erdgeschoß und die Wohnungen in den ersten Stock, der oft mehr als mannshoch über dem Straßendamm liegt. Um zur Haustür zu kommen, mußte man einen hohen Treppenaufbau bauen, der gleichzeitig eine Art „Beischlag“ bildet, auf dem man zur Sommerzeit im Freien sitzen kann. Es gibt in Bublitz noch heute eine ganze Reihe von ähnlich gebauten Häusern.

Die erste Kirche entstand auf einem Hügel westlich des Marktplatzes, dicht an der Gozelniederung. Das erste Gotteshaus soll aus Holz gewesen sein und wurde während des Dreißigjährigen Krieges durch eine Steinkirche ersetzt, die bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts ihren Dienst versah. Die heutige Kirche ist also die dritte in der Reihe der Bublitzer Gotteshäuser, deren Schutzheiliger Johannes der Täufer ist. Sie hat eine bauliche Merkwürdigkeit, die man in deutschen Landen nicht oft finden wird. Sie steht mit dem Turm nach Osten gewandt, während man sonst überall beim Kirchenbau genau entgegengesetzt baut.

Starke Befestigungsanlagen hat Bublitz wohl nie gehabt. Diesen Nachteil haben die Bürger in der ersten Zeit oft genug am eigenen

Leibe verspürt. In der Gründungsurkunde ist wohl davon die Rede, daß die Stadt wenigstens einen umlaufenden Graben als Schutz bekommen sollte. Der Bischof versprach seine Hilfe bei der Anlage dieses Werkes. Im Jahre 1379 haben sich die Städter vom Kösliner Nonnenkloster Geld für eine Stadtmauer geborgt. Aus diesem Bau scheint aber nichts geworden zu sein. Der alte Galgenberg führte noch im 18. Jahrhundert den Namen „die Schanze“; aber weder dort, noch an anderen Stellen sind Reste einer Stadtmauer gefunden worden. Es kann sich bei den alten Befestigungsanlagen nur um Erdwerke gehandelt haben, die durch Palisaden, vielleicht auch durch Holztürme, verstärkt waren.

Die ersten Jahrhunderte der Stadt standen unter keinem glücklichen Stern. Sie blieb nur kurze Zeit im Besitz der Bischöfe. Dann wurde sie verkauft, verpfändet, weiterverpfändet und wieder verkauft, in fast endloser Reihe. Es hat keinen Zweck, alle Besitzer, die zweieinhalb Jahrhunderte lang dauernd wechselten, hier einzeln aufzuführen. Jeder Herr versuchte, aus der unglücklichen Stadt immer neue Steuern und Abgaben herauszupressen. Auch an kriegerischen Verwickelungen hat es nicht gefehlt, wenn sich die streitbaren Besitzer aus irgend einem Grund in die Haare gerieten. Die Zehne bei diesen Buschkriegen zahlte stets die arme Stadt, auf deren Fell die Streithähne sich wieder einigten. Selbst das Reichskammergericht trat bei den Streitereien um Bublitz in Tätigkeit. Die prozeßführenden Parteien sahen aber bald ein, daß dieser Weg bei weitem der längste und teuerste war. Es kam oft vor, daß sich 3 oder 4 Herren in den Besitz der Stadt teilten. Die daraus entstehenden, neuen Streitigkeiten kann sich jeder leicht selbst ausmalen. Unter den ehemaligen Besitzern der Stadt finden wir die Namen fast aller bedeutenden pommerschen Adelsgeschlechter.

Natürlich kam Bublitz bei diesen Zuständen furchtbar herunter. Aber unverdrossen stießen die Ackerbürger den Pflug immer wieder in die Erde und klammerten sich mit zähem Willen an das oft kärgliche Stück Land, das ihnen Heimat war, das sie bebauten und besäten. Oft genug haben andere an ihrer Stelle geerntet. Die trotzigsten Westfalenschädel der ersten Bürger haben ihre Heimat im neueroberten deutschen Ostland nie aufgegeben.

Unter den vielen Herren, die Bublitz bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte, soll hier einer erwähnt werden, dessen Name auch heut noch nicht in der Stadt vergessen ist. Das war der Ritter Henning Lode, dessen Familie eine Zeitlang auf Gußt erbeingefessen war und damals zu den bedeutendsten Adelsfamilien Pommerns zählte. Im Jahre 1512 verkaufte der Kamminer Bischof, der für kurze Zeit wieder einmal Herr von Bublitz geworden war,

die Stadt an die Brüder Simon und Henning Lode auf Gust. Sie bezahlten den Kaufpreis von 3000 Rh. Gulden in bar auf den Tisch des Kaufes. Das war höchst verdächtig; denn diese empfehlenswerte Art des Bezahleus war in solchen Fällen durchaus nicht üblich. Die Kolberger, die schon lange die Lodes im Verdacht hatten, daß sie als Raubritter auf leichte Art Geld verdienten, mischten sich ein. Simon Lode fiel ihnen in die Hände und wurde nach kurzem Verfahren enthauptet. Sein Bruder Henning schwor den „Pfeffersäcken“ blutige Rache. Mit einem Haufen von „Putzreutern“, die ihm bald von überall her zuliefen, machte er das ganze Bistum unsicher, brannte verschiedene Kolberger Stadteigentumsdörfer nieder und kümmerte sich nicht im geringsten um die Mahnungen des Pommernherzogs Bogislaw X. Nach jahrelangem, erbittertem Kleinkrieg erlagen endlich die „Reuter“. Die meisten Führer, unter ihnen viele Udlige, fanden einen schimpflichen Tod. Henning mußte die Stadt, welche inzwischen an Jakob Kleist übergegangen war, herausgeben und Urfehde schwören. Das einstmalig so stolze Geschlecht der Lodes sank jäh von seiner Höhe herab. Spätere Nachkommen sollen bei den Glasenapps in Gramenz als elende Rätner ihr Leben gefristet haben. Der Volksmund erzählt, die zahlreichen „Laudes“, die überall in unserer Gegend wohnen, sollen von den Lodes abstammen. Die Stadt selbst war während dieser Wirren von den Kolbergern erobert und geplündert worden.

Endlich, am 11. September 1577, verkauften 4 Brüder von Massow unsere Stadt an den Herzog Kasimir, Bischof von Kammin. Von dieser Zeit an blieb Bublitz bis zur Auflösung des Bistums unter der Herrschaft des Krummstabes, dem man ein mildes Regiment nachrühmte. Tatsächlich erholte sich Bublitz von da ab allmählich. Die Bischöfe waren die ersten Besitzer, die von der Stadt nicht nur haben wollten, sondern ihr auch gaben, kein Bargeld, aber allerlei Gerechtfame für die Abhaltung von Märkten, den Bau von Ziegelöfen, Befreiung von Dienstsuhren und unentgeltliche Lieferung von Holz aus der bischöflichen Forst. Die Städter atmeten auf. Noch oft genug mußten sie allerlei Plagen über sich ergehen lassen, z. B. große Brände und verheerende Krankheiten, die bis in das letzte Jahrhundert hinein die Stadt schwer schädigten. Die schlimmste Plage blieb ihnen für die Zukunft erspart: die vielföpsige Herrschaft habüchtiger Ausbeuter.

In den Kriegen, deren letzte Wellen bis in unser friedliches Städtchen schlugen, hat Bublitz stets besonderes Glück gehabt. Im Dreißigjährigen Kriege gehörte es zu den wenigen pommerschen Städten, die noch glimpflich davonkamen. 1638 plünderten Kaiserliche Kroaten des Obersten Peter Lose und des Oberstleutnants Vorhauer die Stadt; aber es war noch zu ertragen; in Neustettin hatten sie viel schlimmer gehaust. Das älteste Kirchenbuch erzählt von dem Tode einiger Bürger, die von Sol-



Ausicht der Stadt Bublitz aus dem Jahre 1844

daten niedergehauen worden waren. Aber das Leben ging doch wenigstens seinen Gang weiter in der Stadt. Mit der späteren schwedischen Besatzung scheinen die Bublizer ganz gut angekommen zu sein. Mehrere der Schweden verheirateten sich mit Töchtern unserer Stadt. Nach Kriegsschluss, als die Besatzung endlich abgezogen war, kam Bublitz in den mittelbaren Besitz des Herzogs von Croÿ, des letzten männlichen Sprossen aus dem uralten Greifengeschlecht der Pommernherzöge. Er war nur Nutznießer der Stadt, nicht tatsächlicher Besitzer. Sein Name hat in Pommern einen guten Klang; der wundervolle Croÿteppich stammt aus seinem Besitz. Der Herzog erwies sich als Wohltäter der Stadt, gab Geld her zum Neubau der abgebrannten Schule und kümmerte sich auch sonst um Bublitz.

Unter der Herrschaft der Hohenzollern, die nach dem Dreißigjährigen Kriege die Erbschaft der Pommernherzöge in Hinterpommern antraten, fing ein langsamer, aber beständiger Aufstieg an. Im nächsten Kriege, der die Stadt berührte, im Siebenjährigen, lagen zeitweise russische Truppen in Bublitz, die große Anforderungen an die Bewohner stellten. Auch diese schwere Zeit ging vorüber, ohne der Stadt allzuwehe zu tun. Schlimmer ging es den Bublizern in der Franzosenzeit, die ganz andere Ansprüche stellte als die Russenbesatzung. Die dauernden, großen Lieferungen, die bis zu den Befreiungskriegen, auch nach dem Abzug der Franzosen geleistet werden mußten, belasteten die Stadt furchtbar. Die Stadtkasse war oft so leer, daß nicht einmal für die nötigsten Ausgaben Geld übrig blieb. Es war eine oft wiederkehrende Erscheinung, daß städtische Gebäude wegen Baufälligkeits geräumt werden mußten, weil kein Geld für die notwendigsten Ausbesserungen vorhanden war. So blieb Bublitz lange Jahrzehnte sehr ärmlich und unbedeutend.

Das lag z. T. auch daran, daß man es nicht verstanden hatte, rechtzeitig Anschluß an die großen pommerschen Verkehrsadern zu erhalten. Erst 1816 bekam Bublitz die erste fahrende Post, und mit der Eisenbahn dauerte es auch sehr lange. Der Bahnbau Gramenz—Bollnow wurde erst in den 90er Jahren ausgeführt, nachdem bereits alle Nachbarstädte stolz auf ihre Eisenbahn blicken konnten. Als die große Strecke Neustettin—Belgard gebaut wurde, sollte die Linienführung ursprünglich über Bublitz gehen, d. h. der Gramenzer Knotenpunkt sollte hierher kommen. Einflußreiche Kreise in der Stadt verstanden es aber, diesen Plan zu hintertreiben. Einzelne Erwerbszweige fürchteten, durch die Bahn allzuviel an Absatz zu verlieren. Das war sehr kurzfristig gedacht. Ohne diesen Widerstand hätte Bublitz 20 Jahre früher Bahnanschluß

bekommen, wozu die Stadt durch ihre günstige Lage durchaus geeignet war. Die Bublizer haben damals eine große Gelegenheit verpaßt. Unsere Stadt hätte heute sonst sicherlich die Größe und Bedeutung von Schlawa oder Belgard. Es ist aber noch nicht zu spät, aus den begangenen Fehlern zu lernen. Wenn die geplante große Autostraße wirklich über Oberfier gehen sollte, so bietet sich noch einmal eine gute Entwicklungsmöglichkeit.

Ehe ich zum Schlußabschnitt übergehe, möchte ich noch einige Worte über die Bevölkerung unserer Stadt sagen. Sie ist seit Jahrhunderten so bodenständig, wie man das in anderen Städten nur selten finden wird. Schon in den ältesten städtischen Akten, die von den vielen verheerenden Bränden verschont blieben, finden sich sehr viele Familiennamen, die hier heute noch vorkommen. Auch das älteste Kirchenbuch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ist ein Beweis dafür, daß nur wenige Bublizer ihrer Heimatstadt untreu wurden. Die alteingesessenen Familien haben immer einen einheitlichen, geschlossenen Kreis gebildet, der die „zugereisten Ausländer“ auch dann noch nicht für voll ansah, wenn sie viele Jahre hier gewohnt hatten. Für den Familien- und Sippenforscher unserer Tage bieten sich hier noch viele dankbare Aufgaben. Vielleicht gelingt es einem von ihnen nachzuweisen, daß Bublitz unter den pommerschen Städten etwas Ähnliches bedeutet wie Starlow unter den Dörfern.

Ueber die Entwicklung unserer Stadt in den letzten Jahren ist schließlich noch folgendes zu sagen: Unsere Stadt war immer der natürliche Mittelpunkt einer zu ihr gehörigen ländlichen Umgebung. Aus ihr hat sie stets ihre besten Kräfte gezogen. Als in den vergangenen Jahren dieser Nährboden durch eine widernatürliche Entwicklung immer mehr verarmte, fing auch der Niedergang der Stadt an. Mit den nationalsozialistischen Maßnahmen zur Erhaltung und Kräftigung des Nährstandes ist auch für eine gedeihliche Entwicklung unserer Stadt wieder Raum gegeben. Sie ist auch heute noch zum Teil eine Bauernstadt, die über 100 Erbhöfe zählt. Je mehr sich die vorhergenannten Maßnahmen auswirken werden, umso mehr wird auch die Landstadt gesunden. Die Zeiten, in denen der hiesige Geschäftsmann sich sagen konnte, daß er nach 20 jähriger, tüchtiger Arbeit für sein Alter gesorgt hatte, werden auch heute zutage sobald nicht wiederkommen. Schon deshalb muß auf die Allgemeinheit heute mehr Rücksicht genommen werden. Wir müssen heute alle mehr und länger arbeiten. Wir können aber zuversichtlich hoffen, daß in Zukunft hier jede ehrliche Arbeit auch ihren Lohn finden wird. Das gilt für den Geschäftsmann, das gilt auch für den Handwerker, das gilt für jeden Bürger unserer Stadt, der an seinem Plaze seine Schuldigkeit tut.

Die St. Johanniskirche zu Bublitz

von Vikar Robert Jenke

W n der seit neuerer Zeit offenen Nordwest-
ecke des Marktplatzes zu Bublitz steht etwa
25 Meter hinter der Straßenflucht die im
Jahre 1886 vollendete neue St. Johanniskir-
che. Der rote Ziegelbau mit seinem eben-
mäßig gegliederten schlanken Turm und der
schönen, stufenmäßig verlaufenden Giebelmauer
bestimmt das Bild der Stadt. Im folgenden
hören wir zunächst auf alte Nachrichten über
die Bublitzer St. Johanniskirche, um dann eine
Darstellung der ehemaligen Kirche zu versuchen.
Den Schluß bildet die Beschreibung des Neu-
baus von 1886.

„Als Hauptort des gleichnamigen Landes
gehörte Bublitz dem Bischöfe von Kammin, in
dessen Besitze urkundlich genannt 1262 (Bobo-
litz). Bischof Friedrich v. Cickstedt erhob den
Flecken 1340 zur Stadt nach lübischem Rechte.
Das Besitztum war zu wiederholten Malen
als Lehen vergeben und wurde nach der Säkula-
risation zu einem landesherrlichen Amte um-
gewandelt¹⁾.“ Es ist nicht zu ermitteln, ob
Bublitz bereits vor seiner Erhebung zur Stadt
eine Kirche besaß. „Die erste Kirche soll aus
Holz gewesen sein²⁾.“ Als Bublitz Stadtrechte be-
kam, war Pommern seit zwei Jahrhunderten dem
Christentum gewonnen worden. Wo nicht — wie
etwa in Stralsund — ein starkes, selbständiges
Gemeinwesen sich bildete, blieb der Kulturstand
ein niedriger. Bublitz gehörte zwar einem Ver-
bände an, der es hätte stark machen können.
Aber die Kamminer Bischöfe haben keine be-
sondere Sorgfalt auf die Verwaltung der
Stiftsstadt Bublitz verwendet. Es kam öfter
vor, daß die Stadt von ihnen verpfändet wurde.
„Die St. Johanniskirche ist seit langen Zeiten
die einzige in der Stadt gewesen, mithin an
Kloster-Kirchen oder Kapellen nicht zu den-
ken³⁾.“ Den Namen „St. Johanniskirche“ gibt
es sicher erst seit 1340; denn das Bublitzer
Stadtwappen zeigt Johannes den Täufer, „das
Gotteslamm auf dem Arm haltend; unter ihm
das Wappenschild v. Cickstedt als das des
Gründers der Stadt, zwei Querbalken, auf dem
oberen zwei, auf dem unteren eine Rose. Auf
den kleinen Siegeln das Gotteslamm mit der
Kreuzfahne⁴⁾.“

Die gleichen Insignien finden wir auf dem
Bublitzer Kircheniegel. Dieses zurücksehende
Lamm mit der Kreuzfahne ist das Symbol des
Täufers⁵⁾. Der Täufer war offenbar Schutz-
patron der neubegründeten Stadt. Ihm wurde
auch die Kirche geweiht.

Urkundlich hören wir dann erst in der
Reformationzeit etwas von der Stadt und

dem kirchlichen Leben in ihr. „Bei Angange
der Reformation, auf dem zu Trepto an der
Rega, 1534 am Tage Luciae (13. Dezember),
gehaltenen Land-Tage, wurde beschlossen, daß
der damalige Bischof zu Cammin, Erasmus
von Manteuffel, Generalsuperintendent, über
alle Kirchen, in ganz Pommern seyn, . . . sollte,
wenn er sich zur evangelischen Religion be-
quemen würde⁶⁾.“ Doch der dachte nicht daran.
Er verhinderte es durch seine Haltung, daß
das politisch noch geteilte Pommern kirchlich zu
einer Einheit zusammengefaßt wurde. Der erste
evangelische Superintendent im Stiftischen, das
politisch weiterhin dem katholischen Bischof
unterstand, war D. Georg Venetus, 1558—67,
gleichzeitig Pfarrer am Kolberger Dom. Die
Würde des Bischofs von Kammin war in-
zwischen 1556 an das Herzogshaus gekommen
und zum leeren Titel geworden, was den kirch-
lichen Inhalt dieser Amtsbezeichnung anlangt.
Venetus war Universitätsprofessor in Königs-
berg gewesen und hatte noch unter Melanch-
thon und Bugenhagen in Wittenberg promo-
viert. Er erwies sich als ein bedeutender Kir-
chenmann, der mit zielsicherer Hand innerhalb
von wenigen Jahren Ordnung in das Kirchen-
wesen des alten Bistums Cammin brachte.
Gelegentlich einer Visitation kam er nach
Bublitz. Drei bischöfliche Verwaltungsbeamte
reisten mit ihm. Die Aufzeichnungen über die
von den Visitatoren getroffenen Feststellungen
und Bestimmungen sind vom 3. Mai 1563 bis
zum 8. Juni 1564 datiert. In diesem Visi-
tationsprotokoll wird Johannes Hartwich aus
Braunschweig erwähnt, der „primus Evangelii
praeco“ (= der erste evangelische Prediger) in
Bublitz, der damals Emeritus war.

Pastor Hartwich in Bublitz ist vermutlich
1533 ins Amt gekommen und 1554 oder 55
emeritiert worden⁷⁾. Er hat als Pastor zu
Bublitz die Goldbecker Pfarre 30 Jahre lang
mitverwaltet⁸⁾. Paul Mandede aus Neustettin
wird in der Matrikel von 1563/64 als da-
maliger Pfarrherr genannt. Der Unterhalt der
Bublitzer Kirche scheint ihm Mühe gemacht zu
haben. Das Visitationsprotokoll spricht von
der Armut der Bublitzer Bürgerschaft und trifft
Anordnungen über Instandhaltung des Gottes-
hauses und der Pfarre. „Es sol mit Erbau-
unge der Kirchen . . . nachbarlich gehalten wer-
den. Zu der Kirchen Bautwen wird das Ein-
kommen, so dazu verordnet, gebraucht und
wo das nicht zulanget sollen die nachbarlich
dahulegen.“ „Es wird auch verordnet, daß . . .
was (nach Verteilung der Kollekten unter die
Armen) übrig ad structuram templi soll ange-
wendet werden⁹⁾.“

1558 besorgte D. Venetus die Revision,
Erweiterung und Neufassung der Pommerschen
Kirchenordnung von 1535¹⁷⁾.

1559 nahm er die Herausgabe einer Sammlung der Bekenntnisschriften der pommerischen Kirche in Angriff (Corpus doctrinae Pomeranicum)¹⁸).

Die Bedeutung der Reformation für die Hebung des Bildungsstandes des deutschen Volkes tritt auch bei dieser Visitation zutage. „Obwohl . . . im Staedlein Bublitz keine Schule gewesen, so haben die Herren Visitatoren verordnet, daß ihiger Zeit auf dem Kirchhofe (= dem um die Kirche herumliegenden Grundstück) eine Schule erbauet . . . werden soll¹⁰).“ „Um 1600 schon hatten sich die Folgen der nach Einführung der Reformation ins Werk gesetzten Verbesserung der Schulen in einer gesteigerten Bildung der nächsten Geschlechter gezeigt¹¹).“ Wie Luther seit der Schrift an die Ratsherren tat hier das Kirchenregiment Aufbauarbeit für kommende Generationen.

Im Jahre 1591 hielt D. Edeling¹⁹), der Nachfolger des D. Venetus im Amt eines Generalsuperintendenten — so nennen wir das damalige Superintendentenamts der Deutlichkeit halber — „im Stiftischen“, d. h. im ehemaligen Bistum Kammin, Visitation ab¹²). Wir wissen jedoch nicht, ob er dabei die Bublitzer Synode berührte. „Noch manches Ungemach hatte unser Städtchen im Laufe der Jahrhunderte zu erdulden. . . . Erst als die unausgesetzten Klagen über das Elend in der Stadt die Bischöfe dazu bewogen, Bublitz zurückzukaufen und in eigenem Besitz zu behalten, hob sich allmählich der Wohlstand in bescheidenen Grenzen¹³).“ Verschiedentlich suchten schwere Brände unsere Stadt heim. „A. (= Anno) 1605. Montags nach Aegidii ist Sie gar ausgebrannt¹⁴).“ Bei diesem Brande ging auch die erste Kirche in Flammen auf.

„In der Zeit, wo das schwere Unglück des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland hereinbrach, war Pommern in einer üblen Lage. . . . Der letzte Herzog, Bogislaw XIV., der seit 1625 das ganze Land beherrschte, war von schwacher Gesundheit und wenig tatkräftig, so daß er in der schweren Kriegszeit sein Land nicht zu schützen vermochte. Schon 1625 mußte er es dulden, daß von Polen aus in Tempelburg und Umgegend eine gewaltsame Gegenreformation stattfand. Seit 1627 suchte der Krieg auch Pommern heim, und nur den tapferen Stralsundern gelang es, ihre Stadt zu verteidigen¹⁵).“ Bublitz blieb von den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges verhältnismäßig verschont¹⁶). Im Jahre 1621 beerbte die Bublitzer Kirche den „Landrat und Bischöfl. Stiftsvogt“ Carsten v. Ristow, der ihr 100 pommerische Gulden vermachte²⁰). Das scheint die einzige Geldstiftung zu sein, die jemals der Bublitzer Kirche gemacht worden ist.

Mitten im Dreißigjährigen Kriege bauten die Bublitzer ihre 1605 abgebrannte Kirche

wieder auf²¹). Auf dem alten Platze westlich des Marktes errichteten sie ein massives Kirchengebäude, das dann auch allen Gefahren standgehalten hat, bis es 1883 wegen Bau-fälligkeit abgebrochen wurde. Bis dahin trug der Ostgiebel der „alten“, d. h. also wohl zweiten Bublitzer Kirche die Jahreszahl 1631²¹). Damals war Jakob Fröhlich Pfarrer in Bublitz (1620—1657).

Ueber die kirchlichen Zustände der Gemeinde Bublitz um das Jahr 1658 sind wir genauer unterrichtet; in diesem Jahr wurde nämlich Generalkirchenvisitation gehalten. Damals war D. Christian Groß Generalsuperintendent des östlichen Pommerns und Kammin²²). Durch Erbnachfolge kam der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in den Besitz des Herzogtums Hinterpommern, das 1648 ihm zugesprochen war, aber erst nach dem Stettiner Grenzreiß am 4. Mai 1653 von den Schweden geräumt und damit sein wirklicher Besitz wurde²³). Das Visitationsprotokoll von 1658 in Bublitz nimmt auf die Visitation von 1563/64 Bezug²⁴) und fährt dann unter 2. fort: „Patronatsrecht²⁶) gehört der kurfürstlichen Landesobrigkeit²⁵).“ Es heißt dann weiter: „Kirchengebäude ist in gutem Zustand und darinnen billig fleißig zu erhalten.“ Auf Seite 2 des 1657 bezogenen 2. Kirchenbuches von Bublitz hat der damalige Pfarrer Johann Reuter (1657—1665) unter Anno 1658 vermerkt: „Den 17. dito (= September) habe Ich Vocationem ad Vice-Präposituram Vom Hl-Herrn Superintendenten (= D. Groß) bekommen vndt angenommen.“ „Hier muß also der Anfang der Präpositur zu Bublitz gesetzt werden, . . .²⁷).“ Demnach scheint die Annahme von Müller irrig zu sein, wonach schon 1589 der Bublitzer Pfarrer Präpositus gewesen ist²⁸). „Die Prediger (in Bublitz) sind anfänglich bloß Pastores gewesen²⁹).“

„Anno 1673, 14. April wird der Anfang bey unserem Thurbaw bey der Kirchen von den Maurern gemachet³⁰).“ Dieser Turmneubau war bereits 1682 auf das schwerste bedroht. „Im März 1682 ist die Stadt Bublitz ohne die Kirche und Schloß ganz abgebrannt³²).“

1681 wurde Paul Rasch zum Diakon in Bublitz ordiniert. Wie bei der Präpositur wird schon vor der kirchenregimentlichen Einrichtung des Amtes ein Amtsträger vorübergehend tätig gewesen sein, der die Funktionen des nachher eingerichteten Amtes ausübte. Die Kirchenbehörde bestätigte mit der Einrichtung des Amtes einen vielleicht schon vorhandenen Zustand.

Der Beginn des 18. Jahrhunderts stand im Zeichen des Nordischen Krieges, der die verschiedensten Heereshaufen, Russen, Polen, Schweden, Sachsen durch unsere Heimatprovinz

führte³³). Seit 1757 wurde Pommern durch die Kriege, die Friedrich der Große zu führen hatte, in Mitleidenschaft gezogen³⁴). Es ist erstaunlich, daß Bublitz, das doch in keiner Weise hinreichend befestigt war, immer wieder glimpflich davonkam³⁵). Doch immer von neuem mußten außer den sonstigen Abgaben die Montierungskosten und Verpflegungsgelder für die pommersche Landmiliz aufgebracht werden³⁶). Es war eine bewegte Zeit. Wenn wir erfahren, was unsere Vorfahren damals durchgemacht haben, wird es uns begreiflich, daß für Kirchenbau und Kunsthandwerk die Mittel fehlten.

Nach diesem Blick in die Geschichte der Bublitzer Kirche, die mannigfach mit hinein verwoben ist in die Geschichte Preußens, machen wir es uns zur Aufgabe, die alte St. Johannis Kirche zu beschreiben, wie sie etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausgesehen haben mag. Die alte Kirche stand auf der gleichen nach Westen hin zur Gozel abfallenden Anhöhe, auf der noch heute unser Gotteshaus steht. Nördlich lag der alte Kirchhof, südlich stand das Haus des Präpositus. Der Platz östlich der Kirche war noch bebaut, nur ein An- und Abfahrtsweg führte zwischen den Häusern der westlichen Marktseite hindurch zur Kirche, südlich an derselben vorbei zum Haupteingang und beim Amte vorbei auf die zur Kösliner Chaussee heraufführende Straße. Der Turm stand im Westen, die Kirche war orientiert. „Die Fundamente sind von wilden (= unbehauenen) runden Feld-Steinen und die Umfassung-Mauern von Ziegelsteinen hergestellt³⁷“. Vor der Westseite ein rechteckiger Turm, welcher zuletzt ein flaches Zeltdach mit Spitze trug³⁸). Das Bauwerk war einschiffig. Der glatte, rechteckige Raum besaß an seiner nördlichen Längsseite 4 Fenster³⁹), im Süden waren es deren 3 und eine Tür. „Die Außenwände sind mit Kalk-Mörtel be-
worfen, . . .⁴⁰“. „Das Kirchendach ist mit alten dicken Dachsteinen gedeckt⁴¹)⁴²). Unter dem hohen Chor befand sich das Gewölbe, in dem sich die vermögenden Bürger der Stadt beisehen ließen⁴³). Im Kirchenschiff saßen Männer und Frauen getrennt⁴³). Einige Bürger hatten eigene Plätze, die auf Lebenszeit gekauft waren⁴⁴). Ebenso befand sich das sogenannte Amtschor⁴⁷) an hervorragender Stelle dicht vor dem Altar. Auf den Emporen war das Schuhmacher- und Schneiderchor, das Schülerchor und ein Bürgerchor⁴⁵). Ein Fenster, wahrscheinlich das erste⁴⁶) an der Nordseite, hatte 4 Wappenscheiben. Die Inschrift⁴⁸) der einen von diesen lautete:

DER VON ROTOWEN
IHRE WAFFEN ANNO 1697.

Von den Ausstattungsstücken der alten Bublitzer St. Johannis Kirche wissen wir



Bublitz: Mühlenleich mit Blick auf die Johannis Kirche
Aufn.: Hermann Friese

nicht mehr viel. Der Altar war mit Schranken versehen und trug einen Aufsatz. Ueber dem Altar befand sich ein Deckengemälde, das die heilige Trinität darstellte. Vom Altar aus gesehen rechts stand die Kanzel, mit Schnitzereien verziert. Unter der Kanzel hatte das Taufbecken seinen Platz. Ebenfalls an der nördlichen Längswand weiter ins Kirchenschiff hinein muß der Beichtstuhl gestanden haben. Von Paul Rasch, dem ersten Bublitzer Diakon, lesen wir bei Vanselow: „Es ist sonst wenig von ihm bekannt, außer daß in hiesiger Kirche, zwischen dem Beichtstuhl und der Kanzel, ganz oben in der Höhe, ein Epitaphium steht, so er zweien seiner Kinder setzen lassen⁴⁹). Diesem Epitaph gegenüber an der südlichen Längswand der Kirche zwischen Altar und Fenster war ein lebensgroßes Bild des Präpositus Horn angebracht⁵⁰). Auch über dem Beichtstuhl erinnerte ein Gemälde an einen Pastor der Gemeinde Bublitz⁵¹)⁵²).

Die Bublitzer Kirche muß im 18. Jahrhundert wertvolle Abendmahlsgeräte besessen haben; denn sonst hätte Präpositus Unruhe sie im Siebenjährigen Kriege nicht nach Stettin bringen lassen, damit die Russen sie nicht rauben konnten⁵⁴). Im Visitationsprotokoll von 1563/64 sind einige von den Gegenständen aufgeführt, die auch später noch zum Besitz der Bublitzer Kirche gehört haben:
„Silber bei der Kirchen:
Einen Silber verguldeten Kelch mit einem über-
gültig Paten.
Item zwei Prok Krützen
Item ein Monstranz so übergültet⁵⁵)“.

Noch gegen 1870 besaß die Bublitzer Kirche einen Abendmahlskelch, den die Herzogin Anna (+ 1660) gestiftet hatte⁵⁶).

Die alte Bublitzer St. Johannis Kirche hat der Gemeinde Bublitz länger als fünf Gene-

rationen in guten und bösen Tagen gedient. Als sie im Frühjahr 1883 abgebrochen wurde, war es „die Sehnsucht und Hoffnung besonders der älteren Gemeinde-Mitglieder seit vielen Jahren“, eine neue Kirche zu bauen⁵⁷⁾.

Während des Neubaus der Kirche diente die Aula der Bublitzer Schule, jetzige Mittelschule, als Interimskirche vom Frühjahr 1883 bis zum 11. April 1886⁵⁸⁾. An der Stelle, wo heute das Kriegerdenkmal steht, waren die alten Kirchenglocken vorübergehend aufgestellt. Es ist im wesentlichen das Verdienst des damaligen Gemeindefkirchenrats und seines Vorsitzenden, Sup. Herwig, des Kreisbauinspektors Naumann und des Kirchenältesten, Bürgermeister Ruchenbecker, daß der Neubau trotz vieler unvorhergesehenen Schwierigkeiten durchgeführt wurde. Am 18. April 1886, dem Sonntag Palmarum, konnte die Gemeinde Bublitz in die neue St. Johannis-Kirche einziehen.

Das Gelände, auf dem die Kirche steht, hat bei dem Neubau manche Veränderung erfahren. Die hohen Bäume, die in unmittelbarer Nähe der Kirche standen, mußten gefällt werden. Die Aussicht nach dem Markt hin ist in der Breite fast der ganzen Kirchenfront frei geworden. An der nördlichen Längsseite befindet sich eine Rasenanlage. Die umständliche Anfahrt an der Südseite der Kirche vorbei ist überflüssig geworden. Man hat Turm und Haupteingang unter Verzicht auf die Orientierung des Kirchenschiffs nach Osten auf die Ostseite (gegen den Markt) verlegt.

Die neue Bublitzer St. Johannis-Kirche stellt einen Längsbau dar, der im Stil des ausgehenden 19. Jahrhunderts gotischer Bauweise nachgebildet ist. Den Hauptschmuck des aus roten Ziegelsteinen erbauten Gotteshauses bildet der langgestreckte Turm, der in 4 etwa gleich hohen Absätzen eine Höhe von 54 m erreicht.

Die Vorderfront der Kirche (Marktseite), die durch den Turm in 3 gleich breite Teile gegliedert ist, macht mit ihren stufenmäßig von beiden Seiten zum Turm hochlaufenden Gesimsen einen geschlossenen Eindruck. Schön gegliedert ist der Giebel (Westseite) mit einem Fries, das über den spitzbogigen großen Fenstern um den ganzen Bau herumläuft, und 11 nach der Spitze höher werdenden spitzbogigen Blendfenstern, deren weiße Füllung sich vom Rot der Umrahmung wirkungsvoll abhebt. An den Ecken 2 Türmchen. Der Giebel ragt über das Dach hinaus und verläuft in 5 gleichmäßigen Stufen zur Spitze hin. Die Spitze des Giebels ist durch gotisches Maßwerk durchbrochen (Vierpaß) und wird von einer Kreuzblume gekrönt. Am unteren Teile der Giebelwand bildet die Apsis einen wirkungsvollen Schmuck.

Im Innern tragen 10 freistehende Säulen und 18 Wandpfeiler aus Holz die beiden längsseitig verlaufenden Emporen und die Orgelempore über dem Haupteingang. Der Kirchenraum hat eine Holzdecke, die an den Seiten über den Emporen flach aufliegt und sich über dem Mittelbau zum spizen Zeltdach erhebt.

Ein besonderes Gepräge hat die Apsis, die 1930 unter Leitung von Kunstmalers Hoffmann-Zinkenwalde neu ausgemalt wurde. Rot, ocker, blau und gelb sind gegeneinander abgesetzt. Etwa in 4 m Höhe lesen wir über dem Spitzbogen- und Blätterornament: *ICH * ICH * ICH * VOR * DER * TÜR * UND * KOPFE * AN * SO * JEMANO * MEINE * SUMME * HÖRER * WIRD * UND * DIE * TÜR * AUFSUN * ZU * DEM * WERDE * ICH * EIN- * GEBEN * UND * DAS * ABENDMARE * MIT * IGM * HALTEN * UND * ER * MIT * MIR*⁵⁹⁾.

Die Mauer der Altarnische wird von 3 hohen, spitzbogigen Fenstern durchbrochen. Alle 3 Fenster haben 1930 bunte Verglasung erhalten. Auf dem linken: die Krippe zu Bethlehem, darüber: *CHRISTUS SEI GOTT IN DER HOHE*. Auf dem mittleren: Christus der gute Hirte, unten: Gestiftet vom Kirchenchor. Das rechte: Himmelfahrt. Die Darstellungen sind lebendig und gemeindenah.

Auf dem Altar ein dreiteiliger braun gebeizter Holzaufsatz, die beiden Seitenteile je durch 2 Spitzsäulen, das Mittelteil durch einen spizen Giebel mit 2x18 Krabben und Kreuz abgeschlossen. Relief-Darstellung an den Seiten: Kelch und Kreuz, in der Mitte der Auferstehende von einem steinernen Grabe hinwegschreitend in der Linken die Kreuzesfahne, die Rechte segnend erhoben. Rechts und links hinter dem Grabe 2 Engel auf den Knien Christus zugewendet, vorn links und rechts ein Kriegsknecht schlafend. Dem links Sitzenden fällt das Schwert aus der Hand. Ueber dem Relief (in der Wölbung des Altaraufsatzes) geschnitztes Maßwerk, Dreipaß, Vierpaß, Halbmonde halbkreisförmig durchbrochen. Im Giebel des Altaraufsatzes Kleeblattornament. Der Kreuzifixus der alten Kirche steht heute in der Sakristei. Die Altarbibel ebenfalls noch aus der alten Kirche, 1830 Cansteinische Bibelanstalt. Zwei gußeiserne Altarleuchter, auf rundem Fuße ein Pfosten, welcher in den Oberkörper eines betenden geflügelten Engels übergeht, auf dessen Haupte die Tropfschale, 70 cm hoch, um 1830⁶⁰⁾. Die braune Holzkanzel steht links am Triumphbogen nach dem Schiff zu. Rechts vor dem Altar an den Apsisstufen steht der Taufstein⁶⁴⁾ mit dem alten Taufbecken. „Taufschüssel aus getriebenem Messing, von 47 cm Durchmesser, im Boden der Sündenfall, Adam und Eva

unter dem Baume, von welchem zwei Zweige mit Blättern und Früchten ausgehen, während zwei andere vom Erdboden aufsteigen; auf dem Rande in zwölf Windungen eine Ranke mit Traube und Blatt, im Scheitel ein getriebenes Wappenschild mit kreuzförmiger Marke, daneben die Namen des stiftenden Ehepaares Melchior Dreis und Maria Langen. Aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, tüchtige, vermutlich einheimische Arbeit⁽⁶¹⁾.“ Außer dieser Taufschüssel hatte die Bublitzer Kirche noch gegen 1880 eine andere, die von der oben erwähnten Herzogin Anna gestiftet war (vgl. Anm. 56). Eine dritte Taufschale ist noch heute da, Messing vernickelt glatt mit breitem Rand „Gottes Gnade und Liebe waltet ewig“. Unterseite: „der Kirche zu Bublitz geschenkt 1852“.

Seit wann die alte Bublitzer Kirche eine Orgel hatte, ist mir nicht bekannt. Eine Verfügung der Kgl. Regierung vom 30. Okt. 1830 macht es den Superintendenten zur besonderen Pflicht, die Orgeln zu überwachen⁽⁶²⁾. Seit dem Neubau hat die Kirche eine mechanische Orgel von Grüneberg in Stettin. Am 18. Juli 1917 wurden Prospekt Pfeifen aus Zinn herausgenommen und abgeliefert. 1930 wurde die Orgel wiederhergestellt.

Abendmahlgeräte.

1. Ein kupfervernickelter Oblatenbehälter, Inschrift „Der Kirche zu Bublitz gehörig 1878“. Auf dem Deckel ein aufrecht stehendes Kreuz.

2. Ein Alpacca-Abendmahlstelsch, tulpenförmig. Otto Soltau Stifter, Uhrmacher und Juwelier in Bublitz um 1886.

3. Ein messingvernickelter Abendmahlstelsch. „Geschenkt der Kirche zu Bublitz den 16. Juli 1885 von der von Malotzischen Familie“. Am Fuß Fischblasenornament; innen punktiertes Kreuz.

4. Ein messingvernickelter Abendmahlstelsch. „F. W. Seel. Hfmann Kgl. Hoflieferant Lüdenschheid Berlin SW“. Knaufornament mit Weintraube und Kreuz. Am Fuß ein Kreuz, schöne Arbeit.

Die Glocken der neuen Kirche wurden von der Firma C. Voß & Sohn in Stettin beschafft, die die alten Glocken, zwei große und eine kleine⁽⁶³⁾, in Zahlung nahm. Zwei von den neuen Glocken wurden am 15. August 1917 ausgebaut und abgeliefert. Am 21. September 1924 wurden diese beiden „Glaube“ und „Liebe“ wieder ergänzt, und zwar von der Firma Gebr. Ulrich in Apolda. Beidemale predigte Superintendent Springborn über das alte Glockenevangelium Luc. 10, 38—42.

Seit Advent 1899 hat das Gotteshaus elektrische Beleuchtung. Die Apsis wird durch hinter dem Triumphbogen angebrachte Leuchtkörper indirekt beleuchtet. Drei große Kron-

leuchter tragen zum Schmuck des schlicht gehaltenen Innenraumes bei.

Denkmäler. „Grabplatte aus Kalkstein, 1,36 m breit, 1,96 m hoch, in der Mitte eine Schrifttafel, am Rande die Umschrift, leider sehr abgetreten, so daß von letzterer nur noch lesbar Elect. Brand. Advocatus; vom Ende des 17. Jahrhunderts“, im Fußboden des Altarraumes⁽⁶³⁾.

Eine Grabplatte vor dem nördlichen, eine vor dem südlichen Seiteneingang. Auf beiden kaum noch etwas zu erkennen. Im Schiff der Kirche oben an der Nordseite zwischen dem 5. und 6. Fenster erinnert eine Tafel an den Feldzug 1813/1814 „Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland

Feldwebel Karl Verhausen
Füsilier Jakob Hiller
Musketier Michael Kopysch
Landwehrmann Karl Reinke
Landwehrmann Caspar Ludwig Söpfe
Grenadier Friedrich Zeitel
Musketier Ph. Hallwas

An der Tafel Erinnerungsabzeichen an den Feldzug 1813/1814, Vorderseite Krone. Darunter „F W Preußens tapfern Krieger“. Umschrift „Gott war mit uns, Ihm sey die Ehre“. Rückseite Kreuz, auf dem Mittelglied Eichenfranz, darin die Jahreszahl 1813/1814. Nur durch diese Denkmünzen ist der Sinn der Tafel zu erkennen.

Dieser Tafel gegenüber an der Südseite eine ebensolche „Mit Gott für König und Vaterland“

Wilhelm Lockstädt
Karl Ziefosky
August Sobst
Wilhelm Fritsch
Carl Wenzel, Serg.
August Berg
Wilhelm Laude
August Janke
Friedrich Lucht
Julius Schewe

Wie Erinnerungsmedaillen kundtun, sind diese Söhne der Gemeinde Bublitz in den Kriegen 1866 und 1870/71 gefallen.

Eine Zierde des Gotteshauses bilden die beiden vorn rechts und links im Giebel auf den Emporen angebrachten Gedächtnistafeln für die Toten des Weltkrieges. Die Tafeln, die am 3. Juni 1923 durch die Bibelworte Jer. 31, 15—17 geweiht wurden, weisen in schwarzer Frakturschrift auf weißem Untergrunde 214 Namen auf.

1563/64 hieß es von unserer Kirche: „Es sind bei dieser Kirche keine Bücher denn allein ein alt zerrissenes Meßbuch auf Papier geschrieben und sollen derowegen die Kirchenvorsteher sobald sie etwas in Vorrat kommen die Pommerische Bibel kaufen, welche stets bei

der Kirche bleiben soll⁶⁶⁾." In der Publiger Synodalbücherei, die 1931 in neuen Schränken im Kirchturm eine Bleibe gefunden hat, stehen vier alte Werke, deren Titel genannt zu werden verdient:

1. Novum Promptuarium Biblicum oder Neue Biblische Concordantien . . . colligirt u. zusammengetragen durch Paulum CRELIUM Professor zu Wittenberg . . . Frankfurt am Mayn. In Verlegung der Societät. Im Jahr 1662.

2. Concordantiae Bibliorum Germanico — Hebraico — Graecae . . . nova et compendiaria methodo conscriptae à M. Fridericio Lauckisch Lipsiensi 1696. In Verlegung der Lauckischen Erben.

3. Dr. Martin Luthers Schriften und Werke, Leipzig Verlegt bei Johann Heinrich

Zedler, Anno 1729. [Johann Jacob Kolterjahn Colberga Pomeranus eingeklebte Buchhändlermarke] 6 Bände, Bd. 5—10.

4. Apostolisches Licht und Recht das ist Richtige und erbauliche Erklärung der sämtlichen Apostolischen Briefe in hermenentischen u. praktischen Anmerkungen erklärt von D. Joachim Langen, Halle. Verlegt im Waisenhaus 1735 (2 Bände).

Die reich bewegte Geschichte der St. Johannisikirche hält uns dazu an, das Unscheinbare nicht gering zu achten, hinter schlichten Denkmälern auf das Leben zu horchen, das wahrhaftig nicht kleiner war als das unsere. Die St. Johannisikirche heute ist ein weithin sichtbares Zeichen unserer Stadt und ein würdiger Raum, „die Hütte Gottes bei den Menschen“ zu beherbergen.

Anmerkungen:

¹⁾ Rothe, S. 101.

²⁾ Herbert Haack, „Die Publiger Kirche im Jahre 1764“, „Heimat-Erbe“, Gratisbeilage zur Publ. Kreiszeitung, 8. Febr. 1933.

³⁾ Pfarrchronik, S. 10. Eintragung um 1897, wahrscheinlich von der Hand des Sup. Herwig.

⁴⁾ Rothe, S. 101.

⁵⁾ Karl Demmel: Wappen und Siegel der Stadt Publig, Publiger Kreis-Kalender 1928, S. 44 f.

⁶⁾ Banjelow, S. 3.

⁷⁾ Müller, S. 573.

⁸⁾ Müller, S. 50.

⁹⁾ Visitationssprotokoll 1563/64 nach einer Abschrift des W. Wendt-Publig.

¹⁰⁾ a. a. D.

¹¹⁾ Junker, S. 28.

¹²⁾ Banjelow, S. 14.

¹³⁾ Forstmeister Euen, Oberstier, 1900 in der Ansprache vor der Aufführung des „Henning Lode“, von Friedrich Carl Reusch, damals Amtsrichter in Publig, Selbstverlag des Verfassers. Druck Oswald Muzé, Leipzig, 1901.

¹⁴⁾ Banjelow, S. 147.

¹⁵⁾ Junker, S. 28.

¹⁶⁾ Ansprache zu „Henning Lode“, S. 8, Forstmeister Euen.

¹⁷⁾ Banjelow, S. 6: „In diesem 1558 Jahre wurde auf Fürstl. Befehl eine neue und vermehrte Kirchen-Ordnung, von ihm (= D. Venetus), und Paul a. Rhoda, als auch Jacobo Rungio, der vornemlich die Feder dabey geführt, in Pommerischer Sprache verfertigt, die 1563 zu Wittenberg in Folio gedruckt worden.“ (vgl. auch: Junker, S. 27.)

¹⁸⁾ Auch diese Arbeit besorgte er im Verein mit den beiden andern Generalsuperintendenten Paul v. Rhoda und D. Jacob Muzé. Sie erschien 1564 im Druck. (Müller, S. 559.) „Charakteristisch . . . ist, daß der erste Teil, der die allgemeinen Bekenntnisschriften der Protestanten enthält, noch durch einen zweiten Teil, der nur lutherische Schriften umfaßt, ergänzt wird. Die Konkordienformel wurde 1579 zwar angenommen, jedoch infolge der Vorstellungen Runges, mit Ausschluß von vier Artikeln (betreffend die Augsbürgische Konfession, den freien Willen, Gesez und Evangelium und die Adiphora, . . .) Junker, S. 27.“

¹⁹⁾ Gieseling wurde 1549 in Greifswald Professor der Musik (Banjelow, S. 14), Müller, S. 559, sagt: „Öffentlicher Lehrer der Singekunst“. 1576 war das erste pommerische Gesangbuch erschienen, das meist Um-

dichtungen aus dem Hochdeutschen ins Niederdeutsche enthielt (Junker, S. 28).

²⁰⁾ Haack, Publ. Kreiszeitung, 8. Februar 1933. (Siehe Anm. 2).

²¹⁾ Rothe, S. 102 — Fr. Kugler, Pommerische Kunstgeschichte, Stettin 1840, S. 138.

²²⁾ Müller, S. 565; vgl. auch Banjelow, S. 58 ff.

²³⁾ Wehrmann, Geschichte von Pommern, Bd. II (1921) S. 167.

²⁴⁾ „Matrikel 1563/64 noch vorhanden“, heute im Staatsarchiv Stettin.

²⁵⁾ Ein Abdruck des Visitationssprotokolls von 1658 findet sich im „Gemeindeblatt des Kirchencreises Publig“, Februar 1932. Original: Publ. Kirchenbuch, Bd. III (1702—1743), auf den ersten beschriebenen Seiten.

²⁶⁾ In dem 1350 vom Kamminer Bischof Friedrich v. Giesstedt ausgestellten Privileg, durch welches Publig Stadtrechte bekam, heißt es: das jus patronati aber der Kirchen behalten wir uns und unsern Abkömmlingen ewig (?) vor; mitgeteilt nach einer Abschrift im Besitz von W. Wendt, Publig. Original im Staatsarchiv Stettin.

²⁷⁾ Banjelow, S. 149.

²⁸⁾ „Georg Golbinus aus Henneberg in Meißner war schon 1589 hier Präpositus, denn damals führte er den Tobias Schulze ins Predigtamt zu Schweslin ein (Müller, S. 34).“

²⁹⁾ Banjelow, S. 147.

³⁰⁾ Publiger Kirchenbuch II (1657—1694).

³¹⁾ Von einem Turmbau sah man vorerst ab. 1673 ging man daran, dem Gotteshaus auch ein weithin sichtbares Wahrzeichen zu geben (Pfarrchronik, S. 23). Der Kirchturm wurde wahrscheinlich aus Balkenwerk und Brettern aufgeführt. In der Bitte des Publiger Gemeindefkirchenrats um Gewährung eines allerhöchsten Gnadengeschenkes, 14. Mai 1875, schreibt Superintendent Demwig (Entwurf des Schreibens): „Der hölzerne Thurm droht den Einsturz, das Kirchen-Dach und der Kirchen-Boden sind der Reparatur nicht mehr fähig (Acta der Königl. Sup. Publ. betr. Neubau der Kirche zu Publig, 4. Juli 1874—28. Mai 1886).“ In der Pfarrchronik heißt es auf Seite 7 in dem Abschnitt über „Die alte Kirche“: Die obere Hälfte des Thurmes besteht aus Fachwerk und die Spitze desselben ist mit Schindeln gedeckt.“ (Aufgezichnet ist dieser Bericht wahrscheinlich vor 1874, bestimmt aber nach dem 1. September 1872.) Auch 1878 stand die Gemeinde vor der Frage, ob von der Ausführung des Turmes vorläufig abgesehen werden sollte. Dieses Ansuchen des Kultusministers wurde einstimmig abgelehnt.

³²⁾ Notiz im Sukminer Kirchenbuch jener Jahre, mitgeteilt von W. Wendt-Bublitz; vgl. Banjelow, S. 147.

³³⁾ Wehrmann, Gesch. v. Pommern, Bd. II, S. 203 ff.

³⁴⁾ a. a. D., S. 236 ff.

³⁵⁾ Haack, Publ. Kreiszeitung, „Heimat-Erde“, v. 8. Februar 1933. Ueber Michael Friedrich Unruhe, der von 1760—65 Präpositus in Bublitz war, lesen wir bei Banjelow: „Zuletzt brachte ihn der Russische (= 7-jährige) Krieg von Soltentz weg, so wie ihn der 2te Schlesiſche dahin gebracht hatte. Es war den 20. Jun. 1758, als ein Corps Russen, unter dem General Dewidow, aus Polen, über Landeck, auf Rakebur, in Pommern einfiel, und über Tempelburg bis Driefen ging, wo sich die große Russische Armee, unter dem General von Fermor, mit demselben vereinigte. Dieser Einfall war ganz barbarisch. Es ward anderthalb bis 2 Meilen, um Rakebur herum, alles Vieh weggenommen, die Dörfer reinaus geplündert, und die Einwohner erbärmlich geschlagen, und gemißhandelt. Das traf alle eingepfarrte Dörfer seines Kirchspiels mit. Sogar sein nächster Nachbar, der Prediger, Daniel Henselius zu Vortin, ward von den Husaren, auf eine recht grausame und erbärmliche Weise ermordet, mit Hauen und Schiessen. . . . Er war seines Lebens nie sicher, und mußte Tag und Nacht fliehen (Banjelow, S. 184 f.).“

³⁶⁾ Wehrmann: a. a. D. S. 237, 243.

³⁷⁾ Pfarrchronik, S. 7. Eintragung zwischen 182 und wahrscheinlich 1874; vgl. auch Rothe, S. 102.

³⁸⁾ Rothe, S. 102. Es gibt eine Photographie der Stadt Bublitz aus dem Jahre 1872, auf dem der rechteckige Kirchturm, Zeltdach und Spitze — wahrscheinlich mit Schindeln gedeckt — zu erkennen ist. Einen Abzug dieser Aufnahme besitzt Carl Kolterjahn-Bublitz. In der Beilage zum Bublitzer Anzeiger „Die Heimat“, 4. April 1933, ist das Bild abgedruckt. Zum Turm vgl. Anm. 31. Die Bublitzer Kirche war „von soviel alten schönen Bäumen umgeben, daß sie für den Photographen nicht festzuhalten . . . war („Die Heimat“).“

³⁹⁾ „spizbogig“ gibt C. Kolterjahn-Bublitz an.

⁴⁰⁾ „so daß infolge der jetzigen Erscheinung die bauliche Entwicklung der Kirche nicht mehr genau zu erkennen ist“, so fährt der Bericht Pfarrchronik, S. 7, der nicht deutlich geschrieben ist, fort. Von einer „baulichen Entwicklung“ des Gebäudes wird man indessen kaum sprechen können.

⁴¹⁾ Pfarrchronik, S. 7, wo es weiter heißt: „Das Thurm-Gebälk besteht durchgehend aus starkem Eichenholz.“

⁴²⁾ Zur Baugeschichte sind folgende Notizen wertvoll: Banjelow, S. 147: „Die Kirche hat den Namen der S. Johannis Kirche, und wie sie von Grund aus, gemauert und wohl angelegt ist, so ist sie in den neuern Zeiten statlich verbessert und ausgemauert.“ Das schrieb Banjelow 1765. — Sup. Herwig sagt in dem schon erwähnten Entwurf zu einem Unterstüßungsgeſuch an den Kaiser: „. . . die hiesige Kirche stammt in ihren ältesten Teilen aus dem 14. Jhd. Um dieselbe während jener Zeit ihrem Zwecke einigermaßen entsprechend zu erhalten, hat sie bei der wachsenden Bevölkerung einige An- und Ausbauten erfahren, welche ihr nicht zum kirchl. Schmuck gereichten, — selbst hinter dem Altar hat eine Eingangs-Thür, und um den Altar (Gestühl) angebracht werden müssen . . . (14. Mai 185, Akte „Neubau der Kirche zu Bublitz“).“ — In der Pfarrchronik heißt es: der Hochchor ist zur Kirche gezogen und hinter dem Altar herum mit Gestühl und Emporen versehen, . . . (S. 7).“ Der Artikel „Die alte Kirche“ in der Pfarrchronik entstammt sicher der Feder des gleichen Sup. Herwig, der von 1871—97 Superintendent in Bublitz war. — Da die alte Kirche keine Apſis hatte, ist vielleicht die Verlängerung der Südwand bis an die Ostgiebelwand gemeint, durch

welche die Leute nun um den Altar herum zu sitzen keine Apſis hatte, ist vielleicht die Verlängerung der wand hinzog, kann ich mir nicht denken, denn oben an dieser Nordwand befand sich die Kanzel. Jedenfalls war der Altarraum in ungewöhnlicher Weise mit Bänken besetzt.

⁴³⁾ Im Jahre 1830 stand nur noch ein Sarg darin (Pfarrchronik, S. 16).

⁴⁴⁾ Herbert Haack „Die Bublitzer Kirche im Jahre 1764“ nach Akten des Bublitzer Magistrats, „Heimat-Erde“ (Publ. Kreiszeitung) 8. Febr. 1933.

⁴⁵⁾ Angaben nach C. Kolterjahn-Bublitz.

⁴⁶⁾ Vom Altar aus; vgl. Rothe, S. X. „Die Zählung der Joche der Kirchengebäude geschieht von Osten her.“

⁴⁷⁾ Das Amtschor ist der Platz des Patrons, den in diesem Falle die Staatsbeamten als Vertreter des Staates innehatten, der ja Patron der Kirche wurde.

⁴⁸⁾ Carl Kolterjahn besitzt eine Nachahmung dieser Wappenscheibe.

⁴⁹⁾ Banjelow, S. 194. Rasch war 1678—91 Diakon in Bublitz. Die Bemerkung stammt aus dem Jahre 1765.

⁵⁰⁾ „Sein Bildniß steht in Lebens Größe in der Kirche, über dem Raths Stuhl (Banjelow, S. 150).“ Horn war 1666—96 in Bublitz.

⁵¹⁾ Von Jakob Fröhlich (1620—57) schreibt derselbe Autor: „Sein Bildniß hängt in Lebens Größe in der Kirche über dem Beichtstuhl (Banjelow, S. 149).“

⁵²⁾ In der Außenwand des Kirchturms rechts vom Haupteingang noch 1883 in Mannshöhe ein großer Feldstein eingemauert, der die Inschrift „HARDER“ trug. Harder war 1789—1812 Pastor und Präpositus in Bublitz. Zu seiner Zeit wurde im Jahre 1808 „auf Befehl des französischen Feld-Marschalls Soult der . . . neue Kirchhof — außerhalb der Stadt“ vor dem Klingtor . . . in Gebrauch genommen, und seit der Zeit Niemand mehr in der Nähe der Kirche begraben, — (Pfarrchronik, S. 15).

⁵³⁾ Die Kirche bot Platz für 500 Personen. Das Gestühl bestand aus 63 Kirchenständern, die sich im Schiff, und 8 Ständen, die sich vorn beim Altar befanden (Angaben nach Herbert Haack: Die Bublitzer Kirche im Jahre 1764). Um 1740 hatte Bublitz 856 Einwohner.

⁵⁴⁾ P. Unruhe in Bublitz, 1760—65, Notiz von Haack „Die Publ. Kirche im J. 1764.“

⁵⁵⁾ Text nach der Abschrift von W. Wendt-Bublitz.

⁵⁶⁾ Pfarrchronik, S. 9.

⁵⁷⁾ Akte „Neubau der Kirche zu Bublitz“, Superintendentur Bublitz, Entwurf des Sup. Herwig zur Bitte eines kaiserl. Gnadengeschenktes zum Neubau der Kirche 14. Mai 1875.

⁵⁸⁾ Pfarrchronik, S. 25.

⁵⁹⁾ Off. 3, 20.

⁶⁰⁾ Beschreibung nach Rothe, S. 103.

⁶¹⁾ Rothe, S. 102 f.

⁶²⁾ notiert: Pfarrchronik, S. 5.

⁶³⁾ Beschreibung bei Rothe, S. 103.

⁶⁴⁾ Am Rande des Taufsteines der Spruch:

WER DA GLAUBET UND GETAUFT WIRD,
DER WIRD SELIG WERDEN
WER ABER NICHT GLAUBET,
DER WIRD VERDAMMET WERDEN.

⁶⁵⁾ Im Visitationenprotokoll von 1563/64 heißt es: „Glocken und Anderes, zwei große Glocken auf dem Turme, eine kleine auf dem Chore, item ein Zeiger (Uhr) auf dem Turme, item in der Kirche ein Rad mit Glocken (?), item ein kupfern Handsaß, ein Alt Kessel, ein Rauchfaßstein (Abschrift W. Wendt-Bublitz).“

⁶⁶⁾ Visitationenprotokoll von 1563/64. Abschrift W. Wendt-Bublitz.

Literaturverzeichnis:

- Nöber, Friedrich, Schmitt: Pommern. Berlin 1927.
Rothe, Julius: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Köslin, Bd. III, die Kreise Schwelbein, Dramburg, Neustettin, Bublitz und Rummelsburg. Stettin 1934.
Rugler, F.: Pommersche Kunstgeschichte. Stettin 1840.
Lübke, Wilhelm: Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters. Leipzig 1866.
Müller-Moderow: Die Evangelischen Geistlichen Pommerns von der Reformation bis zur Gegenwart. Bd. II. Stettin 1912.

- Plantikow, Otto: Pommersche Reformationsgeschichte. Greifswald 1922.
Banjelow, A. C.: Zuverlässige Nachrichten von denen Generalsuperintendenten Präpositen und Pastores so seit der Reformation bis Anno 1675 im Herzogthum Hinterpommern und Fürstenthum Cammin gestanden und noch stehen. Stargard 1765.
Behrmann, Martin: Geschichte von Pommern. Bd. I bis 1525. Gotha 1919.
Bd. II. Gotha 1921.
Sinker, Hugo: Pommersche Kirchengeschichte. Breslau 1909.

Bublitzer Schulverhältnisse in alten Zeiten

Von Alfred Herrmann

Selten ist es möglich, die Entwicklung der Schulverhältnisse eines Ortes bis zu ihren ersten Anfängen durch mehrere Jahrhunderte zu verfolgen; Schulchroniken sind im allgemeinen erst im 19. Jahrhundert angelegt worden, und nur in wenigen Fällen hat sich der Chronist der Mühe unterzogen, für seine ersten Eintragungen Aufzeichnungen nichtschulischer Akten und Urkunden vergangener Zeiten nutzbar zu machen. Anders in Bublitz. Friedrich Wilhelm Merius, der am 2. Januar 1830 als Rektor und 1. Lehrer an der Schule in Bublitz eingeführt wurde und im April desselben Jahres eine Schulchronik zu schreiben begann, hat gewissenhaft alle ihm zugänglichen Akten längst vergangener Tage nach Aufzeichnungen über die Schule in Bublitz und ihre Lehrer durchforscht, um dem Leser seiner Chronik einen Einblick in die ältesten Schulverhältnisse dieses Städtchens zu ermöglichen. Die Domänen-Rentamts-Akten werden von ihm als die fruchtbarste Quelle solcher Wissensschätze genannt; sie enthalten zwar im allgemeinen nur Nachrichten über die Lehrkräfte der Schule, führen aber ungefähr bis zum Jahre 1596 zurück.

Um 1596 gab es in Bublitz nur eine gemeinsame Schule für Knaben und Mädchen, die von dem „Ludi-moderator“ (Schul- nicht „Spiel“-! lenker), „Praeceptor“ (Lehrer), „Ludi-rector“ (Schulleiter), „Rector scholae“ oder dem „Schulmeister“ — Benennungen, die stets ein und denselben Amtscharakter bezeichnen — verwaltet wurde. Im Jahre 1622 wurde die Mädchenschule von der Knabenschule getrennt und von dem „Rüster“, der zugleich Organist war, versehen. (Bereits 1665 wurde das Orgelspiel dem Gerichtsvogt und später dem „Cantor“ übertragen, 1818 das Rüsteramt vom Schulamt

getrennt.) Die Mädchen empfingen Unterricht im Buchstabieren, im Lesen, in der Religion und erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts auch im Rechnen. Es berührt uns recht eigenartig, daß man es damals nicht für erforderlich hielt, die Mädchen auch das Schreiben zu lehren, und daß die Mädchenschule erst etwa 200 Jahre bestehen mußte, ehe man zu der Einsicht kam, daß auch das weibliche Geschlecht ein Anrecht auf ein „Umgehen mit der Zahl“ haben könnte. Die Unterrichtszeit in der Mädchenschule betrug zwei Stunden täglich. Die Knaben wurden außer in den genannten Fächern auch im Schreiben und privatim in der lateinischen Sprache unterwiesen, wozu jeder Rektor durch die Vokation „gegen eine billige Entschädigung“ verpflichtet wurde. Indessen muß der lateinische Unterricht in der frühesten Zeit „allgemein und verbindlich“ erteilt worden sein, und aus dieser Zeit stammte wohl die noch im 18. u. 19. Jahrhundert gebräuchliche Bezeichnung „lateinische Schule“ für „Knabenschule“, die bis 1818 nur aus einer Klasse bestand, und der nur ein Klassenzimmer zur Verfügung stand.

Schon im Jahre 1817 waren 280 Schulkinder vorhanden, die auf 3 Klassen verteilt werden sollten, so daß in der 1. Klasse 80 Knaben, in der 2. Klasse 100 Mädchen und in der 3. Klasse 100 Knaben und Mädchen unterrichtet wurden. 1819 wurden jedoch zunächst nur zwei Klassen gebildet, von denen die 1. die größeren Knaben und Mädchen, die 2. Klasse die kleineren Knaben und Mädchen aufnahm. Das ergab die immerhin recht ansehnliche Klassenbesuchsziffer von durchschnittlich 140—150! Die kleineren Knaben und Mädchen unterrichtete ein „interimistischer Lehrer“ — Bäder Sassenberg — im Buchstabieren und in Religion in einem für die 2. Klasse besonders gemieteten Raume, und die 1. Klasse wurde bald darauf in 2 Klassen aufgeteilt, in eine „gemischte“ und eine Knabenklasse. Dieser Zustand dauerte bis 1830. In dieser

Zeit wuchs jedoch die Schülerzahl so stark, daß die 3 vorhandenen Klassenräume nicht mehr ausreichten. Das bisher von jedem Schulkinde zu zahlende Schulgeld war nämlich inzwischen in eine Art Kommunalsteuer umgewandelt worden, die nach dem Vermögen der Eltern ohne Berücksichtigung der Zahl ihrer schulpflichtigen Kinder erhoben wurde, und diese Uenderung brachte der Schule einen erheblichen Zuwachs. Deshalb wurde gleichzeitig mit dem Dienstantritt des bereits erwähnten Rektors Merius eine 4. Klasse eingerichtet (1. 1. 1830); denn die Schülerzahl war auf 352 angewachsen. Schulrat Clausius, Prediger Wilm und Rektor Merius entwarfen nun einen neuen Lehrplan für die vierklassige Schule, nach dem die Kinder bis zur Quartareife eines Gymnasiums (ohne fremdsprachigen Unterricht) geführt werden sollten. Der Andrang zur Schule Ostern 1830 war so groß, daß wegen Mangel an Raum alle sechsjährigen und zum Teil auch siebenjährige Kinder von der Aufnahme zurückgewiesen werden mußten. Dies wiederholte sich 8 Jahre lang, so daß das Bedürfnis größerer Schulräume, einer neuen — fünften — Klasse und eines gemeinsamen Schulhauses statt der bisher in der Stadt zerstreut liegenden Klassenzimmer immer fühlbarer wurde. Im Jahre 1836 endlich wurde auf Veranlassung der Königlich-Regierung ein Garten in der Nähe des Viehmarktes für den Bau eines neuen Schulhauses angekauft, und da der König der Stadt ein Gnadengeschenk von 1500 Reichstalern bewilligte, konnte am 2. Mai 1837 der Grundstein zum Neubau gelegt werden. In den vorderen Eckstein der rechten Seite wurde „eine wohlverschlossene Flasche gelegt, in der sich die Chronik der hiesigen Stadtschule, von Seiten des Magistrats statistische Nachrichten, mehrere Exemplare der gegenwärtig gangbaren Geldsorten und Modebilder aus dem diesjährigen Berliner Modespiegel“ befanden. Das neue Schulhaus konnte erst am 22. Oktober 1838 feierlich eingeweiht und bezogen werden; denn teils fehlte es an Materialien, teils hinderte die fehlerhafte Konstruktion des Fundaments die zeitige Richtung und den Ausbau des Gebäudes“. Das neue Schulhaus war zweistöckig und enthielt unten 4 und im 2. Stockwerk 2 Klassenräume und die Wohnung für den Rektor. Ein Teil des angekauften Grundstückes wurde dem Rektor übergeben, ein anderer Teil als Garten vermietet und ein dritter als Obstbaumschule eingerichtet.

Das frühere Schulhaus hat den ältesten Nachrichten zufolge auf dem „Amtsfundo“, zwischen dem Pfarr- und Amtshause, in dem Superintendentur-Garten gestanden. Im 30-jährigen Kriege scheint es bei dem großen Brande in Asche gelegt und später wieder aufgebaut worden zu sein. Es enthielt nur ein

Klassenzimmer, eine Wohnung für den Rektor und kurze Zeit auch Wohnung für den Küster. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war es so baufällig geworden, daß in ihm nicht mehr unterrichtet werden konnte. Es stand mehrere Jahre unbenutzt und mußte 1793 abgebrochen werden. Inzwischen hatte man unweit des Marktes, der Apotheke gegenüber, das Haus des Aktuariums Nürnberg gekauft und in ihm eine Wohnung für den Rektor, das Klassenzimmer für die 1. Klasse und 1821 für einige Zeit auch einen Raum für die 2. Klasse eingerichtet. Bei Zunahme der Kinderzahl mietete man „überall in der Stadt verstreut liegende“ Räume für die 2., 3. und 4. Klasse, die benutzt wurden, bis im Jahre 1838 das neuerbaute Schulhaus bezogen werden konnte, das am 24. Mai 1908 ein Raub der Flammen wurde. Die 4 Klassen der Schule wurden 1837 von 4 Lehrern betreut und von 356 Kindern besucht, der Stundenverteilungsplan wies nachstehende Zahlen auf:

	(Stunden:)			
	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4
1. Religion	5	6	6	6
2. Lesen	3	6	6	10
3. Rechnen	4	5	5	4
4. Schreiben	3	4	6	8
5. Lautieren	—	—	—	
6. Gesang	2	2	2	2
7. Deutsche Sprache u. Orthographie	4	4	2	—
8. Nebenkenntnisse (Geschichte, Geographie, Naturgesch., Naturlehre, Technologie)	5	2	2	—
9. Zeichnen				
10. Formlehre	2	—	—	—
	30	30	30	30

Recht interessant und für die betreffenden Zeitverhältnisse außerordentlich aufschlußreich sind die Aufzeichnungen über die Lehrkräfte der Pöblitzer Schule, die, wie bereits erwähnt wurde, bis auf das Jahr 1596 zurückgehen. Zunächst sind in den frühesten Jahren, über die berichtet wird, drei Lehrergruppen zu unterscheiden:

1. Der „Ludi-moderator“, „Praeceptor“, „Ludi-rector“, „Rector scholae“ oder „Schulmeister“, der bis 1622 die Knaben- und Mädchenschule allein, dann die Knabenschule (Lateinschule) und später die 1. Klasse verwaltet hat.
2. Der „Collaborator scholae“ (Schulhilfsarbeiter), zunächst eine Bezeichnung für den „Küster“ (1622) und ab 1692 eine Benennung für den „Organisten und Kantor“, der dem Rektor als „Conrektor“ oder „Rektoradjunkt“ beigegeben war und die soge-

nannte „deutsche Schule“ (nur Knaben) und seit 1819 die 2. Klasse verwaltete.

3. Der „Rüster“, der eine Zeitlang zugleich Organist war, hatte die Aufgabe, die „Mädchenschule“ zu versehen und in ihr täglich 2 Stunden zu geben.

Der erste Schulmeister, der in den Akten erwähnt wird, ist Petrus Centius, der jedenfalls 1596 den Schulmeister-, Organisten- und Rüsterdienst versah. Er lebte noch nach seiner Amtszeit in Bublitz und mußte einen Streit mit seinem Nachfolger Martinus Huzing ausfechten. Petrus Centius hatte sich, „weil er dem Städtlein mit Diensten mußte aufwarten, mit Zustimmung des Stiftsvogts Claus Heydebrechen und der Gemeinde eines Gartens unterwunden, damit er dessentwegen eklichermaßen Ergötzlichkeit bey dem Städtlein möchte finden und haben.“ Da er nun aber „veleicht aus erheblichen Ursachen seines Dienstes müßig gehet“, bittet Martinus Huzing in einer Supplication vom Jahre 1606 den Rat der Stadt, zu veranlassen, daß „obgemeldeter Garten bei der Schule sein und bleiben möchte“, und „dem Petro Centio ernstlich aufzuerlegen, das er sich dessen nun mehr nicht möge anmaßen, damit auch er eklichermaßen recreation daraus schöpfen könne.“ Unterm 24. Oktober 1622 wurde Laurentius Hamel, „zuvor in Diensten beim Junkher Nicolaß von der Marwitz“, vom Superintendenten Immanuel Roenig zu Coeslin als Rektor nach Bublitz berufen. Seiner Vokation ist ein „Genußzettel Rectoris scholae Publicensis“ angehängt, der zwar „schon ziemlich beschädigt und nicht mehr ganz lesbar“ ist, aber doch einigermaßen Aufschluß über die Befoldung eines Bublitzer Rektors jener Zeit gibt. Nach diesem Genußzettel werden ihm (im wesentlichen) zugesichert: 30 Reichstaler an Geld, 9 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Gerste, 8 Achtel Butter, 5 Achtel Käse oder anstatt der Naturalien 5 Reichstaler Geld, so daß sein festes Gehalt jährlich 35 Reichstaler betrug, wozu noch einige Sondereinnahmen aus — anscheinend kirchlichen — Nebenbeschäftigungen kamen, z. B.: „Bei der Brautmeß für die Brautsuppe in der Stadt $\frac{1}{2}$ Taler.“ Mit Laurentius Hamel beginnt übrigens auch die Reihe der eigentlichen Rektoren der Schule, die fast ausschließlich dem geistlichen Stande angehörten; einer seiner Nachfolger, Johan Kwens aus Greiffenberg, „gewesener Prediger zu Groß- und Klein-Rückow“ war der erste Rektor in Bublitz, der als Diaconus „sowohl zum Predigen, als auch sacra zu administrieren verpflichtet war“. Er wurde 1679 nach Bublitz berufen. Diese Aemtervereinigung hatte einen großen Nachteil: für die Befoldung des Stelleninhabers waren sowohl die Kirche als auch die Stadt zuständig, und zu einer endgültigen, festen Re-

gelung dieser Frage konnte man anscheinend lange Jahre hindurch nicht kommen; deshalb wechselten die Diaconen und Rektoren andauernd, und zeitweise blieb dieses vereingte Kirchen- und Schulamt ganz unbesezt. Immer wieder tauchen Eingaben an die zuständigen Behörden aus diesem Grunde, Klagen und Beschwerden in den Akten auf, und Superintendent Wilm bezeichnet (1749) das Diaconat Bublitz deshalb wohl mit Recht als ein Taubenhauß und eine Pönitenzstelle. Im Jahre 1797 wehrt sich die Bürgerschaft in einem Protestschreiben an die Regierung gegen einen abermaligen Stellenwechsel und führt darin aus: „Vor dem Diaconus Hertel ist fast keiner hier gewesen, der der Schule besonders so akkurat vorgestanden als dieser, vielmehr sind die Diak., sobald sie beweibt worden, durch Nahrungsorgen gequält, ganz vorzüglich nachlässig in Verwaltung des Schulamtes geworden, und solcher Gestalt ist denn die Jugend allhier wegen des nothwendigen Unterrichts äußerst elend daran gewesen.“ Diese Zustände mögen mit dazu beigetragen haben, daß im Jahre 1801 das Diaconat aufgehoben oder mit dem Pastorat vereinigt wurde. Dafür wurde sogleich das Rektorat mit dem Cantorat verbunden und der bisherige Cantor Georgi zum Rektor ernannt; erst 1825 wurden diese beiden Schulämter wieder getrennt besezt.

Als erster „Collaborator scholae“ (Schulhilfsarbeiter) bezeichnet sich in einer Eingabe von 1652 an den Herzog zu Croy, erwählten Bischof zu Cammin, der Rüster und Organist David (oder Daniel) Hufe, der seit 1622 die beiden lektgenannten Aemter verwaltete und sich zur Führung des Titels „Collaborator scholae“ berechtigt hielt, weil er von 1637—1638 (oder 1641) nach dem Abgange des Rektors Erich Brenneck die Schule allein versehen mußte. Vielfache Klagen hat er wegen seiner Befoldung erhoben; er wollte nach dem durch die Schweden verursachten Brande vom 5. Mai 1631 als Rüster nach Gramenz gehen; man hielt ihn aber durch das Versprechen in Bublitz zurück, ihm nach Wiederaufbau der Schule eine Wohnung in ihr zu verschaffen und ihm 8 Reichstaler von der Stadt und 4 Taler aus der Kirche nebst Accidentien und Acker zu geben, „was jedoch nicht immer getreulich gehalten wurde“. Er scheint durch die Schweden und Polen mehrmals seine Habe verloren und an seinem Fuß Schaden genommen zu haben, weshalb er sich in einer Beschwerde als „armer Kirchen- und Schuldiener“ und in seiner Eingabe 1652 an den Herzog von Croy um Unterstützung als „armer gebrechlicher Kirchen- und Schuldiener in Bublitz“ bezeichnet. Nach einem Schreiben des Superintendenten Roenig vom 22. Februar 1640 ist er „dem Rektor zugeordnet, so daß er täglich

2 Stunden den kleinen Kindern und zwar den Mädchen, nicht aber den Knaben, gibt“.

Ein recht streitbarer Herr war sein Nachfolger, der „Organicus und Collaborator scholae“ David Klitzke, „der sich in der Schule und vor dem Pfarrhause mit seinem Rektor geschlagen hat“ und 1665 seinen Abschied erhielt. Er versah — wie seine Amtsbezeichnung beweist — den Organistendienst; unter seinem Nachfolger wurde jedoch das Orgelspiel (1666) dem Gerichtsvoigt übertragen und blieb längere Zeit eine Amtsobliegenheit dieses Beamten, und wenn später den Cantoren der Organistendienst überwiesen wurde, geschah es stets mit der

Kirche. 2. „Wenn die Knaben auf Martini und Neujahr herumbingen, theilet er das Geld umb die Helffte mit dem Rectore. 3. 9 Groschen vor eine Leiche, wenn eine Leichenpredigt gehalten wird. 4. 6 Groschen vor eine Leiche, wenn keine Leichenpredigt gehalten wird. 5. 9 Groschen vor eine Hochzeit. 6. 7—12 Groschen (nach condition) von vermögenden Leuten vor Musik bei der Leiche, Hochzeiten oder Kindtaufen. 9. 4 Taler vor Hausmiete. 8. Wenn das Wintergarn gehet (Fischerei) bekömmt er ein Gericht Fische. 9. Anstatt der Freitische (Uebersetzung) bekömmt er von der Bürgerschaft und zwar von jedem Bürger alle



Aufn.: Hermann Friese

Am Markt in Bublitz

Bemerkung, daß, wenn ein musikverständiger Vogt angestellt würde, diesem das Orgelspielen abgetreten werden müßte. 1671 wurde beschlossen, „daß zur Wohlfahrt der lieben Jugend dem Rectori annoch ein Collega und Cantor mit 20 Talern Gehalt von der Stadt zugesellt würde, weil nun mit dem Rectorat auch ein Diaconat verbunden werden sollte“. Der erste Cantor Martinus Anhalt versah — wie früher der Küster und Organist — die deutsche, der Rektor die lateinische Schule; beide aber hatten nur eine Klasse und ein gemeinsames Schulzimmer, in dem sie abwechselnd vormittags und nachmittags unterrichteten. Bis zum Abgang des „Cantor und Praeceptor“ Georg Adam Baumgarten (1695) waren „die Cantores gespeist worden, nun aber sollten sie durch Geld entschädigt werden“. Ueber die Einkünfte des Cantors gibt der Genußzettel des Johann Burchard Kerhausen vom Jahre 1696 Auskunft. Er bekommt: 1. an festem Gehalt 20 Taler von der Stadt und 4 Taler von der

Jahre 1½ Groschen. 10. Vor einen einheimischen Knaben quartaliter 1 Groschen, vor einen fremdbden aber 3 Groschen.“ Das ist eine recht stattliche Zahl von Einnahmequellen! Ein späterer Cantor erhielt die Erlaubnis, „sich wegen seiner schwachen Stimme mit dem bisherigen Küster als künftigem Praeceptore zu setzen, daß derselbige ihm im Singen assistiere, wofür er ihm 12 Taler von seinem salario ausmachen wolle“. Seit 1742 versahen den Cantordienst zumeist Kandidaten oder Studenten der Theologie, die Praeceptor, Cantor und Organist zugleich waren, „damit sie besser subsistieren könnten“. Zwischen 1774 und 1776 versah sogar ein Chirurgus (Deek) das Cantorat und Schulamt „und soll sehr gewünscht haben, die Stelle definitiv zu behalten, was aber nicht geschah“. Von dem Cantor Georgi, der 1801 den Titel Rektor erhielt, hörten wir bereits. „Er hatte eine starke Stimme, berechnete sich sein Gehalt in den ersten Jahren auf 100 Taler, baute und stimmte fleißig Instrumente nah und ferne



Bublitz: Schmiede an der Gozel
Aufn.: Hermann Friese

und vergrößerte dadurch seine Einnahmen bedeutend.“

Als Collaborator scholae lernten wir bereits den Küster und Organisten David Huse kennen; zum 1. Oktober 1676 wurde der Tuchmacher Paul Huse zum Küsterdienste bestellt. Nach § 11 seiner Vokation sollte er „an der deutschen Schule die Mägdelein informieren im Lesen, Schreiben, teutschen Katechismus, daß sie in allem fertig werden; auch wartet er Sonnabend und Mittwoch 2 Stunden die Arithmetik ab und unterrichtet die Knaben in der großen Schule darin.“ Von seinem Nachfolger hören wir, daß sein Gehalt 3 Taler, 8 Groschen betrug. Tischler, Färber, Bäcker

und andere Handwerker wechseln sodann in bunter Reihe im Küsteramt ab. Im März 1751 wurde Johann Teske, bisheriger Schulmeister in Borrenthin, als Küster und Lehrer nach Bublitz berufen mit dem Bemerkten, daß ihn die Mädchen überwiesen würden, daß er aber unter keinem Vorwande Knaben zu einer Information annehmen dürfe. Im Mai 1820 wurde der bisherige interimistische Lehrer zu Porst und frühere Schuhmacher Friedrich Wesenberg als Elementarlehrer der 3. Klasse eingestellt. Er hatte — und das ist erstmalig — einen fünfmonatigen Kursus „auf dem Seminar zu Kößlin“ durchgemacht und unterrichtete in einem in seinem Hause gemieteten Schulzimmer, „welches wohl eins der schlechtesten Schullokale im ganzen Regierungsdepartement war, besonders durch die für kleine Kinder gefährliche steile Treppe“. Bei der Schulprüfung am 10. Juli 1821 hatte er 53 Knaben und 63 Mädchen in seiner Klasse, die „in allem einen guten Anfang gemacht hatten“. Es folgen nun als Elementarlehrer nur noch „Schulamtswerber“, die sich durch einen — meist zweijährigen — Kursus auf dem Seminar zu Kößlin auf das Schulamt vorbereitet hatten. Dies trifft auch auf Joh. Friedr. Aug. Teske zu, der „als Musikus und seit Auflösung des Musikkorps als Bombardier bei der Artillerie in Alt-Stettin diente“, 1830 als 4. Lehrer angestellt wurde und den Gesangunterricht in allen Klassen erteilte.

Im Jahre 1818 wurde — wie wir bereits gehört haben — das Küsteramt vom Schulamt getrennt; die „Elementarlehrer“ (bisher Küster) erhielten fortan ihre Ausbildung auf dem Seminar zu Kößlin; die Schule in Bublitz war mehrklassig geworden, sie war in einem neu erbauten Schulhause mit einer ausreichenden Zahl von Klassenräumen untergebracht: die Schulverhältnisse in Bublitz haben also um 1830 einen Stand erreicht, die den heutigen nicht unähnlich sind.

Bublitz im Weltkriege

Nach amtlichen Quellen und Aufzeichnungen
von Sanitätsrat Dr. Richard Seyffert

Kriegsanfang.

Wie in ganz Deutschland, wirkte auch in Bublitz die Erklärung des Kriegszustandes und dann der Mobilmachung nach Wochen der Erwartung, Spannung und drückender Gewitterschwüle befreiend und erlösend. Auch hier meldeten sich neben den zum Heeresdienst Verpflichteten zahlreiche Freiwillige, so daß viele zunächst zurückgewiesen werden mußten.

Die an den Grenzen begründete Spionensucht trat hier nicht sonderlich in Erscheinung, mehr aber die in das Gebiet der Kriegszpsychose gehörende Jagd nach Autos, die nach amtlichem Telegramm vom 5. August mit französischem Gold durch Deutschland nach Rußland unterwegs sein sollten. Auch im Kreis Bublitz wollten übereifrige Patrioten solche gesehen haben und machten nun auf jedes Auto Jagd. Daß dieses nicht immer harmlos verlief, konnte Verf. selbst erfahren, als er eines Abends in Begleitung seiner Gattin einen Krankenbesuch über Land machte und auf der Rückkehr von sehr erregten bewaffneten Dorfbewohnern angehalten und mit Schießgewehren und anderen Waffen bedroht wurde. Mit der Bekanntmachung vom 15. August von höchster militärischer Dienststelle hörte diese Jagd, die auch anderweitig schwere Störungen im Autoverkehr verursacht und auch Todesopfer gefordert hatte, auf. Tatsächlich waren aber mehrere Goldtransporte in der Nähe der Grenze gefaßt worden.

Vereinslazarett.

Der Vaterländische Frauen-Verein vom Roten Kreuz Bublitz hatte sich verpflichtet, im Kriegsfalle ein Vereinslazarett einzurichten, und dazu das im Jahre 1912 eingerichtete Kreis-Krankenhaus mit etwa 36 Betten und Röntgeneinrichtung aussersehen, das von zwei Schwestern aus Bethanien-Stettin und einem Wärter versorgt wurde. Da dieses aber nicht ausreichte, wurde das angrenzende alte städtische Krankenhaus hinzugenommen, das für ebensoviele Kranke Platz bot.

Das Lazarett wurde am 13. September 1914 eröffnet und am 15. Februar 1917 geschlossen; im ganzen wurden 961 Verwundete versorgt; die höchste Tagesziffer betrug 110, und zwar im Frühjahr 1915.

Die Leiterin des Lazaretts war die Vorsitzende des Vaterländischen Frauen-Vereins Frau v. Eisenhardt-Rothe, zum leitenden Arzt wurde Sanitätsrat Dr. Seyffert in Bublitz bestimmt. Dieser hatte, obwohl nicht mehr

dienstpflichtig, sich doch seit mehreren Jahren schon, wie auch andere ältere Offiziere und Sanitätsoffiziere, der Militärbehörde freiwillig zur Verfügung gestellt und auch seinen Mobilmachungsbefehl erhalten. Da aber der bisherige Krankenhausarzt, Kreisarzt Dr. Fricke, noch zur Reserve gehörend, schon am ersten Mobilmachungstage ausrücken mußte und der dritte Bublitzer Arzt wegen Krankheit nicht in Frage kam, mußte der Verfasser, vom Landrat v. Eisenhardt-Rothe reklamiert und vom Generalkommando beurlaubt, den Posten annehmen. Die Oberschwester Anna B. (+), der für diese Kriegsjahre wie auch für ihre sonstige langjährige Tätigkeit der Kreis Bublitz ein ehrendes Andenken bewahrt, versorgte Küche, Keller und Wäschevorräte und übernahm die Nachkochen. Die zweite Schwester, Helene W., ebenso tüchtig ausgebildet und ruhig und sicher arbeitend, assistierte bei den Operationen. Wärterdienste übernahmen Mitglieder der Freiwilligen Sanitätskolonne Bublitz, soweit sie nicht sofort zum Militärdienst einberufen waren. Ferner wurden 26 junge freiwillige Helferinnen zu Hilfschwestern ausgebildet, so daß nach einigen Wochen alles zum Empfang der Verwundeten gerüstet war. Der erste Rechnungsführer Vizewachmeister M. Kruse, Fahr. Ersatz-Batt. 2. Art.-Regt. Belgard tat seinen oft schweren Dienst in vorbildlicher Weise und hinterließ bei seinem Scheiden zur Front überall ein gutes Andenken; er hatte noch zwei Nachfolger. Das Vereinslazarett unterstand militärisch dem Reservelazarett Belgard, im übrigen dem Territorial-Delegierten der freiwilligen Krankenpflege für die Provinz Pommern — Oberpräsident — in Stettin; den Transport der Verwundeten regelte die Linienkommandantur V Danzig.

Nachdem schon seit mehreren Wochen die Lazarette in der Nachbarschaft mit Verwundeten aus den großen Schlachten in Ostpreußen belegt waren, kam auch für Bublitz endlich die Meldung, daß ein größerer Transport eintreffen würde. Der nachstehende Bericht der Bublitzer Kreiszeitung gibt ein anschauliches Bild dieser Stunde:

„Sonntag, 13. 9. 14, nachmittag 6¼ Uhr, trafen die seit Tagen mit Sehnsucht und wachsender Ungeduld erwarteten Verwundeten mit Sonderzug von Gramenz hier ein. Eine tausendköpfige Menschenmenge hatte sich in der Umgebung des Bahnhofes versammelt. Auf dem für das Publikum abgesperrten Bahnsteige hatten sich Vertreter der Kreis- und Stadtbehörde, die Sanitätskolonne unter Führung des Herrn C. Ruck — jetzt auch tot —, der Lazarettarzt Herr Dr. Seyffert und Damen vom Roten Kreuz eingefunden. Erfrischungen aller Art waren bereitgestellt, Automobile, Droschken und Tragbahnen zum Transport der

Verwundeten waren zur Stelle. Langsam fährt der Zug ein. Wer gehen kann, steigt aus. Dann wird der Zug nach den Viehrampen vorgezogen, wo die Schwerverwundeten ausgeladen werden. Alles geht sicher vonstatten. Die Zuschauermenge ist ganz still geworden. Von der Ausladestelle bis zum Lazarett bildet sie Spalier, als Tragbahre auf Tragbahre von den Sanitatern vorübergetragen wird — bei anbrechender Dämmerung und Sprühregen ein düsteres Bild. Möge keiner hinter den dunklen Tannen sein Grab finden! — Nun ist auch der Letzte geborgen. Die Leichtverwundeten machen es sich bequem. Ueberall hilfreiche Hände. Waschwasser, Hemden, Strümpfe werden gereicht. „Wie fühlen Sie sich?“ „Feine Sache hier,“ antwortet einer. „Wie im Paradies!“ ein anderer. Im Lazarett fanden 75 Verwundete Aufnahme, 27 in der Stadt. Etwa 40 wurden noch am Abend neu verbunden, darunter 5, die direkt vom Schlachtfelde von Lyck kamen und 4 Tage auf dem Transport waren.“

Die in Bürgerquartieren untergebrachten und dort mit viel Liebe verpflegten Feldgrauen wurden, um den Dienst im Lazarett zu entlasten, jeden Morgen in der Wohnung des leitenden Arztes von diesem und der sehr tüchtigen Gemeindefchwester Emilie U. (+), einer sehr gewandten Hilfschwester Gertrud H. und der Gattin des Arztes verbunden und beraten. Inzwischen wurde mit der Aufstellung von zwei Döckerschen Baracken für je 22 Mann begonnen, auch wurde an der Nordostseite des Krankenhauses ein Anbau errichtet, so daß im Frühjahr 1915 im ganzen 110 Verwundete Platz fanden. In vorbildlicher Weise gab die Bevölkerung von Stadt und Land außer erheblichen Geldspenden alles, was zur Einrichtung an Bettstellen, Bett- und Leibwäsche und sonstigen Ausrüstungsgegenständen nötig war, teils als Geschenk, teils leihweise her. Die Ziegel zum Anbau stiftete Ziegeleibesitzer Klotz-Althütten. Die Arbeiten wurden fast alle freiwillig ausgeführt.

Das Lazarett war, da nur mit einem Arzt besetzt, in der Hauptsache für Leichtverwundete bestimmt. Aber so mancher Steckschuß und Knochenbruch entwickelte sich zu einem schweren Fall. Auch wurden im ersten Kriegswinter, da das Reservelazarett Belgard noch keinen modernen Röntgenapparat besaß, Verwundete, bei denen Röntgenaufnahmen erforderlich waren, nach Bublitz überwiesen, wo sich an die Untersuchung meistens die Operation angeschlossen.

Aus der Fülle der Ereignisse im Lazarett ist es schwer, Einzelheiten hervorzuheben; nur wenig sei hier erwähnt. — Zu einer kleinen, aber erhebenden Feier gestaltete sich die Ueberreichung des ersten Eisernen Kreuzes auf höheren Befehl durch den leitenden Arzt, und zwar an einen Hamburger Hafenarbeiter G.,

dem in Bublitz kurz vorher nach zwei vergeblichen Operationen in Kriegslazaretten ein Geschuß aus dem Ellbogengelenk entfernt war. — Als tapferer und energischer Mann erscheint Unteroffizier R., der etwa ein Dutzend Schrapnellkugeln im Körper hatte. Nachdem die meisten aus den lebenswichtigen Organen entfernt waren, begnügte er sich nicht, wie die anderen seiner Leidensgefährten, mit den ärztlich verordneten Uebungen an den medikomechanischen Apparaten, sondern übte selbst mit eiserner Energie und Ausdauer, bis er wieder einigermassen seine Gliedmaßen gefähig, ging er wieder an die Front, wo er im ersten Gefecht fiel. — Auch der Oberleutnant v. G., kaum von schwerer Schulterverletzung notdürftig wiederhergestellt, wartete nur die Geburt seines Sohnes ab, meldete sich wieder bei seinem Truppenteil und fand beim ersten Russenangriff an der Dubissa einen schnellen, schönen Soldatentod. — Ein Gefreiter, Studiosus der Theologie M. aus Thüringen, durch Armschuß schwer verwundet, schlug, kaum geheilt, jeden Urlaub aus, sondern ging zur Front, wo er bei Verdun als „vermißt“ gemeldet wurde.

Die Verpflegung im Lazarett war stets gut infolge der reichlich bis zum Schluß fließenden Spenden. Daher auch die prachtvolle Stimmung der Pflegebefohlenen; der Pommer pflegt zu sagen „Liebe geht durch den Magen“. Man lebte wie eine große Familie. An den Andachten nahmen alle gern teil. Es wurde fleißig gesungen und auch sonst musiziert, Langeweile kam nicht auf. Gartenarbeit, Schnitzen, Tischlerarbeit, Malen und anderes, sogar Pantoffelfabrikation wechselten mit einander ab.

Die Beziehungen zur Bürgerschaft wurden bald sehr innig und bestehen zum Teil jetzt noch. Ausflüge in die nähere und weitere schöne Umgebung wurden unternommen. Veranstaltungen verschiedenster Art seitens der Schule, der Bürgerschaft und einzelner Vereine, vor allen Dingen des Vaterländischen Frauen-Vereins unter tatkräftiger und opferwilliger Beteiligung der Vorsitzenden Frau von Eisenhardt-Rothe und der übrigen Vorstandsdamen zum Besten der Lazarettinsassen und zu anderen wohlthätigen Zwecken erfreuten sich stets sehr großen Besuches aus allen Kreisen und brachten hohe Erträge.

Ostpreussische Flüchtlinge.

Noch bevor die ersten Verwundeten eintrafen, erfuhr Bublitz schon, obwohl weit von den Grenzen entfernt, doch etwas von den Schrecken des Krieges. Als die in Ostpreußen kämpfenden Truppen Befehl erhalten hatten, sich aus strategischen Gründen bis hinter die Weichsel zurückzuziehen, setzte auch die Flucht

der Zivilbevölkerung, die bisher nur in beschränktem Maße stattfand, in großem Umfange ein. Die Flüchtlinge, welche fast stets alles verloren und nur das nackte Leben gerettet hatten, wurden nach Pommern, Brandenburg und noch weiter nach Westen befördert. Schon im August kamen einzelne Familien hier an, während der Hauptstrom erst nach dem zweiten Russeneinfall im Oktober uns erreichte. Etwa 150 Familien wurden im Kreise untergebracht und überall mit offenen Armen und liebevollen Herzen aufgenommen. Die 80 Flüchtlingskinder wurden zum Teil in einer Sonderklasse von dem ostpreussischen Lehrer Lindner unterrichtet, zum Teil auf die anderen Klassen der Publiker Stadtschule verteilt. Von den Leiden dieser Armen ist so viel geschrieben worden, daß sich hier eine ausführliche Schilderung dessen, was dem Verfasser bekannt wurde, erübrigt. Aber das tragische Schicksal einiger soll hier doch kurz erwähnt werden.

Eine Frau B. aus dem Städtchen Bialla nahe der russischen Grenze, die eben entbunden war, als die letzten deutschen Soldaten die Stadt verließen, gelangte mit dem Neugeborenen nach Schwierigkeiten und Entbehrungen mancherlei Art hierher. Das sehr elende Kind und die Wöchnerin konnten durch ärztliche Hilfe und rührendste Pflege einer Bürgerfamilie erhalten werden. — Auf einem Gehöft nahe der Grenze wurden der Vater, die Mutter und zwei Söhne nach Sibirien verschleppt, während die 17 jährige Tochter flüchten konnte und hier gastliche Aufnahme fand. Im Frühjahr 1915 kehrte sie in die Heimat zurück und ging, mit Hilfe einer jugendlichen Verwandten aus der benachbarten Kreisstadt, mutig daran, die teilweise zerstörte Besizung wieder instandzusetzen. Auch fanden die beiden Mädchen noch Zeit, ein Grab vor ihrem Wohnhause mit 8 deutschen Kriegeren, unter diesen auch zufällig ein Sohn des Gemeindevorstehers K. aus Porst, zu pflegen. — Noch tragischer ist das Schicksal der Familie P. aus dem Kreise Treuburg. In Stolz verließ die geisteschwache Frau den Flüchtlingszug und konnte nicht wieder aufgefunden werden. Der Mann kam mit einem Sohn und einer geistig und körperlich sehr kranken Tochter hier an. Das Mädchen starb trotz sorgfältigster Pflege im Krankenhause. Erst nach Wochen kam die Nachricht von Stolz, daß die Frau dort umhergeirrt und bald, nachdem man sie aufgefunden hatte, gestorben war. P. kehrte mit seinem Sohn, reich beschenkt von einem hochherzigen Wohltäter unseres Kreises mit Vieh, Ackergeräten, Saatgut und Futter sowie Lebensmitteln nach Hause zurück. Mutig und ungebrochen ging er an den Wiederaufbau seiner Gebäude und die Bestellung des Ackers. Auf einer kurzen Erholungsreise im Sommer 1915



Kreis Krankenhaus Pubitz im Jahre 1930
(1914—1917 Vereinslazarett)
Aufn.: Dr. Seiffert

nach seiner ostpreussischen Heimat konnte Verf. ihn und auch das oben erwähnte Mädchen besuchen und dort auch die Ruhestätte des Porster Bauernsohnes feststellen. Von beiden wurde er herzlich und gastfrei aufgenommen. Unter Tränen der Rührung dankte der ostpreussische Bauer mit kargen, ungelenteten, aber desto gefühlvolleren Worten für alle die Liebe, die er im Pommerlande erfahren hatte. Dort und an manchem anderen Orte der Ostgrenze wird der Name Pubitz stets in bester Erinnerung bleiben und wohl noch oft genannt werden.

Kriegsnöte in der Heimat.

Die Kriegsjahre flossen in Pubitz wie im ganzen Vaterlande dahin. — Siege mit Victoria-Schießen und Umzüge durch die Stadt, mit anschließenden patriotischen Reden auf dem Marktplatz, Flaggen schmuck mit den deutschen Fahnen und denen der Verbündeten. In den Zeitungen ständig die Todesanzeigen mit dem Eisernen Kreuz, die Kunde gaben von den ungezählten Tränen, die um Deutschlands wehrfähige, todesmutige Mannschaft auch in so manchem Hause des Publiker Landes flossen! Dazu in den letzten Jahren die Ernte- und Nahrungsmittelforgen; es kam die Brotkarte; nach ihr die Fleisch-, Fett-, Eier-, Milch-, Kartoffel- und andere Karten, sogar die Seifenkarte. Brennmaterial wurde knapp, ebenso Kleider und Wäsche. Die Beschlagnahme aller Bestände an Fahrrad- und Autoreifen, an Kupfer, Messing, Aluminium, Nickel griff sehr einschneidend in das Leben der Zivilbevölkerung ein. Auch die Kirchenglocken mußten, wie alles andere Metall, den Weg in die Munitionsfabriken antreten. — Die Goldankaufsstelle erbrachte reiche Erträge, und bald sah man anstatt der goldenen Uhrketten und

Broschen solche von Eisen. Für die 9 Kriegsanleihen wurde in Stadt und Land von opferbereiten Männern und Frauen in mühevoller Arbeit, auch in den Schulen, gesammelt.

Der Ausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge hatte reichlich Arbeit, ebenso die Kriegsunterstützungskommission. — Nach langen Vorarbeiten konnte der Vaterländische Frauenverein im Amtsgarten einen Kindergarten eröffnen und damit zahlreichen Müttern, die an Stelle der fehlenden Männer auf Lohnarbeit gehen mußten, die Sorge für ihre Kinder abnehmen.

Die männliche, noch nicht militärdienstpflichtige Jugend wurde in der Jugendwehr vaterländisch erzogen und militärisch „geschlif-

oft erwartete und so oft versprochene Sieg? Aber er kam trotz aller Siege nicht. So zog, nachdem das Frühjahr 1918 noch einmal große Siegeshoffnungen hatte erstehen lassen, der Sommer 1918 mit seinem Umschwung herauf. Und was seit Mitte Juli die Weitersehenden wußten, daß der Krieg verloren war, das wurde in den folgenden Monaten Gemeingut; nun zermürbten Unmut, Feigheit und Verrat die innere Front. Und durch das todmüde Deutschland zog in diesen entsetzlichen Wochen die Grippe, die unter der seit Jahren unterernährten Bevölkerung überall und auch in Bublitz zahlreiche Todesopfer forderte.

Aber immer noch gab es tausende non Männern, die das Letzte wagen und das Leben



Im Bublitzer Vereinslazarett vom Roten Kreuz 1915
Aufn.: Dr. Seyffert

fen“. Bei dieser Arbeit erwarb sich der auch sonst um Bublitz hochverdiente Konrektor C. Kienast nebst anderen Bürgern ganz besondere Verdienste.

Ausklang.

Der Weltkrieg ging seinem Ende entgegen. Zwar hielt die Front noch stand, auch als die Verbündeten, einer nach dem andern, von uns abfielen. Aber die Verluste waren so groß, daß sie nicht mehr durch den zum großen Teil minderwertigen Ersatz ausgeglichen werden konnten. Aus der Stadt Bublitz sind 177 Krieger gefallen, aus dem Kirchspiel 193, 21 wurden vermißt. Da der Kreis jetzt nach Köslin, Belgard und Neustettin aufgeteilt ist, konnten genaue Zahlen für den früheren Kreis leider nicht ermittelt werden.

In der Etappe und Heimat besonders machte sich Niedergeschlagenheit, Müdigkeit und Verzagttheit breit. Und immer wieder die bange Frage: Wann wird des Blutvergießens ein Ende sein? Wann endlich kommt der so

für das Vaterland einsetzen wollten. Die Vaterlandspartei wurde gebildet; auch in Bublitz fanden mehrere Versammlungen auf dem Burgwall und im Schützenhaussaale statt. Die Begeisterung auf der einen Seite wurde aber öfter schon niedergebrüllt von fremden und einheimischen Deserteuren, die mit einem Male überall auftauchten, ein Vorgeschmack dessen, was die Bublitzer Bürger nach dem 9. November in zahlreichen Versammlungen sehen und hören durften. . . Der 9. November 1918 wird wohl allen, die ihn hier erlebten, unvergeßlich bleiben. Fremdlinge hatten auch hier den Umsturz geschickt vorbereitet und entfacht. Eine große Menge von johlenden, meist jugendlichen, nur wenigen älteren, für ihre idealen Ziele schwärmenden Menschen erfüllte den Marktplatz, der so viele erhebende Siegesfeiern gesehen hatte, und begrüßte das jetzt angeblich überall angebrochene Zeitalter der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durch eine Siegesfeier ganz besonderer Art. — Ein sofort gewählter Soldatenrat waltete mit Eifer und

mehr oder weniger großem Geschick seines Amtes. Die Bürger versagten und verzagten fast alle. Nur ein tapferer, unerschrockener Mann, der soeben aus dem Felde zurückgekehrte Amtsgerichtsrat Dr. S. versuchte die Vaterlandsfreunde zu sammeln. Anfangs nur ein Häuflein Männer und Frauen, die in Privaträumen zusammenkamen, bedroht, beschimpft und auch tödlich angegriffen, ließen sie sich durch nichts beirren und setzten sich später auch in öffentlichen, häufig sehr stürmisch verlaufenden öffentlichen Versammlungen durch. Nachdem „Spartakus“ auf verschiedenen Zusammenstößen keine Erfolge hatte erringen können, gab der 14. Januar 1919 den Publizern doch ein kleines Abbild dessen, was sich in jener Zeit in der Reichshauptstadt und anderswo abspielte. Einige wenige Spartakisten terrorisierten, hauptsächlich infolge des sehr wenig energisch auftretenden Soldatenrats, mehrere

Stunden lang die ganze Stadt, plünderten zwei Geschäfte, mißhandelten in rohester Weise wehrlose Bürger, bis endlich, als sie auch gegen den Soldatenrat tödlich vorgingen, einer der Uebelthäter durch Bauchschuß tödlich verletzt und ein zweiter verwundet wurde. Militär aus Köslin und Neustettin stellte die Ruhe wieder her und half bei der Festnahme der Ruhestörer.

Ein auch für Bublitz hoch bedeutsamer Zeitabschnitt gehört der Vergangenheit an. Die von vielen sehnlichst erwartete Morgenröte der besseren Zukunft ließ lange auf sich warten. Mancher der Feldgrauen, der die große Zeit von 1914—1918 durchgemacht hatte, gar mancher, der in der Heimat, teils auf verantwortlichem Posten, teils in der Stille für das Vaterland seine ganze Kraft eingesetzt hatte, sah sie nicht mehr. Glückliche die, welche sie noch erleben durften.

Reinhold Wittstocf, ein vergessener Dichter

von Herbert Haack.

Beim Entrümpeln des Hausbodens fiel mir vor einiger Zeit ein schmales Buch in grauem Pappereinband in die Hände. Man sah ihm an, daß er im Kriege das Licht der Welt erblickt hatte. Auf dem schlichten, schmucklosen Umschlag stand folgender Titel: „Von da draußen. Geschichten aus Pommern. Von Reinhold Wittstocf.“ Den Namen hatte ich schon gehört.

Beim Blättern gefiel mir diese oder jene Stelle. Noch am selben Abend setzte ich mich daran und las das Buch in einem Zuge durch. Ich muß sagen, es hat sich gelohnt.

Ich erkundigte mich bei alteingesessenen Publizern nach Reinhold Wittstocf. Allzuviel war es nicht, was ich von diesem Manne erfuhr, den man hierzulande anscheinend vollkommen vergessen hat. Ich hatte vorher wenigstens noch kaum von ihm sprechen hören. In dem Bublitzer Verlag, der in den ersten Kriegsjahren das Buch herausbrachte, erzählte man mir, diese „Geschichten aus Pommern“ hätten wie Blei in den Regalen gelegen. Kaum ein Käufer wollte sie mit sich nach Hause nehmen. Um Platz zu schaffen, verschenkte der Verleger ganze Stöße an das hiesige Reservelazarett. Einige vergilbte Exemplare sollen sich noch heute auf dem Hausboden herumtreiben, wenn sie nicht inzwischen der Entrümpelung zum Opfer gefallen sind. Es war in jenen schweren Jahren keine günstige Zeit für die Herausgabe

neuer Bücher. Die Menschen hatten damals ernstere Pflichten. Die „Geschichten aus Pommern“ und ihr Verfasser verdienen es aber, daß man sich ihrer wieder erinnert.

Reinhold Wittstocf wurde im Jahre 1879 in Grünewald geboren. Das Geburtsdatum war nicht zu ermitteln. Als 15 jähriger Junge kam er nach Bublitz, um bei Herrn Schneidermeister Haese das Schneiderhandwerk zu erlernen. Der alte Meister hat seinen ehemaligen Lehrling und Gefellen um viele Jahre überlebt und weiß sich noch heute seiner zu erinnern. Am 9. Januar 1897 wurde Reinhold Wittstocf Geselle und zog dann bald nach Berlin. Die Riesenstadt riß damals wie heute die besten Kräfte des Landes wie ein Magnet an sich. Selten ließ sie los, was sie einmal gepackt hatte. Sehr viele von denen, die ihr entkamen, trugen einen schweren Schaden mit sich in ihren stillen Heimatort.

So erging es auch Reinhold Wittstocf. Schwer lungenkrank kehrte er Berlin den Rücken und zog wieder nach Bublitz zurück. In dem benachbarten Friedrichsfelde hat er bis zu seinem Tode zusammen mit seiner Mutter in sehr dürftigen Verhältnissen gelebt.

Er ist kein Schoßkind des Glücks gewesen. Alles, was das Leben ihm gab, mußte er sich schwer erkämpfen. Er war ein reines Naturtalent. Als er hier seine ersten Dichtversuche machte, wußte er so gut wie nichts von deutschen Dichtern. Ein alter Bublitzer Lehrer, der schon so manch einem hier auf den rechten Weg geholfen hat, gab ihm die erste deutsche Literaturgeschichte in die Hände und half ihm auch mit gutem Rat bei den ersten schüchternen Gehversuchen als Dichter.

Menschen, die eine Ahnung in sich tragen, daß ihr Leben nur kurz bemessen sein wird, haben oft eine erstaunliche Schaffenskraft. Mit verdoppelter Arbeit sind ihre wenigen Lebensjahre erfüllt. Zahllose kleine Novellen und Skizzen hat Wittstodt geschrieben. Nur sehr wenig habe ich davon sammeln können, darunter auch ein Heftchen mit noch nicht veröffentlichten Gedichten.

Sie sprechen alle vom Sterben. In diesen schlichten Versen hat sich der Dichter die hangende Ahnung vom nahen Tode von der Seele geschrieben.

In seinen „Geschichten aus Pommern“ zeigt er sich von einer ganz anderen Seite. Da hat er z. B. eine ganz prachtvolle Bauernfrau gezeichnet, die alte Buchwald, die aus Aerger über einen ungünstigen Schweineverkauf ihres zukünftigen Erben wutentbrannt vom Totenbett aufstand, um noch viele Jahre mit sehr harter Hand ihren Bauernhof zu regieren.

Ich lasse jetzt zwei Gedichte Wittstodts folgen, die ich aus dem erwähnten Heftchen ausgesucht habe.

Pflicht

Dies also ist das ganze Menschenleben . . .
ein Weilschen baden sich im Sonnenlicht,
ein Weilschen aufwärts nach der Sonne streben —
und dann ein kleines, schweres Päckchen Pflicht.

Das faugt sich fest und läßt Dich nicht mehr los.
Zwängt Dich fortwährend in Dein Joch hinein,
wächst über Dich hinaus, wird riesengroß —
gräbt Deinen Wegen seine Spuren ein.

Bis dann zuletzt der Fuß nicht weiter will,
das Aug' nicht mehr des Weges Strecke faßt,
dann wird Dein Hoffen und Dein Wünschen still,
Du suchst bescheiden unter einem Hügel Raht.

Lebenskampf

Das Leben ist kein sanftes Saitenspiel —
ein heißer Kampf — ein Ringen um ein Ziel,
das jeder sich so hoch wie möglich steckt. —

Das Leben braust, es rast der Kampf und Streit
und wütet gegen das Phantom, die Zeit,
die schweigend mit der Ewigkeit sich deckt. —

Und wenn das Ziel, das einst so heiß begehrt,
blind waltend ein Geschick, ein Ungefähr gewährt,
dann sieht man nichts von frohem Siegerblick.

Enttäuschte Umschau, ob denn sonst nichts sei —
entfernt nur tönt verworrenes Geschrei —
auch dort noch rast der ew'ge Kampf uns Glück.

Der Kämpfer stützt sich müde auf den Schild —
die Sehnsucht, die ihn trieb, ist ungestillt,
und hält ihn noch im Todeskampfe fest.

Berschleiert endlich sich der trübe Blick,
der Waage Zunge steh' — kein Unglück gibt's, — kein
ein großes Schweigen ist der letzte Rest. Glück.

Den müden, in sein Geschick ergebenen, hoffnungslosen Ton, der sich in diesen beiden Gedichten offenbart, zeigen auch alle anderen, die in dem kleinen schwarzen Heft enthalten sind.

Die Menschen, die in den „Geschichten aus Pommern“ auftreten, sind anderer Art. Sie stehen mit beiden Beinen fest auf dem Boden ihrer Heimat. Sie haben kein leichtes, frohes Geschick. Alle Novellen von den Menschen „draußen“ sind ernst und schwer. Von ihnen gilt mit Recht das Wort: „Ihr Leben ist Mühe und Arbeit gewesen“. Es sind alles Bauern unserer engeren Heimat, die der Dichter mit sicheren Strichen zeichnet. Jeder dieser Menschen hat seine eigene, fest umrissene Gestalt. Sie sind garnicht liebenswürdig und heiter, diese Bauern aus Hinterpommern, sondern hart und streng gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, aber auch gegen sich selbst. Die Geistlichen haben einen schweren Stand mit ihnen. Die Bauern beugen sich auch vor Gott nicht. Wenn sie glauben, daß ihnen unrecht geschehen ist, wenden sie sich von ihm ab, besuchen die Kirche nicht mehr, begegnen dem Pfarrer mit kalten Worten. Die alte Frau Brend, die zusehen muß, wie ihr einziger Sohn einen elenden Tod stirbt, findet erst nach einer schweren Prüfung wieder den Weg zu Gott zurück. Der Dichter prägt für die Art seiner pommerschen Bauern ein schönes Wort: „Sie sind ein hartes Holz; aber wenn es zündet, gibt es gutes, helles Feuer“.

Mit besonderer Liebe zeichnet Wittstodt die Frauen in seinen Geschichten. Sie sind oft noch kraftvoller als die Männer, bringen in zäher Arbeit ohne männliche Hilfe einen verlotterten Bauernhof wieder in die Höhe. Alle ihre Gedanken drehen sich um ihren Hof. Noch auf dem Totenbett sorgen sie sich, ob er wohl in die rechten Hände kommen wird.

Von der Großstadt, in der Wittstodt doch jahrelang gelebt hat, ist in seinen Geschichten kaum die Rede. Die einzige Novelle, die anfangs in dieser Umgebung spielt, ist schwach, die Gespräche blutlos und gekünstelt. Der Dichter konnte nur da aus dem Vollen schöpfen, wo die Wurzeln seiner Kraft lagen, in dem Boden seiner Heimat. Er fühlte es, daß er mit seinem erwählten Beruf sich von diesem Boden entfernte. Deshalb gab er wohl seinen „Geschichten aus Pommern“ den Haupttitel „Von da draußen“. Er konnte sich selbst nicht mehr zu diesen Bauern rechnen; aber im Grunde seines Herzens blieb er dieser Bauern Sohn.

Unter den Arbeiten, die ich von Wittstodt sammeln konnte, befindet sich auch eine Novelle „Die Nervenkur“. Sie ist abgedruckt im Deutschen Schneiderkalender für das Jahr 1914. Die Freie Vereinigung Deutscher Herren-

und Damenschneider veranstaltete damals in jedem Jahr einen „Derfflinger-Wettstreit“, der für alle Angehörigen des Verbandes offen war. Im Jahre 1913 errang Reinhold Wittstock mit der oben genannten Novelle einen zweiten Preis, eine Medaille und 20 Mark in bar. Erste Preise wurden damals nicht verteilt. Den andern noch ausgebauten zweiten Preis erhielt ein Gewerbelehrer Höllscher aus Aachen. Männer aus allen Teilen Deutschlands beteiligten sich an diesem Wettbewerb. Wittstocks Preis war also sehr ehrenvoll. Der Wettstreit hatte seinen Namen nach des Großen Kurfürsten Generalfeldmarschall Derfflinger, der in seiner Jugend ein Schneider gewesen sein soll.

In demselben Kalender wird noch eines anderen berühmten Schneiders gedacht, der wie Reinhold Wittstock die Schere mit der Feder vertauscht hatte. Das war Peter Rosegger, der Dichter der „Waldheimat“ und des „Gottsuchers“. Er feierte damals, im Jahre 1913, seinen 70. Geburtstag. Ich glaube, wenn Rosegger Reinhold Wittstock gekannt hätte, er hätte auch ihm geholfen und ihn anerkannt.

Auch Rosegger war ein Sohn armer Bauersleute und hat es in seinen jungen Jahren sehr schwer gehabt. Aber er ist schon verhältnismäßig früh ein weltberühmter Mann geworden.

Reinhold Wittstock war nicht so glücklich. Er starb schon mit 38 Jahren, am 19. Dezember 1916. Als man ihn zu Grabe trug, folgte seinem Sarg nicht ein einziger seiner vielen Freunde. Nur der alte Lehrer, der ihm zuerst den Weg gezeigt hatte, erwies ihm mit den Verwandten die letzte Ehre. In der Stadt Bublitz aber hat man den Dichter vergessen.

Tine Timm

Von Reinhold Wittstock

Schon seit einer Reihe von Jahren bewirtschaftete Tine Timm mit ihrer Mutter den kleinen Hof. Selten hatten sie im Winter andre Hilfe als zwei alte Brüder, die dem Trunk ergeben waren und sich bei ihnen einige Schnapsgroschen verdienten, indem sie das Korn droschen. Doch selbst dabei half Tine. Anfangs war ihr das wohl sehr schwer geworden; aber jetzt führte sie den Dreschflegel wie ein Mann.

Arbeiten hatte sie gelernt; denn die Mutter war hart und rücksichtslos, wo es galt zuzu-



Aufn.: Hermann Friebe

Gozelwiese bei Bublitz

Wir bringen im folgenden die beste und ausgereifteste Novelle Wittstocks „Tine Timm“. Der Leser wird sich nach ihr ein Urteil bilden können, ob es gerechtfertigt war, den Dichter Reinhold Wittstock der Vergessenheit zu entreißen *).

*) Der Abdruck der Novelle erfolgt mit Erlaubnis des Verlages der „Bublitzer Kreiszeitung“, in dem „Von da draußen. Geschichten aus Pommern“ erschien.

fassen. Sie drängte, trieb und keifte solange, bis sich Tine auch an die schwerste Arbeit gewöhnte.

Von früh bis spät war sie unermüdet fleißig, und so wurde die Wirtschaft fast ohne männliche Hilfskräfte gut geführt. Wohl mieteten sie für das Sommerhalbjahr einen Knecht; aber da die Alte wenig Lohn zahlte und wegen ihrer Törgel- und Scheltsucht verschrien war, so hatten sie fast immer nur Burschen, die der Schule erst kurze Zeit entwachsen waren. Diese jungen Menschen zeigten selten Verständnis und Lust für ernste Arbeit, so daß sie ständiger Aufsicht und reichlichen Antriebens bedurften. Das besorgte die Alte ja gründlich, und wer zwei Sommer hintereinander Dienst bei ihr genommen hatte, den bekam

sie für den dritten nicht mehr, weil ihn andre Bauern in aller Heimlichkeit mieteten; denn sie wußten bestimmt, daß Tüchtigkeit und Arbeitsgeist in ihm steckten.

Die Alte war verrufen in der ganzen Umgegend, und mit Recht. Weit und breit gab es keine geizigere Bäuerin, weit und breit keine, die so rechthaberisch und hart war wie sie.

Ihre drei Söhne hatte sie aus dem Hause getrieben, als sie erwachsen waren, und nur Tine hatte geduldig bei ihr ausgehalten. Die Alte rechnete ihr das im geheimen hoch an, doch merken ließ sie davon nichts. Es war ihr nicht möglich, gute und freundliche Worte zu sprechen.

Schon ihre äußere Erscheinung trug die Spur ihres Wesens. Ihre Härte kam in den Runzeln und Linien ihres Gesichtes derart zum Ausdruck, daß sie ausah wie fleischgewordene Unbarmherzigkeit. Jeder ging ihr nach Möglichkeit aus dem Wege.

Das war nicht immer so gewesen. Jetzt war sie fast siebenzig Jahre, und im Dorfe waren nur noch wenige, die sie gekannt hatten, als sie noch junges Mädchen war. Damals war sie hübsch und viel umworben. Mancher junge Bursche sah ihr verlangend nach, und mancher Bauer spielte Brautwerber für seinen Sohn. Sie hatte alle abgewiesen. Ein anderer hatte ihr es angetan, ein flotter Bursche, den aus der Fremde irgend ein Zufall in des Dörfchens Einsamkeit verschlagen hatte, und der beim Dorfschmied als Geselle arbeitete. Der stand ihr im Sinn.

Anfangs schien er sich wenig um sie zu kümmern. Er tat beim Tanz mit allen Mädchen schön und schien wenig Lust zu haben, sich festzusetzen. Glaubte auch wohl, wenig Glück bei den Einheimischen damit zu haben.

Wie es gekommen war, wußte keiner außer den beiden. Sie gingen miteinander, und es hieß, sie hätten sich verschworen, einander zu heiraten. Leicht hätte es bei dem Schwur bleiben können; denn als der Geselle bei dem Bauern erschien, um zu werben, verwies er ihm kurzer Hand das Haus.

Doch sie war als Mädchen schon energisch. Sie drohte ihrem Vater, daß sie mit dem Gesellen auf und davongehen würde, wenn er nicht selbst hinginge zu ihm und die Sache wieder einrenkte. Schon damals war sie die Seele der Wirtschaft. Die Mutter war jung gestorben und der Vater selbst nicht besonders tüchtig zur Arbeit. Sie war das einzige Kind und hatte es schon immer verstanden, ihren Willen durchzusetzen. So auch diesmal.

Der Bauer ging am andern Tage in die Schmiede, hauptsächlich, um ein Handwerkszeug ausbessern zu lassen, wie er sich und andern einzureden suchte. Er kam gerade zu-

recht, um zu sehen, wie der Geselle sein dürftiges Ränzlein packte. Leicht wurde es im Bauern nicht, hier den Brautwerber abzugeben, obwohl ihm der Geselle es nicht schwer machte. So einen wildfremden Menschen, von dem niemand etwas Genaueres wußte, als Schwiegersohn zu werben, das dürfte nach keines Bauern Sinn sein, zumal der Hof, an dem eines rechten Bauern ganze Seele hängt, dereinst in diese Hände übergehen soll. Er tat es auch nur, weil er den harten Sinn seiner Tochter kannte, stellte aber die Bedingung, daß der Geselle ein halbes Jahr als Knecht bei ihm arbeite und nur, wenn das Zeug zu einem rechten Bauern in ihm stecke, könne aus der Heirat etwas werden.

Damit waren beide zufrieden, und der Geselle legte sich gut an. Leicht fiel es seinen kräftigen Armen, die schwere Landarbeit zu bewältigen. Da ihm als Schmied auch die Handhabung landwirtschaftlicher Geräte vertraut war, zeigte er bei allen Arbeiten soviel Geschick, daß sich der Bauer bald mit dem Gedanken ausföhnte, ihn als Schwiegersohn zu haben. Sein freundliches und gefälliges Wesen gewann des Bauern Herz, bevor das halbe Jahr vergangen war.

Die ersten Jahre der Ehe waren glücklich. Sie liebten sich, waren jung und schaffensfroh und ohne äußere Sorgen. Aber der Alte starb und der ehemals arme Schmiedegeselle wohlhabender Bauer war, wurde das allmählich anders.

Er hatte eine gewisse Freude am Geldausgeben, was sich mit rechter Bauernart nicht gut verträgt. Wo andere, wenn sie mal im Krug oder in der Stadt waren, Groschen verbrauchten, ging es bei ihm an den Taler, und hierdurch wurde der erste Grund zu Streitigkeiten gelegt. Zwar war die Bäuerin damals noch nicht geizig, aber unnötige Geldausgaben waren ihr ärger als Sünde. Sie fing an, ihm jeden Pfennig nachzurechnen und machte ihm böse Vorwürfe über jeden Groschen, den er für sich verwendete. So kam es oft zu heftigen Ausritten. Waren diese vorbei, so ging sie oft tagelang mürrisch umher, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen. Er war eine bewegliche und mittellame Natur, und ihr Schmollen wurde ihm zur unerträglichen Qual. Oft ging er dann in den Krug, um in einem ausgiebigen Trunk Vergessen zu suchen. So kam es, daß er allmählich zum Trinker wurde, ohne es zu wollen und zu merken. Trotzdem hatte er seine Frau immer noch gern, und an den Kindern hing sein ganzes Herz. Diese fühlten sich auch zu ihm mehr hingezogen als zu der Mutter, die immer härter und abstoßender wurde. Das, was nach ihrer Ansicht durch ihres Mannes Trunksucht vertan und versäumt wurde, suchte sie durch vermehrte Sparsamkeit

und Arbeit einzuholen und hielt auch die heranwachsenden Kinder dazu an.

Der lichten Stunden wurden immer weniger in dem Eheleben, immer dauernder gestalteten sich die Zerwürfnisse. Die nüchternen und arbeitsamen Tage des Bauern wurden immer seltener. Immer mehr Ursachen fanden sich, die ihn zum Trunk trieben.

Die Kinder litten schwer unter diesen Zuständen, schwerer vielleicht der Bauer in seinen nüchternen Stunden. Dann glaubte er die fragenden Kinderaugen vorwurfsvoll auf sich gerichtet, und es trieb ihn fort aus ihrer Nähe zu wilder, heißer Arbeit oder zum Trunk, meist zu letzterem.

Seine scheinbar unverwundliche Gesundheit wurde untergraben, und er starb, als der Älteste noch nicht sechzehn Jahre war. Da begann eine harte Zeit, für die Kinder zumeist. Sie lernten, was arbeiten heißt. Sie wurden in Essen und Trinken gehalten, wie sich's schickt, auch in der Kleidung blieb ihnen nichts fehlen; aber freundliche Worte gab's nicht.

Die Bäuerin war verhärtet und suchte auch die Herzen ihrer Kinder zu härten, indem sie nichts Freundliches und Gesälliges in ihrer Nähe aufkommen ließ. Zwei Grundsätze nur kannte sie, arbeiten und sparen, und immer war sie in ängstlicher Sorge, von irgendwem überborteilt zu werden. So entwickelte sich allmählich ihr mißtrauisches und habgieriges Wesen. Mit aller Welt glaubte sie sich in Widerstreit, sogar mit ihren Kindern.

Einen der erwachsenen Söhne nach dem andern schob sie hinaus, glaubte, sie warteten nur auf den Hof oder ihr Geld.

Die Söhne waren harten Sinnes geworden. Auf harte Worte gaben sie harte Worte zurück und hatten keine Lust mehr, auf dem Hofe zu arbeiten, ohne die Aussicht, ihn einst zu besitzen, und ohne einen Pfennig Geld in die Hände zu bekommen. Sie gingen einer nach dem andern in fremden Dienst, hatten Ersparnisse gemacht und sich in kleine Bauernhöfe eingeheiratet. Alle drei waren versorgt ohne Zutun der Mutter, und nun sollte Tine den Hof bekommen. Aber nicht heiraten! Das war der Alten einzige Sorge, obwohl wenig Grund war zu dieser Befürchtung. Tine war über dreißig hinaus. Nun mochten ihr die dummen Gedanken wohl vergangen sein. Die Alte hatte redlich dazu beigetragen. Sie konnte sich nicht genug darin tun, auf das liederliche und nichtsnutzige Mannsvolk zu schimpfen, das nur gut dazu sei, den Frauen Lasten aufzuhalsen und das schöne Geld zu vergeuden. Eifrig war sie bemüht, jedem Freier, den das schöne Grundstück mehr lockte, als die Alte ihn schreckte, fernzuhalten.

Mit den Jahren waren die Freier seltener geworden; dennoch kam es auch jetzt noch vor,

daß einen die Lust anwandelte, um Tine Tinn zu werben. War sie auch über die erste Jugend hinaus, so war sie doch keine üble Erscheinung, und man sah ihr schwerlich an, daß sie die Dreißig hinter sich hatte. Eine nicht geringe Anziehungskraft übten neben alledem ihre Tüchtigkeit und Wirtschaftlichkeit aus, die in der ganzen Umgebung sprichwörtlich geworden waren. Aus dem Dorfe selbst zwar fand sich keiner mehr, der den aussichtslosen Versuch gewagt hätte, sich Tines Mutter als Schwiegersohn anzubieten; aber aus der Umgegend verirrete sich wohl doch ab und an ein Freier, zumal als Tine wirkliche Besitzerin des Hofes geworden war.

Im Winter war die Alte ernstlich erkrankt, in ihrem langen Leben zum ersten Male. Ein Arzt durfte nicht geholt werden, davon wollte sie nichts wissen, und alle Kräuterabkochungen wollten nicht helfen. Da bekam sie es mit der Angst des Sterbens, und die Härte ihres Herzens löste sich in den Schmerzen des Krankenlagers.

Sie ließ den Pfarrer rufen, der das Seine dazu beitrug, sie auf das Ende vorzubereiten. In dieser Stimmung ließ sie den Dorfschulzen kommen, und unter Anleitung des Pfarrers wurde ihr letzter Wille festgelegt.

Der Hof wurde auf Tines Namen geschrieben, und das ersparte Geld sollte unter die Söhne geteilt werden.

So wurde Tine Besitzerin des Hofes, was sie wohl oft gewünscht, aber nie recht erwartet hatte. Die Alte glaubte, sich nun genügend auf ihr Ende vorbereitet zu haben, und sah den kommenden Dingen mit ruhiger Fassung entgegen. Aber als die warmen Tage des Frühlings kamen, wurde die Bäuerin wieder gesund; nur ihr Gehör hatte stark gelitten. Die Kräfte jedoch stellten sich allmählich wieder ein und mit ihnen der harte Sinn, bis sie wieder ganz die Alte war.

Auf heiratslustige Bauernburschen übte der nun dem Mädchen endgültig gesicherte Besitz des Bauernhofes vermehrte Anziehungskraft aus. Zwar des eignen Dorfes Burschen wagten es nicht recht, bei der Alten vorzusprechen, und Tine selbst bezeigte allen Annäherungsversuchen wenig Entgegenkommen, so daß sie aus dem eigenen Dorfe auch verschont blieb. Aber aus der Nachbarschaft fuhr eines schönen Sonntags ein Bauer mit seinem Sohne vor.

Prüfend überglitt der Blick des Alten die Gebäude. Manches gefiel ihm nicht und erschien ihm verbesserungsbedürftig. Er machte brummend einige mißbilligende Bemerkungen über Weibewirtschaft, indem er mit dem Jungen vom Wagen kletterte. „No —“ meinte er, „id ward jo seihn, wo't inwennig utsieht!“ strängte die Pferde ab und trat ins Haus, während der Junge draußen blieb, prüfend

die einzelnen Gebäude musterte und dabei nach Tine auspähte, die sie von fern im Garten gesehen hatten.

Der Bauer trat währenddessen behäbig und breitpurig in die Stube. Die Alte saß Strümpfe stopfend am Fenster. Sie hatte den heranrollenden Wagen nicht gehört und sah verwundert auf, als der Bauer vor ihr stand und ihr die Hand bot. Mißtrauisch musterte sie ihn von oben bis unten, bevor sie ihn willkommen hieß und ihm einen der wackligen Schemel bot.

„Ick bin Klann vom Klewerhof ut Völkerfier“, sagte er, als er saß.

Sie hielt die Hand ans Ohr und forderte ihn auf, lauter zu sprechen. Er schrie ihr ins Ohr, und sie nickte: „Jo, jo, hew Dine Olle kennt. Hei soop.“

„Jo“, sagte er, „hei drümk sin'n Schnaps, owest supe, nee — supe ded hei nich!“

„Sei supe alle“, entgegnete sie abweisend, damit setzte sie sich wieder und nahm ihre Arbeit auf.

Der Bauer begann zu reden vom Wetter und Saatenstand; aber die Alte antwortete knurrig und einfüßig, und er wußte nicht recht, wie er der Sache, die ihn hergeführt, näherkommen sollte.

Gar zu gern hätte er den Viehstand gemustert, bevor er mit seinem Anliegen heraustrückte. Das viele Herumreden hatte hier keinen Zweck, das sah er; aber den Viehstand mußte er doch erst kennenlernen, bevor er um Tine werben konnte.

So fragte er denn, ob sie ihm nicht eine Kuh verkaufen wolle.

Sie lächelte höhnisch und entgegnete ihm: „Du denkst woll, einzeln Frugslüd sin licht to bedreigen. Ne, wi treke mit uns Veih up't Markt. Is nich. Nee — bi uns kimmst schlecht an.“

Den Bauern erfaßte ein stiller Zorn gegen die Alte. Am liebsten wäre er hinausgegangen und abgefahren; aber da er nun mal hier war, wollte er auch Klarheit haben, und er begann davon zu reden, daß es nun wohl angebracht sei, Tine zu verheiraten. Alt genug sei sie, wie er gehört habe, und wenn sie auch noch so tüchtig und wirtschaftlich wäre, so fehle dem Hofe doch ein Mann.

Aber da fuhr die Alte auf ihn los: Hier sich in den vollen Hof hineinsetzen, möge wohl manchen Liederjahn gelüsten, doch damit wäre es nichts, solange sie noch ein Wort zu reden habe. Der Bauer wollte etwas entgegnen; aber sie wies so drohend nach der Tür, daß er es geraten fand, sich möglichst schnell zu entfernen, zumal auch durch einen Vorgang, der sich währenddessen auf dem Hofe abgespielt hatte, ihm die Heiratsache völlig aussichtslos erschien.

Sein Sprößling hatte sich Tine genähert, als sie aus dem Garten kam und fragend das Fuhrwerk und den jungen Menschen musterte.

Er reichte ihr in plump vertraulicher Art die Hand und suchte auch gleich an ihr herumzutatscheln. Aber da kam er bei Tine schlecht an. Sie wehrte ihn mit kräftigen Armbewegungen ab und ließ ihn stehen. Ganz verdukt sah er ihr nach.

Der Alte hatte den Vorgang zunächst erwartungsvoll verfolgt.

„Hei geht gaut int Geschirr“, schmunzelte er. Doch wie er sah, daß Tine ihn so energisch abfertigte, wurde sein Gesicht merklich länger.

Als der Junge nun gar draußen dastand wie ein begossener Pudel und die Alte ihm hier so energisch die Tür wies, hielt es ihn nicht länger. Er ging verdrießlich hinaus und fuhr mit dem Jungen davon.

Als Tine in die Stube trat, wurde auch sie von der Alten mit zornigen Scheltreden überhäuft. Tine ließ die Alte reden und schelten und ging schließlich hinaus, daß sie außer Hörweite kam. So wurde sie am besten mit ihr fertig und brauchte ihr nicht zu widersprechen. Scheinbar fügte sie sich immer noch den Anordnungen der Alten; aber deren Sinne waren stumpf geworden, und sie merkte kaum noch, daß Tine nach eigenen Entschlüssen handelte. Ihr Wesen hatte sich gefestigt im Laufe der Jahre. Sie hatte viel von der schwankenden Natur ihres Vaters geerbt; aber die stete und zielbewußte Arbeit hatte ihr eine ruhige und bestimmte Festigkeit gegeben, die wenig hervortritt, aber um so zuverlässiger ist.

Wenn sie der Jugendzeit gedachte, wunderte sie sich selbst über ihre einstige willensschwache Nachgiebigkeit. Es war nur gut, daß sie wenig Zeit zum Nachdenken und Grübeln hatte, sonst wäre ihr ruhiges Arbeitsleben zu gramzerfressener Bitterkeit geworden. Mit der Mutter wäre sie dann wohl nicht so gut ausgekommen. Die hatte ihr jäh den Traum von Liebe und Glück zerstört, der einst auch in ihr Leben trat und es mit einem Schimmer von Schönheit zu umspinnen suchte.

Freilich, Wilhelm Hübner war nichts und hatte nichts als einen kraftvollen Körper und viel frohe Arbeitslust; aber damit kam er bei der Alten gerade richtig an.

Die Schatten ihrer eigenen Vergangenheit sah sie in ihm wieder zu neuem Leben erstehen und das Spiel ihrer Ehe sich wiederholen zwischen ihm und Tine. Mit Schimpf und Hohn hatte sie ihn überschüttet, und so voll Mut zu Worten gefunden, daß Tine garnicht den heimlich heiße Tränen weinte.

Sie hatte den frohen Burschen geliebt, mit einer stillen innigen Liebe, die so keusch und verschämt war, daß sie kaum in Worten

Ausdruck fand. Aber er hatte doch gewußt, woran er war. Und an jenem Sommerabend, als er von ihr ging und selbst nur mühsam die Tränen zurückhalten konnte, hatte er sie getröstet, indem er ihr heilig versprach wiederzukommen, wenn es besser mit ihm bestellt wäre.

Fort war er gegangen in die weite Welt, um das Glück zu suchen. Hatte es wohl nicht gefunden, wenigstens konnte man das aus seinen Briefen nicht entnehmen. An Tine selber schrieb er nicht. Das durfte der Alten wegen nicht gewagt werden; aber Zettel legte er den

Ihre Mutter wußte von alledem nichts und dachte längst nicht mehr an Wilhelm Hübner. Sein letzter Brief hatte Andeutungen enthalten, daß er nun bald zurückkehren werde. Fast ein Jahr war darüber vergangen, geschrieben hatte er seitdem nicht mehr, und im Herbst waren es acht Jahre, daß er fort war. Aber Sorge machte sich Tines Herz trotzdem nicht. In gewohnter Weise tat sie ihre Arbeit, und die Fülle derselben sorgte dafür, daß ihre Gedanken nicht zuviel abschweiften. — Nun sollten die Wiesen gemäht werden. Wie



Aufn.: Hermann Friese, Bublitz

Blick auf Birchowsee, Wuhberg und Jugendherberge

Briefen bei, die er in großen Zeitabständen an Schneider Willwod schrieb, der sein Onkel war und ihn erzogen hatte. Mit geheimnisvollem Schmuzeln übergab ihr der die Einslagen, indem er zu sagen pflegte: „Eigentlich dürfte ich so was als Dein Vormund nicht dulden; aber es wird ja keine Schlechtigkeit sein.“

Manchmal lagen Monate zwischen den Briefen, und sie waren wortkarg und ohne Ueberschwang; aber Vertrauen und Hoffnung verlor Tine nicht. Sie war eine der glaubensstarken Naturen, die auf dem Lande in der Einsamkeit groß werden. Die kümmerlichen Zeichen seiner dauernden Zuneigung genügten ihr und gaben ihrem einförmigen Arbeitsleben einen sanften Reiz der Erwartung und eine stille Zuversicht.

ein schimmernder Teppich leuchtete ihre Blüte, und es war Zeit zur Ernte, wenn die Vollkraft der Gräser nicht leiden sollte. Tine wußte nicht, wo sie dies Jahr einen Schnitter dafür bekommen sollte. Hann Fehlberg, das Faktotum des Dorfes, war durch kein Versprechen aus seiner Rute hervorzubringen, weil er Geld hatte und dauernd betrunken war. Die Wiesen aber mußten gemäht werden, und sie war in wirklicher Sorge darum.

Wie gerufen kam ihr da Willwod. Sie scheuerte am Brunnen die Milcheimer, als er mit raschen Schritten angehumpelt kam; denn sein rechter Fuß war nicht ganz fest. Und daher war er auch bloß Schneider geworden, wie er oftmals zu sagen pflegte, denn sein Kopf habe ihn zu andern Dingen gedrängt.

„So — also wegen das Mahen hast Du Sorge!“ sagte er, indem er sich auf den Holzfloß neben dem Brunnen setzte. „Zeit is es. Ich habe meine Wisch schon runter und könnte Dich wohl'n Tag helfen; aber das verschlägt nichts. Komm morgen doch mal rum, dann können wir weiter drüber sprechen. Ich wer wohl Rat wissen, bloß ich hab heute keine Zeit nich. Ich muß in die Stadt und wollt Dich eins fragen, ob Du mich nich Ferd und Wagen tun willst dazu.“

Sine war nicht wenig erstaunt, daß er mit Pferd und Wagen zur Stadt wollte; sie wollte gern wissen warum; aber er hatte auf ihre Fragen nur ein verschmitztes Lächeln und vertröstete sie auf den nächsten Tag. „Aber muß auch kommen. Ich bring Dich was Schönes mit aus der Stadt“, sagte er während des Anspannens und nickte ihr noch einmal so recht fröhlich zu, als er davonfuhr.

Etwas Besonderes mußte es schon sein; denn es war sonst nicht Willwocks Art, sich in geheimnisvollen Andeutungen zu ergehen.

Und es war etwas Besonderes. Abends hatte er Pferd und Wagen zurückgebracht und hatte es eilig gehabt, wieder nach Hause zu kommen. Als Sine am andern Morgen hinüberging und in die Stube trat, die zugleich Werkstatt war, saß er wie gewöhnlich auf seinem Schneidertisch; aber daran lehnte Wilhelm Hübner.

Ihr schlug das Herz hochauf zum Halse. Es war, als würde sie von einem Schwindel erfaßt. Wie ein Wirbel war alles um sie her. Nun er wirklich und leibhaftig vor ihr stand, wurde sie überwältigt von dem Sturm der Empfindungen, die so lange zurückgedrängt und ihr kaum zum Bewußtsein gekommen waren in den mühseligen Tagen. Sie lehnte sich an den Rahmen der Tür, um nicht umzusinken.

Willwock sprang vom Tisch. „Ich habe ganz vergessen, die Kuh zu füttern“, murmelte er verlegen und humpelte schnell hinaus, die beiden sich selbst überlassend.

Wilhelm nahm sie in die Arme, still und fest, ohne Uberschwang, als wäre er nicht lange Jahre von ihr getrennt gewesen. Sie aber hing an seinem Halse; weinend und schluchzend klammerte sie sich an ihn und wußte sich nicht zu fassen. Er streichelte lieblosend ihr Haar und nannte immer nur ihren Namen; aber es lag soviel Zartheit und Liebe darin, soviel vertrauengebende Festigkeit in seinem ganzen Wesen, daß sie eng an ihn geschmiegt allmählich ruhiger wurde.

„Armes Mädchen, hast viel ausgestanden; aber nun ist alles gut“, sagte er tröstend.

„Nur die Mutter, — was wird die sagen?“ entgegnete sie unter Tränen lächelnd.

„Nun, nun, auch das wird werden. Ich denk, sie wird ein Einsehen haben“, beruhigte er.

Sine hatte zwar nicht viel Vertrauen zu der Mutter Einsicht, doch Wilhelm verstand es, sie zu ermutigen, so daß sie ganz hoffnungsfroh wurde.

Als Willwock zurückkam, saßen sie auf dem kleinen Sofa mit dem verschossenen rotbraunen Rippsbezüge eng aneinander geschmiegt und hatten sich bei der Hand wie zwei glückliche Kinder.

„Na — nu darf man wohl gratulieren!“ sagte er, listig mit den Augen zwinkernd. „Ich habe mich das gedacht, daß es mal so kommt, und mich all die Jahre drauf gefreut. Nu bin ich man bloß noch nieglich, was die Ollsche vor Augen macht; denn Willem, das muß ich Dich sagen, sei is noch gnittriger geworden, als sie dunn war.“

Sines Gesicht, das von der Freude ganz verjüngt war, verdüsterte sich. „Na, na — nun häng man nicht den Kopf!“ beruhigte Willwock. „Ich werd' die Ollsche schon auf mich nehmen. Das bin ich Wilhelm schuldig als Onkel und Dir erst recht als gewesener Vormund. Ich bin schon gewöhnt, mich mit ihr runzuzanken, und ich denk, diesmal kann ich's mit gutem Recht. Ich fühle mich in solcher erhobenen Stimmung, daß ich das wohl mal gleich riskieren möcht'. Was meinst Du, Sine, ich geh mit Dir nach Hause und besorg das gleich?“

Sine blickte unentschlossen zu Wilhelm auf. Der nickte ihr lächelnd zu: „Gewiß, Sine, versuchen wir's mal so.“

„Na, Sine, denn man los!“ sagte Willwock und nahm die Mütze vom Nagel. „Und Du, Willem, laß Dich die Zeit nich lang werden, bis ich zurückkomm mit die frohe Botschaft.“

So gingen die beiden. Sine in aufrichtiger Besorgnis vor dem Auftritt, den es mit der Mutter geben würde, Willwock in gehobener Siegesstimmung, die sich allerdings immer mehr verflüchtigte, je näher sie dem Hause kamen. Er suchte sich durch Pfeifen troziger Kampflieder wieder aufzufrischen, was ihm scheinbar auch gelang. Als sie aber die Schwelle überschritten, meinte er doch ziemlich kleinlaut: „Ans Leib werd ich sie mich nich kommen lassen, und daß sie mich hinterrücks nichts an den Kopf schmeißt, dafür muß Du'n bißchen aufpassen, Sine.“

Die Alte sah ihn sehr mißtrauisch an, als er mit Sine eintrat. Sie hatte eine gewisse respektvolle Abneigung gegen ihn von der Zeit her, wo er als Vormund der Kinder ihr oft genug zu schaffen gemacht und ihr sogar mit dem Gerichte gedroht hatte, wenn sie sich nicht fügen wollte. —

Er schüttelte ihr in biederer Verbheit die Hand und rief ihr sein Anliegen ins Ohr. Trotzdem verstand sie ihn nicht recht und glaubte, er selbst wolle Sine heiraten.

Ganz entsetzt sah sie ihn an, schüttelte den Kopf und sagte entrüstet: „Du mit din'm witte Kopp! — Schäm Di wat, dat Du noch an't Frieg'n denkst un gor no Sienre! — I nee, — Du bist woll ganz un gor unklaut!“

„I — wo so“, sagte er. „Das möcht ich mich ausbitten — an mein Verstand hat noch keiner gezweifelt, und darauf laß ich nichts nich kommen. Ich trag bloß vor Willem meine Haut zu's Markt.“ Und wiederum setzte er ihr sein Anliegen mit Aufwendung starker stimmlicher Mittel auseinander.

Diesmal verstand sie.

Ganz rot vor Zorn wurde sie im Gesicht. „Wat! — lewt denn dei Halunk noch! — Driwt sich in d' Wilt rümmer as Vogelbund, un möcht' sich nu in'n Hof setten as so'n Ruckud in't fremd Nest. Dovon wat nischt! Solang as ic lew, schall hei mi nich int Dgen komme.“ Dabei fuchtelte sie in so erregter Weise vor Billwocks Nase herum, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. — Aber dann besann er sich auf seine Aufgabe.

Würdevoll und mit gewissem Kraftausdruck, der ihn selber ermutigte, schrie er ihr entgegen: „Ich muß doch bitten, Nachbarin, daß Du Dir mäsigst. Mein Nefse is kein Vogelbund, abersten ein sehr anständiger und arbeitamer Mensch, der sich die Welt besehen un noch'n paar dausend Mark dabei zusammengespart hat. Ich denk, das is wohl'n schönes Zeichen von einem jungen, lerigen Menschen. Mit Sine is er enig, immer mit ihr enig gewesen; und wenn Du Deinen storr'schen Sinn aufsetzt, dann heiraten sie eben ohne Dir.“

Nun war's erst schlimm. Ganz fassungslos stand die Alte da. Sah bald auf Sine, bald auf Billwock, wobei sie die Hände krampfhaft ballte, als wollte sie etwas darin zerdrücken.

„Sine“, sagte Billwock, „geh, hol' ihr 'n Stoß Wasser, sie stickt uns sonst noch an die Wut, die sie im Leibe hat, und die ihr womöglichst stehen bleiben könnt.“

Doch der Anfall war schon vorüber. Sie lief in der Stube umher, lief von einem Winkel zum andern und brummelte zornvolle Worte in sich hinein.

„Sie sucht den Besen“, sagte Billwock, indem er sich der Tür näherte. „Sie möcht mich bessmen, as wenn ich 'n Haufen Unrat wär. O, du Lüchting! Man gut, daß sie ihm nich findt! Abersten es ist besser, ich empfehle mir trotzdem, denn sie kriegt es fertig und nimmt den Tüffel vom Fuß und schmeißt ihn mich an den Kopf, daß es so brummt. Ich kenne ihr und will mich dem liebersten nich aussetzen. Du

kannst ihr auch bischen aus dem Wege gehn, bis sie sich die schlimmste Gift abgeboßt hat.“

Während dieser Rede hatte er schon die Tür geöffnet und drückte sie eilig hinter sich zu. Es war auch die höchste Zeit; denn sie hatte wirklich Miene gemacht, ihm mit ihren gekrümmten Fingern ins Gesicht zu fahren.

Sine hatte sich durch die Hintertür entfernt, so daß die Alte nun mit ihrem Grimm allein war. Und das war am besten. So verflieg er am ungefährlichsten und schnellsten.

„Nee —“ sagte Billwock und schüttelte sich, als er wieder in seine Schneiderstube trat, „nee, Willem, wie is mich bloß, — ganz gräsig! Ich sag Dich, sie lief in der Stub rum as 'n wilder Eikkater! Es fehlte bloß der Besen, sonst hätt' sie mich eins gebruscht. — Mensch, Mensch, wo nimmst Du bloß die Kurasch' her, ihr als Schwiegermutter mitzuheiraten.“

Wilhelm lachte: „Damit wird ja noch fertig zu werden sein. Ich werd mal gleich zu ihr rübergehen, wenn Du kein Glück bei ihr gehabt hast.“

„Am Gottes Willen, Willem, mach Dir nich unglücklich! Laß sich ihr ausgiften bis morgen, und wenn sie dann noch nich vernünftig is, schicken wir ihr den Pastor auf den Hals, der kann ihr dann ja mal die Höll einheizen; dazu is er ja da, und das versteht er auch.“

So wurde es denn auch. Etwas ausgegiftet hatte sie sich andern Tages wohl. Sie hatte Wilhelm weder die Tür gewiesen noch ihm die Augen ausgekratzt; aber seinem Reden gab sie weder Gehör noch Antwort.

„Du hast gewonnenes Spiel bei ihr“, sagte Billwock, wie er das hörte. „Sie respektiert Dir, sonst wäre sie Dich ins Gesicht gefahren, daß Du auf vier Wochen schimpfiert wärst. Und daß sie nichts gesagt hat, is'n gutes Zeichen, dann simuliert sie und fängt an zu überlegen. Da muß bloß noch'n bischen nachgeholsen werden. — Ich denk, Du gehst zum Pastor und bestellst das Aufgebot und schickst ihn ihr auf den Hals. —“

Der alte Pfarrer war sehr erfreut, daß Wilhelm in die Heimat zurückgekehrt war, und mehr, daß er auch für die Zukunft bleiben wollte. Jeder, der aus der Fremde heimfand, war ihm lieb wie eine gerettete Seele. Als er hörte, daß er bei der alten Timm ein gutes Wort einlegen sollte, wiegte er nachdenklich das Haupt. „Mit einem guten Wort ist bei der nichts getan, und ich glaube kaum, daß götliches Zureden viel bei ihr verschlägt. Versuchen möcht ich's ja. Ihr wißt, daß Ihr ohne Einwilligung der Mutter heiraten könnt, und müht Euch doch drum. Das gefällt mir, und darum möcht ich das Meinige wohl dazu tun, daß alles in Güte geordnet würde.“

Der alte Pastor war auf einen schweren Stand gefaßt und hatte sich mit Geduld gewappnet, als er andern Tages die Alte aufsuchte. Zunächst suchte er ihr Herz in Güte zu rühren, wie schon so oft vergeblich. Auch heute verschwendete er zwecklos gute Worte.

Sie widersprach ihm nicht, ließ ihn reden und blieb störrisch. Da riß zuletzt auch dem alten Herrn die Geduld. Er wettete ordentlich auf sie los und bezeichnete ihre lieblosen Härten als schwere Sünden.

Verwundert horchte sie auf. Das war ihr ganz neu. Sie suchte sich zu verteidigen. Hatte niemals jemand geschädigt an Erwerb und Besitz, an Leib und Leben; immer rechtschaffen gearbeitet und gespart, und nun sollte sie ein schlechter Mensch sein. Das wollte ihr nicht einleuchten.

Ja, der Pastor hatte einen schweren Stand, ihr klar zu machen, daß sie durch Härte und Habgier gesündigt hatte. Ueberzeugt war sie wohl nicht, wenn sie auch nicht mehr widersprach und sich zuletzt zu dem Zugeständnis bequemte, sich die Sache nochmal zu überlegen. Damit mußte der Pfarrer sich zufrieden geben.

Am andern Tage ging sie hinüber zu Willwock, wo Wilhelm sich aufhielt.

„Jo, das is nu so, as dat is“, sagte sie zu Wilhelm, „ick häw mi dat öwerlegt. Häw ick

Sinre den Hof verschrewen, mut ick nu woll klein bigew'n. Ower wies mi dat Geld, wat Du Di sport hest, as hei segt“, dabei deutete sie giftigen Blickes auf Willwock, der schmunzelnd auf dem Tisch saß.

Den Gefallen konnte ihr Wilhelm erweisen. Er hatte es vor seiner Abreise flüssig gemacht und gedachte, es in den nächsten Tagen in der Stadt sicher unterzubringen.

Als er die Rollen Goldes vor ihr aufzählte, stand sie dabei, ohne ein Wort zu sprechen, tastete nur mit ihren dürren Fingern die glänzenden Reihen entlang. Sagte dann endlich mit schwerem Seufzer: „Nu is dat woll'n anner Sach'. Wenn Du Di dat ut null un nischt sport hest, mut ick woll nogaw'n. — Timm was'n Windbüdel, hei hat nischt, nischt, as wat hei upt Piew hat. Mit Di is dat nu jo woll anners. Nu moft mintweg'n, wat Jü will'n.“ —

Und als die Hochzeit vorbei war, ließ sie die jungen Leute schalten nach ihrem Wohlgefallen und kümmerte sich um nichts.

Untätig war sie trotzdem nicht. Obwohl Kasten und Laden voller Leinenvorräte waren, spann sie unermüdlich Garn, als gälte es, Generationen auszustatten.

N. S. Frauenarbeitsdienst in Bublitz

von Dr. Frieda Sopp

Am 1. Juli 1934 wurde in Bublitz in der ehemaligen Villa Heyne das erste Stadtlager des N. S. Frauenarbeitsdienstes in Pommern eingerichtet.

Wie das Lager eingerichtet wurde.

Als ich die Einberufung in den Arbeitsdienst nach Bublitz bekam, wußte ich nicht recht, wie ich mir das Leben dort vorstellen sollte. Vom Bahnhof holten mich zwei Kameradinnen ab und führten mich in unser Heim.

„Guck, dort wohnen wir“. Wollten mich die Mädels gleich am ersten Tag anulken? In was für einem Katen werde ich wohl noch landen, wenn sie hier bei einer Villa so ironisch vom Arbeitslager sprechen. Aber nein, wie seltsam, wir gingen wirklich in dieses vornehme Haus hinein. Von innen sah es zwar nicht gerade wie bei hohen Herrschaften aus. Gleich das erste Zimmer, das ich mir ansehen durfte, war eine Kumpelkammer, ein Geräteschuppen, eine Geschirrrüche, eine Lumpenecke, ein Eimer- und Schüsselaufbewahrungsort —

und das alles in einem Raum — wie reichhaltig!

Als ich mit der Besichtigung des einen Zimmers fertig war, stellte man es mir als zukünftiges Büro vor. In den anderen Räumen sah es schon netter aus. Im Speisesaal standen lange Tische und Bänke; im Nährraum waren die Maschinen in Reih und Glied aufgereiht, in der Mitte stand ein Tisch — das vorläufige Büro. Am gemütlichsten war das Schweigezimmer. Fünf Matratzen lagen auf dem Fußboden an der Wand lang. Als Tisch diente eine Kiste mit einer hübschen Decke darauf, und überall sah man frische Blumen in Steingutköpfen oder Marmeladeneimern. In den Schlafräumen waren bereits unsere jetzt sehr beliebten Stockwerkbetten, mit Höhenluft und Tiefentemperatur — je nach Wunsch. Wer ein Nachttischchen haben wollte, mußte sich mit unseren Kaufleuten und ihren Apfelsinen- und Margarinenkisten gut stellen. Ein Fach war bald selbst eingebaut, ein Handtuch als Gardine davor, ein Blumenstrauß darauf, und mit etwas Fantasie hatte man den schönsten Nachtschrank.

Nun die Behausung unserer Führerinnen. In einem Zimmer stand ein Bett, ein Stuhl, sogar eine gemütliche Ecke aus „organisierten“ Kisten mit selbstgewebten Handtüchern darüber war bereits vorhanden.

War eine von uns krank, zog die Führerin mit Sack und Pack aus ihrem Bett, und der arme Lazarus durfte dann ein Einzelzimmer bewohnen. In dem früheren Badezimmer im ersten Stock waren Koffer, Kisten und Kasten aufgestapelt. Der Boden war Webraum, Kleiderschrank, Kofferaufbewahrung — mit einem Wort — für alles gut. Im Keller hämmerte unser Herr Lemke und der Paule, sein Gehilfe vom männlichen Arbeitsdienst. „Morgen müssen wir einen Tisch mehr haben, es kommen wieder mal Neue, und am Mittwoch holt die Hitlerjugend ihre Bänke zurück — worauf sollen wir sitzen?“ „Und Herr Lemke, wann ist der nächste Wascheschrank fertig? Die Koffer werden voller und voller, wir kriegen nichts mehr rein“. Der arme Herr Lemke arbeitet im Schweiß seines Angesichts. Wer sich mit Paule gut stellte, bekam auch ein Brettchen übers Bett, wo man alle seine heiligen Schätze rauf packen konnte. Auch wir mußten schließlich das Tischlerhandwerk ergreifen. Eine Woche ging man als Lehrling, in der zweiten Woche mußte man bereits Gesellenarbeit liefern. Da gab es so mancherlei zu tun.

Aus dem Nähzimmer wurde ein feiner Tagesraum, aus der Rumpelkammer eine Abwaschküche, aus der Koffer- und Kistenkammer ein Krankenzimmer. Die Weber haben bereits Gardinen vor die Fenster gehängt, Decken für zwei Tische und Flickenteppiche als Vorhänge gewebt. Jetzt ist es schon recht gemütlich bei uns, obwohl wir noch lange nicht fertig mit unserer Einräumungsarbeit sind.

Das Lager besitzt zwei große Arbeitszweige, den Innendienst mit der Webeschule und den Außendienst. Auf beiden Zweigen wird notwendige Arbeit geleistet. Die neu eintreffenden Arbeitsdienstwilligen finden zunächst ihre Arbeit in den verschiedenen Abteilungen des Hauses unter Führung einer älteren Kameradin, mit der zusammen der Lagerhaushalt in Ordnung gehalten und zugleich in der Tätigkeit der Arbeitswille geweckt wird. Hierdurch wird die Grundlage für ein sicheres und durchdachtes hauswirtschaftliches Können gelegt.

Der Arbeitstag im Hausdienst.

Die Uhr zeigt sieben Uhr morgens. Alle Mädels stehen frisch und munter da, unsere Betten sind in Ordnung gebracht, und wir warten alle auf das Zeichen, das der Hausdienst gibt, wenn der Tisch gedeckt und alles zum ersten Frühstück gerichtet ist. Jetzt ertönt es. Wir ziehen unsere Jacken an, und ganz feierlich still geht's zur Fahne. Jemandem vorgeschlagenes Lied wird gesungen und dann die Fahne emporgezogen. Darauf sagt unsere Führerin noch eine Losung, und mit einem Siegesheil verlassen wir den Platz. Nun folgt das erste Frühstück. Nach demselben folgt die Schulung, die durchschnittlich bis 8 Uhr dauert. Jetzt geht's aber flink an die Arbeit. Wir haben die Aufgabe, sämtliche Zimmer in Ord-

nung zu bringen. Um 10 Uhr ist zweites Frühstück. Um 1 Uhr ist Mittagbrot. Tischdecken, gongen und nach dem Essen Geschirr abwaschen ist wieder unsere Arbeit. Ist es $\frac{1}{4}$ Uhr, so wird zum Arbeitschluß und gleichzeitig zum Teetrinken gegongt. Um $\frac{1}{2}$ Uhr ist Abendbrot. Dann wird wieder Geschirr abgewaschen, wobei wir immer frohe Lieder singen. Zeigt die Uhr dann 9 Uhr, so geht's Fahne einholen. Mit einem schönen Abendlid und einem herzlichen Gute Nacht gehen wir frohen Muts zu Bett.

Rüchendienst.

Früh um $\frac{1}{6}$ Uhr klingelt der Wecker. Dann heißt es aufstehen. Es ist um diese Zeit stockfinster. Licht darf nicht gemacht werden, sonst weckt man die Kameradinnen. Man schleicht sich aus dem Schlafzimmer und zieht sich in der Diele an. Feuer anmachen und Asche herausnehmen ist unsere erste Arbeit, dann schneidet man Brote und bestreicht sie. Inzwischen ist die Milch da. Man setzt sie sofort aufs Feuer. Um 7 Uhr muß das Frühstück fertig sein. Nach dem Essen und der Schulung bespricht man den Rüzhenzettel und geht dann einkaufen. Wir haben für ungefähr 50 Mädels zu kochen. Also hat man immer Beschäftigung. Die Hauptsache ist, daß das Essen pünktlich auf dem Tisch steht und vor allen Dingen nicht angebrannt ist.

Waschküchendienst.

Waschküchendienst ist weniger beliebt, und doch, es ist ganz schön, wenn die Wäsche schneeweiß gewaschen und geplättet daliegt und man mit Stolz sagen kann: das ist unsere Arbeit. Bei der Wäscheabgabe, wird beguckt man die Berge von schmutziger Wäsche, das Seidene, Weiße und Farbige, alles wird extra gelegt. Man muß ja alles anders behandeln. Wie freut man sich, wenn man am Donnerstag das letzte gewaschen hat und es ans Plätten geht. Auch das hat eine besondere Schwierigkeit, da muß man doch gleich fortieren, daß jedes Mädel seine Sachen abholen kann, ohne alles durchzustreifen. Das schönste ist, wenn man in der Waschküche ist, da hat man Sonntags keinen Dienst im Hause zu tun.

Weben.

Unser Lager hat den anderen pommerschen Lagern noch etwas voraus: wir lernen hier weben und spinnen. Ueberall auf dem Lande werden jetzt die verstaubten Webtühle hervorgekramt, und die Jungen haben wieder Freude am Weben. Die lange Zeit wenig geachtete und mühsame Arbeit kommt wieder zu Ehren. Vielfach ist es nun so, daß die jungen Siedlerfrauen und Jungbäuerinnen nicht weben können, und nur bilden wir hier im F.A.D. Mädels aus, die später in den Siedlungslagern weben können. Da weben sie nun nicht nur für das Lager, sondern auch für die Siedler im Dorf und geben, wenn es nötig ist, den Frauen die Anleitung.

frauen und Jungbäuerinnen nicht weben können, und nun bilden wir hier im F. U. D. Mädels aus, die später in den Siedlungslagern weben können. Da weben sie nun nicht nur für das Lager, sondern auch für die Siedler im Dorf und geben, wo es nötig ist, den Frauen die Anleitung, wenn sie es selber noch nicht können.

Edith schildert ihren Werdegang so:

Magda ist das Oberhaupt der Familie. Sie nennt sich unterrichtende Webkraft. Die anderen Familienmitglieder sind Lehrlinge, die alle das Bestreben haben, auch einmal einigen Kameradinnen und Siedlerfrauen das Weben beizubringen. Vor vier Wochen war ich also auch so ein Lehrling, und ich habe mich gleich mit der Lehrlingsarbeit vertraut machen müssen. Dazu gehört erst einmal das Spulen. Das ist nämlich garnicht so einfach. Am Anfang geht das Rädchen lieber rückwärts als vorwärts, das Leinengarn verfilzt ganz bestimmt, und daß das Fädchen reißt, ist Ehrensache. So kommt man jedenfalls dazu, den Weberknoten zu lernen. Wenn das Rädchen dann einige Minuten ganz nett surrt, so kann man schon ein wenig auf seine Umwelt achten. Einige hantieren am Webstuhl, andere sogar mit unendlicher Ausdauer am Spinnrad. Zwischendurch hört man noch etwas von Bäu-

men, Ketten, Kämmen, Tritten usw. Aber welchen Zusammenhang diese Dinge haben, erfährt man erst am zweiten Tag. Riesig stolz war ich natürlich, als ich am zweiten Tag bereits weben konnte, dazu sogar ein ganzes Handtuch! Genau so eins, wie sie unten im Waschraum hängen. „Sieh nur, Magda, die schöne Kante! Woher kommen denn die Schlaufen?“ Glücklicherweise haben diese sich bald verloren, und an den nächsten Tagen hieß es schon Kette aufziehen, scheren usw. Das Spinnen ist aber etwas schwieriger. Es geht zwar so ein bißchen; aber wie das Fädchen aussieht, will ich doch lieber nicht erzählen. Ich war jedenfalls schon froh, als überhaupt ein Faden zustande kam. Vor einer Woche wurde unser Haus eingeweiht, da ging es vorher ganz besonders fleißig zu. An allen vier Webstühlen ging es hurtig tritt auf tritt nieder. „Die Flickenteppiche müssen ganz bestimmt noch fertig werden, und die Tischdecke und die Gardinen nicht vergessen. Du mußt mir noch schnell braunes Garn spulen, ach nein, schneide mir lieber Flicker!“

So wurde im ganzen Haus fleißig geschafft, und es ist auch alles zur rechten Zeit fertig geworden. Inzwischen ist nun unsere Weberfamilie sehr gewachsen. Wir sind jetzt neun Mädels. Für die älteren ist dieses kein



Aufn.: Hermann Frieße

Budlig: Im Hohlen Grund

gutes Vorzeichen, denn nun heißt es bald, in ein anderes Lager übersiedeln. Jetzt warten wir zwei auf den Augenblick, wo es heißt: „Komm doch mal in mein Zimmer“. Dort erfährt ein jeder von uns sein Schicksal. Wohin man wohl verfrachtet wird?

Nach kurzer oder längerer Zeit des Zmendienstes tritt die Arbeitsdienstwillige in den Dienst einer Familie in einem städtischen, ackerbürgerlichen oder bäuerlichen Haushalt. Bei uns steht an erster Stelle die Hilfe der arbeitsüberlasteten oder kranken Mutter in der Stadt, dazu kommt die Landarbeit in den Bauernstellen, die sich keine bezahlte Hilfe nehmen können. Die Arbeitsvermittlung und -verteilung geschieht in Gemeinschaft mit den verschiedenen Abteilungen der städtischen Verwaltung und der R.S.-Organisationen, vor allem der R.S.B. und der Frauenschaft.

Die Arbeit in der Stadt.

Der Montagmorgen mit seiner Arbeitsverteilung ist da. „Wo werde ich heute hinkommen?“ ist die Frage, die man immer wieder hört. Und schon wird sie beantwortet. Man soll einer Familie in der Stadt helfen. Wenn ein Mädel schon dort geholfen hat, erkundigt man sich vorher bei ihr, wo die Familie wohnt und was es dort für Arbeit zu tun gibt, damit man mit etwas Sicherheit hingehet. Nun ist man am Ziel. Da sieht es oft elend aus. Bei einer Mutter, die fünf kleine Kinder zu versorgen hat und die gerade erst schwer krank gewesen ist. Da gilt es die Augen aufzutun und zu sehen, wo es zu helfen gibt. Denn man will doch nicht bei jedem bißchen fragen, wie dies und das zu tun ist, und was man nun zuerst machen soll. Die Frau ist ja selbst so sehr mit den Kleinen beschäftigt, daß sie nicht immer abgelenkt werden kann. Zuerst werden meist die Stuben gesegt und gewischt und in Ordnung gebracht. Danach wird oft gestickt, gestopft, geflickt oder genäht.

Der Nachmittag vergeht dann sehr schnell, schon ist es $\frac{1}{4}$ Uhr und Zeit, in das Lager zurückzukehren. Noch einmal so freudig kehrt man zurück, wenn man merkt, die Frau war mit einem zufrieden.

Mein erster Außendienst bestand darin, daß ich bei einem Arbeiter in der Stadt die große Wäsche besorgte. Der Mann war jahrelang arbeitslos und verrichtet jetzt Notstandsarbeiten. Die Familie wohnt in einer Kellerwohnung; eine Stube, eine Küche, die Waschküche ist gleich daneben. Es sind noch schulpflichtige Kinder da und eine verkrüppelte Tochter, die gerade noch den Haushalt versehen kann. Die Mutter hat einige Aufwartestellen, um das tägliche Brot mit verdienen zu helfen. Es ist unmöglich, daß die Frau auch noch nebenbei diese Arbeit verrichten kann. Ich kam nun dahin und machte mich an die vorgeweichte Wäsche. Einen Tag hatte ich gut damit zu tun, da hier die Wasserverhältnisse nicht gerade glänzend sind, und ich hatte meine liebe Not,

das Wasser mit einer fürchterlichen Pumpe in den Kessel zu pumpen. Da schönes Wetter war, konnte ich in der Gozel spülen, und am nächsten Tag ging es auf den Trockenplatz. Es war eine wahre Freude, denn schon mittags konnte ich die Wäsche legen und rollen.

Aber nicht nur dort arbeiten wir, wo uns die Hausfrau noch beratend zur Seite steht, sondern auch da, wo wir direkt die Stelle der Hausfrau vertreten müssen, wenn sie z. B. durch Krankheit daran gehindert ist, ihren Pflichten nachzukommen.

So habe ich z. B. 8 Tage lang bei einer Familie in einem Dorfe in der Nähe von Bublitz gewohnt und dort die Mutter gepflegt, die ein Kind bekommen hatte. Zuerst als ich hörte, daß ich dort hinkommen sollte, war mir etwas bange davor. Denn vom Kochen verstand ich nicht allzuviel, und erst recht hatte ich noch nicht eine Hauswirtschaft selbständig geführt. Zuhause war immer Mutter da, die sagte, daß es so und so gemacht werden müsse. Aber nun, da die Hausfrau krank war, durfte ich sie auch nicht mit allzuviel Fragen belästigen. Trotz allem ging es, dank des gütigen Verstehens und der Freundlichkeit, die mir die Leute entgegenbrachten. Und als man mir nachher für meine Hilfe dankte, da wog das befriedigende Gefühl alle Sorgen auf, die ich vorher gehabt hatte. Denn nur weil wir helfen wollen, nicht in materieller Hinsicht, sondern durch das persönliche Einsetzen mit unserer Arbeit, deshalb sind wir Mädels in den Arbeitsdienst gegangen.

Beim Bauern.

Der schönste Dienst ist wohl der Außendienst. Morgens um 8 Uhr gehe ich los zu meinem Bauern. Auf dem Hofe empfängt mich Gänsegeschnatter. Der Ganter kommt zischend auf mich zu, er weiß ganz genau, daß ich doch noch ein kleines bißchen Angst vor ihm habe. Aber der Hund, mein ganz spezieller Freund, kommt freudig auf mich zugesprungen und vertreibt die Gänse. Nun komme ich ins Haus. Meine Bauern sitzen gerade am Frühstückstisch, und ich setze mich zu ihnen. Das frischgebackene Brot schmeckt ganz prima. Dann soll es aufs Feld gehen. „Die Rüche können Sie losmachen, die nehmen wir mit auf die Wiese“, sagt meine Bauersfrau zu mir. Das erste Mal machte ich ein bißchen zaghaft die Kette los, ob sie auch stoßen? Aber die Rüche dachten garnicht daran. Nun schnell aufs Feld. Heute wollen wir doch mit unseren Wruken fertig werden. Die Wruken werden ausgezogen und auf einen Haufen gepackt. Zuerst ist einem noch ein bißchen kalt, aber man wird schnell warm. Wo sind die Rüche nur? Ich sehe sie garnicht mehr, ach nun sind sie schon wieder auf der fremden Wiese. Aber wie genau sie wissen, daß sie dort nicht fressen dürfen. Ich war mit

dem Hund noch garnicht ganz dort, da waren sie schon wieder auf ihrem alten Platz. Es ist Mittag. „Heut gibt es Weißkohl,“ sagt meine Bauersfrau, „hoffentlich schmeckt es Ihnen.“ „Ach mir schmeckts immer, und Weißkohl gibts? Ja, den esse ich furchtbar gern.“ Nach dem Essen wasche ich ab und mache die Küche sauber. Nun noch in den Schweinestall. Die Schweinekartoffeln sind schon gar. Dann werden sie durchgedreht, und das Futter wird zu rechtgemacht. Die Schweine schreien, als hätten sie tagelang nichts zu fressen bekommen. Wie wild stürzen sich alle auf den Kumm, als ich das Futter hineinschütte. „So, nun müssen Sie wohl gehen“, sagt meine Bauersfrau. Einige Äpfel werden mir noch in die Taschen gesteckt, und dann gehis zurück in das Lager.

Ich arbeite beim Bauern. Das macht mir mächtigen Spaß, obwohl mir die Arbeit ungewohnt ist. Gleich den ersten Tag muß ich aufs Feld. Wruken hacken! So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gemacht, deshalb stelle ich mich am Anfang sicher etwas dumm an. Aber aller Anfang ist schwer. Ich hacke, was ich kann. Mit der Zeit geht es aber ganz gut. Ja, ich komme den anderen nach. Bloß meine Hände! Fast an jedem Finger eine dicke Wasserblase. Macht aber garnichts, man muß ja schließlich doch etwas davon haben. Unterdessen ist es Mittag geworden. Es geht jetzt zum Essen, ich habe mächtigen Hunger. Nun wasche ich noch rasch das Geschirr ab und bringe die Küche in Ordnung. Meine Frau ist unterdessen zum Melken gegangen. Mit der Hausarbeit bin ich fertig. Ich nehme meine Hacke wieder auf die Schulter und ziehe in die Wruken. Um ¼4 Uhr ist für mich Feierabend.

Meine Hände! Im Sturmschritt marschiere ich heim. Zuhause angekommen wird schnell gewaschen und nichts wie ins Bett. Ich habe richtigen Muskeltater, wie man so sagt. Nur gut, daß ich nicht allein bin, die von diesem Uebel geplagt ist. So, nun schlafe ich mich tüchtig aus, um morgen wieder frisch und munter Wruken zu hacken. Am anderen Tage werden wir fertig. Jeden Tag arbeite ich nun was anderes, Dreschen helfen, Hühnerstall müsten und was es alles zu tun gibt.

Ich mache diese Arbeit gern, ist sie doch immer abwechslungsreich, und man lernt doch immer wieder manches. Und wie mir, so geht es auch meinen Kameradinnen. Jeden Tag freuen wir uns auf unsere Arbeit, und daß wir helfen können, wo es nottut.

*

Freizeit und Schulung.

Fast mehr noch als die Arbeit tragen die großen und kleinen Feste zur Erweiterung der Lagergemein-

schaft bei und zum Zusammenleben mit unserer Stadt und dem großen Ganzen, in dem wir stehen.

Unser Pflugscharrgang klingt durch das Haus. Arbeitsluß-Freizeit! Ich klettere aus meinem Webstuhl. Es wird lebendig im Haus. Die „Siedler“ kommen vom Außendienst zurück. Aus Werkstatt und Waschküche, von den einzelnen Arbeitsplätzen strömt alles in den Waschraum. Was tußt Du in der Freizeit, ist die tägliche Frage. Was soll aber auch in den wenigen Stunden alles erledigt werden. Da müssen in erster Linie viel Briefe geschrieben werden. Der Schreibkrampf ist zeitweilig Lagerkrankheit! Dann soll gestopft, geflickt und gewaschen werden. Unten im gemütlichen Wohnraum hat sich um den runden Tisch ein ganzes Handarbeitskränzchen zusammengefunden. Das Strickzeug ist Trumpf! Zuweilen klingt ein Lied dabei auf — ein paar verwehte Lautenklänge oder Gustavas Ziehharmonika.

Im Sommer konnte die Freizeit uns ganz wenig zuhause halten. Zu Rad und zu Fuß machten wir das Land unsicher. Die herrlichen Seen waren Anziehungspunkte in den Hundstagen. Lichte Sommertage voll verjonnener Köstlichkeit verlebten wir im Wald und am Wasser. Bis zur Ostseeküste führten uns sonntägliche Fahrten. Die See — ein Erlebnis für uns Landratten aus Süd- und Mitteldeutschland. Ein weites Stück deutschen Landes, nicht minder schön in seiner Eigenart als unsere Heimat, erschloß sich uns. Das oft belächelte Hinterpommern ist uns lieb geworden.

Erntedankfest und Hausweih.

Auch im F.A.D. werden Feste gefeiert. Es ist eine rege Abwechslung in dem alltäglichen Leben. Solche Feste bringen uns näher aneinander, sei es mit den Kameradinnen, mit seinen Siedlern oder den Stadtbewohnern, wo man jeden Tag seine Pflicht erfüllt. Man lernt sich immer mehr kennen. Ein besonders schönes Fest war das Erntedankfest. Viele von uns hatten den Bauern beim Einbringen der Ernte geholfen, und so bildete das Erntedankfest für sie doch ein eigenes Erleben. Die Vorbereitungen dafür brachten helle Aufregung ins Lager. Die Harken wurden mit viel Blumen und bunten Bändern geschmückt. Mit viel Sorgfalt und Mühe — und ebensoviel Kartoffeln, Mohrrüben und Äpfeln wurde eine schöne Erntekrone geflochten und dem Festzug vorangefolgt. Ein Umzug durch die Stadt erzielte in ihren blauen Bild. Die Mänteln und geschmückten Harken machten einen lustigen, fröhlichen Eindruck. Wir zogen bis zum Markt, dort tanzten wir einen Bändertanz und sangen Erntelieder, danach wurde die Erntekrone dem Bauernführer überreicht. Ein fröhlicher Tanz im Schützenhaus hielt uns noch einige Stunden beisammen.

G ä s t e k o m m e n .

Der große Tag ist da! Im Hause herrscht noch die größte Unordnung. Um 5 Uhr werden die Gäste erwartet. Überall werden noch Vasen und Schalen mit Blumen gefüllt, und es bleibt für jeden einzelnen noch Zeit, an sich zu denken. Die Gäste kommen und werden von uns empfangen. Nach einem Grenzlandspiel heißt die Heimleiterin die Gäste in unserem Heim willkommen. Die Gäste werden dann durch das ganze Haus geführt. Sie staunen alle über das prachtvoll eingerichtete Lager. Der offizielle Teil ist vorüber, und zu Beginn des gemütlichen Teils erhält jeder eine von uns, die er sich durch Kartenspruch gelöst hat. Eine Polonäse wird durch Haus und

Garten gemacht und gibt dem Hausdienst Gelegenheit, für die Herrichtung eines Abendimbisses auf kleinen provisorischen Tischen sorgen zu können. Es klappt alles fabelhaft, und die Küche steckt so manches Lob ein. Nach dem Abendessen führen wir ein Stegreifspiel auf: „Die Regentrude“ von Storm. Abwechselnd unterhalten wir unsere Gäste mit Gesang und kleineren Darbietungen. Ein Gesellschaftsspiel hält uns noch recht froh beisammen. Schnell vergeht der Abend, und auf allen Gesichtern können wir Freude lesen. Das Fest beschließen wir mit der Einholung der Fahne, woran die Gäste teilnehmen. Mit einem herzlichen „Gute Nacht“ gehen die Gäste befriedigt nach Hause.

Auf neuen Wegen der Festgestaltung zur Dorfgemeinschaft

Von Wilhelm Vogeler, Gust.

Das deutsche Volk ist im Begriff, wieder wehrhaft zu werden. Echte Wehrhaftigkeit vollendet sich nach der Ertüchtigung des Leibes im Seelischen. Erst Reichtum der Seele und Kraft des Gemüts schaffen eine Grundhaltung, die den wehrhaften Mann stets einsatzbereit findet. Liebe zu seiner Heimat, Treue seinem Volke, das sind solche Kräfte. Sie sind im Landvolk gewachsen aus dem Verbundensein mit dem Boden und aus dem Erleben der Feste und Feiern, sofern sie einen Sinn und Inhalt hatten.

Seit Jahrhunderten feierte der Bauer seine Dorffeste in der Kirche und auf dem Dorfanger in Gemeinschaft mit allen Dorfgenossen. Dabei hat das innere Miterleben diesen Festen den Wert gegeben. Die Freude über den weichen Winter und über den sieghaften Frühling, über den ersten Weidegang und die ersten Aehren, das Erleben des längsten Tages im Jahr beim nächtlichen Feuer, die dankbare Gesinnung am Erntetag bei gefüllten Scheuern, das stille Gedenken am Tage der Toten, das alles klang in ihnen in gemeinsamen Feierstunden wieder. In solchen Stunden sind Heimatliebe und Gemeinschaft geworden, ohne daß sie besonders mit Namen genannt wurden. Es kamen dann andere Zeiten, da man nur den materiellen Gewinn hoch achtete und den seelischen gering schätzte. Der Dorfanger fiel im 19. Jahrhundert der Separation zum Opfer, man teilte ihn ein, pflügte ihn um und pflanzte Kartoffeln darauf. Der Dorfjugend blieb nur

die dumpfe Wirtsstube. Die seit alten Zeiten zum Rhythmus des Jahres gehörenden, für alle gemeinsamen Dorffeste schließenden Vereine lebten auf und feierten ihre Feste, wobei sie in den seltensten Fällen die ganze Dorfgemeinschaft erfaßten. Ohne Frage sind die eine Bildungsarbeit leistenden oder eine Ueberlieferung pflegenden Vereine für das kulturelle Leben des Dorfes von Bedeutung. Sie wirken auch gemeinschaftsbildend, aber wo, wie in unserm Dorf, zwölf oder mehr Vereine bestanden, da bildeten sich nur zu leicht Teildorfgemeinschaften heraus, die im Wettstreit mehr gegeneinander als miteinander arbeiteten. Es fehlte da die zusammenfassende Idee, die alle in den Dienst des Ganzen stellte.

Dieser Gedanke gewinnt seit einem Jahr wieder an Boden. Der Bauer ist wieder zu Ehren gekommen. Man hat sich auf die Kraftquellen bäuerlichen Brauchtums und ländlicher Kultur besonnen, und damit hat man den alten Dorffesten ihren Sinn und Wert zurückgegeben. Die von der nationalsozialistischen Regierung eingesetzten nationalen Feiertage, der Tag der deutschen Arbeit und das Erntedankfest sind wieder eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde geworden.

Diese beiden Feiertage sind uns nicht nur Gabe, sondern mehr Aufgabe, sie nach Form und Inhalt würdig zu gestalten. Der Gedankeninhalt des Tages muß stark, lebendig und volkstümlich zum Ausdruck kommen, damit ein inneres Miterleben aller Feiernden erreicht wird. Wir haben uns in G. um eine solche Gestaltung bemüht. Die Vorbedingungen sind hier nicht die günstigsten. Wohl zählt die Gemeinde 1000 Einwohner, doch lebt nur die Hälfte in der geschlossenen Siedlung zusammen, während die andern ringsum auf dem Felde verstreut wohnen. Die räumliche Entfernung von oft mehr als 3 Kilometern hemmt eine

festen Gemeinschaftsbildung, nimmt einem großen Teile der Gemeinde die Möglichkeit der Teilnahme an den Vorbereitungen der Feste und bringt sie so um einen wertvollen Teil der gemeinsamen Erlebnisse. Diejenigen aber, die trotz des weiten Weges zu den Arbeiten und Übungen kommen, sind auch unsere treuesten und zuverlässigsten Mitarbeiter, sie scheuen nicht Wind und Wetter, und wenn sie mit der Laterne ihren Weg suchen müssen. Ein weiterer Mangel ist das Fehlen eines ausreichenden Festplatzes — eines Dorfangers —, so sind wir gezwungen, zu jedem Fest einen andern Platz zu suchen und herzurichten. Schwierigkeiten bereitet bei uns auch die Deckung der Unkosten. Die Mittel für die großen nationalen Feiertage müßten unbedingt von der Gemeinde als Ganzes aufgebracht werden, um so auch jedem, auch dem ärmsten Dorfgenosse die Teilnahme zu ermöglichen. Alle diese Hindernisse sind aber nicht so groß, als daß wir sie nicht mit Erfolg hätten überwinden können.

An erster Stelle unter den Festen unseres Dorfes steht natürlich der Tag des deutschen Bauern. Vier Wochen vor dem großen Tag versammeln sich die politischen Leiter und die Leiter der Berufsstände und Vereine, jetzt geeint in dem Willen, den Erntetag zu einem Fest besten Stiles zu gestalten. Es muß alles bis ins Kleinste geplant und eingeteilt werden, klare Organisation ist die erste Vorbedingung für ein gutes Gelingen. Träger des äußeren Rahmens ist die Bauernschaft und — nicht zu vergessen — die Bäuerinnen, denn sie sind für ein gutes gemeinsames Werk schneller zu gewinnen als die Männer. Den Rahmen mit gediegenem Inhalt zu füllen ist Aufgabe der jüngeren Generation, wie sie vereinigt ist in der Jungbauernschaft, Gesangverein, G.V., Reitertrupp, H.Z., B.d.M. und Schule. Die Übungsstunden setzen ein. Allmählich tritt das Thema „Erntefest“ immer mehr in den Vordergrund des Denkens und Erzählens der Dorfbewohner. Vierzehn Tage vor dem Fest, an einem Sonntag nachmittag, findet eine öffentliche Singstunde statt. Als Auftakt zu dem eigentlichen Erntetag werden hier Erntelieder eingefungen. „Im März der Bauer sein Köpfelein einspannt“ . . . und „Juchheißa juchhei, die Ernt' ist vorbei“ . . ., so klingen es fröhlich durch den Saal. Den Anführer bilden B.d.M. oder Gesang-Verein, das Schulorchester spielt vor und begleitet. Als Handwerkzeug dienen uns die billigen Liederblätter, die der Verlag Kallmeyer, Wolfenbüttel („Singstunde“ und „Liederblatt der Hitlerjugend“) oder der Bärenreiterverlag, Rassel („Lieder für Alle“) liefert. Wenige Tage vor dem Erntedanktag kommen dann die Mädel zusammen, die keiner Organi-

sation angehören und die darum auch an den Übungsstunden nicht teilnehmen konnten, und bereiten den Schmuck für den Festplatz, für die Festwagen und für die Kirche. Sie fertigen die Erntekrone und den „Alten“ an, winden Girlanden, schneiden bunte Bänder usw., sie erhalten bei dieser Gelegenheit gleich ihre Aufgaben für den Erntetag selber, sind so mittuend in die feiernde Gemeinschaft gestellt und brauchen nicht als unbeteiligte Zuschauer abseits zu stehen. — Am Sonnabend sollten eigentlich die letzten Vorbereitungen — Festplatz und -wagen — erledigt sein, doch da groß und klein in der Kartoffelernte beschäftigt ist, muß manches bis zum Sonntag vormittag bleiben. Besser wäre es, wenn am Sonnabend die Vorbereitungen abgeschlossen wären und sich jedermann daran freuen könnte. So wäre die Einstimmung für den kommenden Festtag geschaffen.

Feierliches Glockengeläut leitet am nächsten Tage den Erntedanktag ein. „Nun danket alle Gott“ so klingt es vom Turm her über das noch stille Dorf. Bald aber wirds überall lebendiger. Die Dorfkapelle zieht über die Straße mit klingendem Spiel. Diweil wir keine größere Kapelle bekommen konnten, nehmen wir, was wir haben: eine Handharmonika, eine Klarinette, eine Trompete, eine Geige, Pauke und Trommel. Das ist unsere Dorfkapelle. Sie spielt, — die Instrumente stimmen zufällig zusammen, — nachdem sie etwas vorgeübt hat, sehr fein und zackig, und sie hat dabei den Vortzug, eben eine „echte“ Erntefestkapelle zu sein. Noch einmal sollen die Dorfbewohner auf den großen Tag hingewiesen und festlich eingestimmt werden. Eine Singgruppe singt im Laufe des Vormittags an verschiedenen Stellen des Dorfes fröhliche Volkslieder.

Nach altem Brauch findet sich die ganze Gemeinde um 1 Uhr in der Kirche zum Erntedankgottesdienst zusammen. Was die Orgel an Lobes- und Danthymnen hergeben kann, das muß an diesem Tage erklingen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre . . .“ Die Gemeinde und der Kirchenchor stimmen nun ihre Lob- und Danklieder an: „Die Ernt' ist nun zu Ende, der Segen eingebracht.“ Nachdem der Pastor das gesagt hat, wovon eines jeden Landmannes Herz an diesem Tage erfüllt ist, singen der Gesangverein vom Chor herab und die hellen Kinderstimmen vor dem Altarraum gemeinsam und einstimmig das alte ostpreußische Erntelied:

„Das Feld ist weiß, der Aehren Häupter neigen
Sich, ihrem Schöpfer Ehre zu bezelgen.
Sie rufen: Schnitter, laßt die Sichel schallen
Und unsers Herren Lob laut widerhallen. —
Ein Jahr, Allgüt'ger, liehest du es wahren,
Bis uns gereist die Saat, die uns soll nähren;
Nun du sie gibest, sammeln wir die Gabe,
Von deiner Huld kommt alle unsre Habe.“
(Singstunde Nr. 56, Lieder der Ostmark.)

Dieses Lied, der gemütvollen, frommen Denkart des ostdeutschen Volkes entsprossen, ist schlicht und echt in seiner Sprache und in seiner Weise. Wir wollen es in einer Choralstunde einsingen, damit es im nächsten Jahre aus aller Mund zum Lobe Gottes erklingen kann.

Nach dem Gottesdienst wird der Festzug aufgestellt. Jeder hat seinen bestimmten Platz im Zuge, bald steht alles bereit, und es geht fröhlich und doch feierlich durchs Dorf. Voran eine Gruppe von Reitern mit bunten Bändern wie die Hochzeitsbitter, dann die Kinder mit ihrer eignen Musik; eine Gruppe von ihnen als Kartoffelbuddler mit echten, flickenbenähten „Kruphosen“ oder mit Sackschürzen, eine an-

war schon die beliebte Dorfkapelle. Es marschieren dann die Handwerker des Dorfes, auch von einem Wagen begleitet, auf dem eifrig geschmiedet, gehobelt, gesägt und gemauert wird. Den Schluß bilden ein Trupp SA und SS. Dazwischen immer wieder hoch zu Roß und in guter Haltung die Leute vom Reitertrupp. Das Ganze bietet ein wunderschönes, farbenprächtiges Bild, das Bild einer nach einem Willen und mit einem Willen marschierenden Dorfgemeinschaft.

Auf der Festwiese im Unterdorf endet der Umzug, und alles was zu Fuß ist, marschiert um den Erntebaum herum im Kreise auf; den Ordnungsdienst versieht die SA. Dann ziehen die Reiter und die Festwagen unter den Klän-



Erntefest in Güst: Umzug mit der Erntekrone im Festspiel
Aufn.: Vogeler.

dere als Hütejungen oder Gänsemädel, geführt von „Hans im Glück“, noch eine andere als Gärtner und Gärtnerinnen, die Erzeugnisse des Schulgartens zeigend, vorweg wird eine Karre mit einem Riesen Kürbis geschoben. Nun folgen: der erste Erntewagen, die Schnitterinnen mit der Erntekrone, ein Wagen mit den Früchten des Feldes, die Bauern, ein Wagen, der für die Landbutter wirbt, ein anderer, auf dem die Guster Mädchen zeigen, daß sie auch selber ihr Leinen für die Aussteuer herstellen können, dahinter die Bäuerinnen, alsdann ein Ehrenwagen für die Altbauern, dessen Radspeichen und Leitern wie in alten Zeiten mit Strohseilen und bunten Bändern umflochten sind, die Jungbauern und die Männer der Arbeitsfront mit geschmückten Sensen und Flegeln bewaffnet, die Knechte mit ihren Peitschen, die so gewaltig knallen können, dazwischen

gen der Dorfkapelle feierlich ein, machen noch stolz eine Runde um den Platz, um sich von allen Seiten bewundern zu lassen, und fahren in breiter Front vor dem Fußvolk auf. Ein gemeinsam gesungenes Lied, in einer offenen Singstunde vorbereitet, leitet den Festakt ein: „Juchheißa, juchhei, die Ernt' ist vorbei“. (Singstunde Nr. 69 — Erntedank). Die Festrede darf nur kurz sein und soll das bringen, was unser Dorf besonders angeht, denn als eigentliche Festrede hören wir ja später durch den Großlautsprecher die Rede des Führers. Und nun schlägt das Erntespiel alle in seinen Bann. Ist doch ein jeder irgendwie — sei es durch gemeinsame Lieder oder durch den Umzug — daran beteiligt. Schnitter und Schnitterinnen kommen singend in den Kreis, wo die Burschen nun den „Alten“ fertig machen. Die Mädchen sind inzwischen weitergegangen, die

Erntekrone zu holen. Unter Singen und Tüchzen bilden sie den Erntezug, und Johann, der die Bräuche des Landes nicht kennt, muß den Alten tragen. Wohl 100 Spieler und Spielerinnen haben sich zwanglos aufgestellt, voran die Dorffkapelle, und los geht es um den Platz herum. Wer Lust hat, der zieht mit. Unterdessen ist Liese, die Köchin, mit den ausgelassenen Kindern erschienen: „Kranzköst ist heut', heididelda, da freun sich alle Leut' — die Kinder sind schon da . . .“ Sie hält eine Gießkanne verborgen, und, wie der Festzug heran-naht, fällt auf den „Alten“ und seinen Träger ein kühler Wasserstrahl hernieder. Großes Hallo und ungebändigte Freude! „Leid tut der arme Johann uns zwar, doch der Wetter-segen muß sein fürs kommende Jahr.“ „Nun ruhig, Leute, der Schulze kommt daher.“ Schon stimmen die Mädchen an „Mit lautem Jubel bringen wir dir diesen Uehrenkranz“ (Eing-stunde Nr. 69). Die Kranzträgerin tritt vor und überreicht die Erntekrone mit den alten Kranzversen, wie sie schon vor Jahrhunderten in pommerischen Gutsdörfern gesprochen wurden. Der Schulze nimmt die Erntekrone ent-gegen, spricht zu seiner Gemeinde und fordert zum Lobe Gottes auf. „Lobe den Herren“, so klingt es aus vielen hundert Kehlen über das Feld. Zwei Schnitter sind vorgetreten und ziehen die Krone am Erntebaum hoch. „Er hängt, er hängt, der blanke Kranz, beginnt ihr Schnitter Reigentanz . . .“ Da schreiten auch schon die Schnitterinnen in ihren schlichten, fleidsamen weißen Leinenkleidern um die Ernte-krone zum Tanz. „Nun fröhlich gemut und schwinget den Hut, die Ernt ist vorbei, ist vor-bei . . .“ Die Schulmädchen lösen mit einem andern Spiel ab: „Wollt ihr wissen und wollt ihr verstehn, wie der Bauer tut seine Arbeit“. Eine Gruppe kleinerer Kinder kommt singend vom Felde, sie tragen ihre Körbe, mit Uehren gefüllt, und singen vergnügt das alte Lied der Uehrenleserinnen „Wolln heimgehn, wolln heimgehn, der Korb ist voll, es ist getan . . .“ Nun bleiben auch sie bei der fröhlichen Ernte-gesellschaft und lauschen mit der ganzen Fest-gemeinde gespannt den alten Sagen, von denen die Jungfer Köchin zu berichten weiß. Spieler und Hörer sind nachdenklich geworden, sie fin-den sich noch einmal zusammen in dem Ge-danken, dem sie nun singend Ausdruck geben:

Kein schöner Land zu dieser Zeit,
Als wie das unsre weit und breit . . .

Daß wir uns hier in diesem Tal
Noch treffen so viel tausendmal,
Gott mag es schenken, Gott mag es lenken,
Er hat die Gnad.

Das ist unser Erntespiel. Es ist uns allen nun schon ein guter Bekannter geworden, die- weil wir es schon zum 2. Male spielten. In seiner Urform übernommen haben wir es aus

der „Spielgemeinde“, (Verlag U. Strauch, Leipzig) gestalteten es für unsere heimatlichen Verhältnisse um und werden es in Zukunft zu jedem Erntefest spielen. Es soll unser Ernte-spiel werden, das uns in jedem Jahr von neuem zusammenführt. Was außerdem noch beim Erntefest geschieht, mag kurz erwähnt werden. So weit noch vor oder nach der Rede des Führers Zeit bleibt, zeigen verschiedene Gruppen noch ihr Können. Altes Brauchtum soll dabei nach Möglichkeit lebendig werden. Das geschieht z. B., wenn die Reiter sich um das Abschlagen der Sonne bemühen, wenn die 21 lustige Staffelläufe durchführt oder beim Tauziehen um den Sieg ringt, oder wenn die Hitlerjungen spaßige Reiterkämpfe ohne Pferde ausfechten. Volkstümliche Tummel-spiele — auch solche für alle — sollten bei keinem Fest fehlen, sie waren früher im Schwange und machen auch heute erst das richtige Volksfest aus. Daß abends beim Ernte-tanz auch leichte Volkstänze ihren Platz haben müssen, ist selbstverständlich, sonst ist's eben kein richtiger Erntetanz¹⁾.

Ueber die andern großen Volksfeste des Jahres bleibt nur wenig zu sagen. Was im Vorhergehenden ausgeführt ist, gilt z. B. auch für die Maifeier, nur daß eben der Inhalt ein anderer und der Träger der Vorarbeiten haupt-sächlich die Arbeitsfront ist. Es wird viel zu wenig beachtet, daß in diesem Festtag die Tra-dition der altdeutschen Maifeiern und auch der Pfingstbräuche fortleben soll, wie es besonders in diesem Jahre die Feiern der Reichshaupt-stadt zum Ausdruck brachten. Dazu kommt das Kulturgut neuerer Zeit, in dem die deutsche Ar-beit der Stirn und der Faust in Lied und Dich-tung gefeiert wird. Sehr wertvolle Anregungen geben da die schon erwähnte „Spielgemeinde“, die Festchen, die als Rüstzeug vom Reichsamt für Volkstum und Heimat, Berlin SW 19, herausgegeben werden, die Jugendbühne, Zick-feld-Ostervieck, und die Niederblätter der Hitler-jugend (Kallmeyer-Wolfsenbüttel).

Ein altes Volksfest, das wie bei uns wohl in allen Dörfern lebendig blieb, ist das Kin-derfest. Es verläuft hier in seinem äußeren Rahmen so, wie es wohl überall üblich ist, mit festlichem Auszug, Wettkämpfen und Tum-melspielen, gemeinsamem Kaffeetrinken und Schnedenessen, — wobei auch Reforde aufge-stellt werden. Was wichtig erscheint, ist, daß

¹⁾ Praktische Winke zum Einüben von Volkstänzen geben die Feste des Verlages Teubner, Leipzig; der Danseatischen Verlagsanstalt, Hamburg; die Tanzspiele der Wegscheide, Diesterweg, Frankfurt a. M.; Schulz: „Bunte Tänze aus Pommern“, Verlag Teubner, Leipzig. Anregungen für Tummel- und Volksspiele bieten: „Das Buch der Volksspiele“, Voggenreiter-Verlag, Potsdam, und „Söhnen: „Feste und Spiele des deutschen Landvolks“, Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

der Tag einen Höhepunkt hat, der die ganze Gemeinde vereinigt bei Wort, Lied und Spiel. So hatten wir in diesem Jahre in unserm Programm neben einem ernsten Teil, der dem deutschen Volk und seinem Führer gewidmet war, auch einen fröhlichen, in dem der Sieg des Sommers über den Winter gefeiert wurde. Im Mittelpunkt steht das Kernlied „Heut ist ein freudenreicher Tag“ (Aufrecht Fähnlein, Bärenreiterverlag, Kassel). Alle nehmen am Kampf der Jahreszeiten teil durch das Singen des Rehrreims „Ihr Herren mein, der Sommer ist fein! Schließlich wird der verummte Winter vom Platz vertrieben, eine lustige Kinderfchar kehrt, bunte Bänder schwingend, zurück, um mit einem Aufzugstanz, dessen Rhythmen von allen Zuschauern durch Klatschen angedeutet werden, den Sieg des Sommers zu feiern. Ein Bewegungskanon wird getanzt, ein gemeinsames Lied eingefungen und mit diesem Gesang zieht die ganze Festgemeinde um das Gehöft des Bauern R., in dessen Garten wir feiern.

An Festen und Feiern, welche sich an die ganze Dorfgemeinschaft wandten, erlebten wir noch Elternstunden der Schule, Sonnenwendfeiern und ein Fest der N.S.V. Die Fahnenweihe der politischen Ortsgruppe G. war ein ganz großer Tag. Da waren alle Nebenorganisationen der Partei in den Rahmen gespannt worden und hatten irgendwie mitzuwirken. „Unsere Fahne flattert uns voran“ so bekanneten sich Jungvolk, Jungmädels und Schülerorchester zur neuen Fahne, mit Sprechchören schwur die H.J. Gefolgschaft, mit begeistert gesungenen Liedern reihte sich die Arbeitsfront ein, während nach der Weiherede die S.A., der B.d.M. und das Jungvolk mit einem Bewegungschor, begleitet vom Gesang der Festgemeinde, und mit einem Fahnenaufmarsch dem Ganzen einen sinnreichen, eindrucksvollen Abschluß gaben.

Von den Festen der geschlossenen Gemeinschaften wie S.A., Gesangverein, Kriegerverein u. a. kann hier nur gesagt werden, daß sie immer Ausdruck der Gesinnung waren, die in diesen Gemeinschaften lebt. — Auch von den kirchlichen Feiern, die einen bedeutenden

Einfluß auf das Leben der Dorfgemeinschaft haben, kann nur einiges angedeutet werden. Die Weihnachtsfeier am heiligen Abend in der Kirche findet ihren Höhepunkt in dem Eitelborner Krippenspiel, das ebenso wie das Erntespiel in unserer Gemeinde traditionell werden soll²⁾. Es wird mehrere Jahre von denselben Jungen und Mädels gespielt werden, auch wenn sie nicht mehr der Schule angehören. — Die Heldengedenkfeier fand abends vor dem Kriegerdenkmal im Scheine der leuchtenden Fackeln statt und gestaltete sich zu einer ganz besonders eindrucksvollen Feierstunde. Der Sonntag Cantate war durch eine offene Choral-singstunde vorbereitet worden. So konnte denn die Gemeinde an diesem Tage wirklich neue Lieder dem Herrn singen; das neue Gesangbuch bietet dafür eine Fülle guter Choräle besonders aus der Zeit Luthers. Auch alle andern kirchlichen Feiern wurden durch Wort, Lied und Musik zu Erbauungsstunden.

Die vorstehenden Zeilen zeigen, welchen bedeutsamen Anteil bei uns in G. die Feier am Gemeinschaftsleben des Dorfes hat. Sie können aber nur andeuten, wie weit das Erleben solcher Stunden die einzelnen Glieder der Gemeinde zur Dorfgemeinschaft zusammengeführt hat. Daß die großen Volksfeste immer den Mutterboden für eine werdende Volksgemeinschaft bilden müssen, sei noch einmal klar herausgestellt. Vorbedingung ist, daß der Grundgedanke des Tages stark und deutlich von allen erlebt wird, indem sie selbst irgendwie tätig, — irgendwie dabei sind. Erst wenn alle mittun, erfolgt jene seelische Ausrichtung, die wir Gemeinschaft nennen. Gelingt es, jeden Dorfgenossen aktiv hineinzustellen in die feiernde Gemeinschaft, so wird er fest verwurzeln mit Volkstum und Heimat, so wird ihm Freude geschenkt, und die Freude gebiert die Kraft. Und: „Es ist nichts Besseres, denn daß ein Mensch fröhlich sei bei seiner Arbeit!“

²⁾ Wertvolle Anregungen für das Latenspiel, das hier nur kurz gestreift werden konnte, geben: „Das deutsche Volkspiel“ und Münchener Latenspielführer, beide bei Christian Kaiser, München; Neuer Ratgeber, bei Strauch, Leipzig, und die Spiele von Martin Luferte im Voggenreiter-Verlag, Potsdam.

Vom Kalkbachtal

Von Martin Keepel

Vom Süden des stattlichen Papenzin-Sees auf den Virchow-See zu streicht der breite, steinreiche Wall der bis zu 239 m ansteigenden Hauptendmoräne mit der davor gelagerten kuppigen Moränen-Landschaft, einem reizvollen Wirrsal von Kleinformen an Erhöhungen und Vertiefungen. Umrandet wird das Ganze von den Großformen der im Zickzack ausgerichteten sogenannten Urstromtäler, ab Rummelsburg nordwärts, über Gr. Reeh westwärts auf Bollnow zu, dann südlich, an Guzmin vorbei, und endlich im scharfen Knick als Raduetal abermals westlich. Und die natürliche Abgrenzung dieses zwischen Sydow und Rummelsburg gelegenen Hochlandes, dessen Mittelpunkt und Blickfang auf der Karte gewissermaßen der stattliche Papenzin-See ist, wird dadurch vollendet, daß vom Urstromtal knick südlich Guzmin her eine eigentlich mit dem Niedersee anhebende Talsenke zielbewußt südwärts gegen die Endmoräne, Richtung Gr. Carzenburg, vorstößt, das Kalkbachtal.

Aber nicht das damit umgrenzte Sydow-Rummelsburger Hochland steht hier zur Besprechung; denn es gehört von Gottes und Rechtes Wegen zum Kreise Rummelsburg, sondern das sich vorsichtig auf der Grenze haltende, zwischen dem Rummelsburger und dem ehemaligen Publiker Kreise gelegene Kalkbachtal. Und indem wir es im Vorausgegangen nach seiner Lage bestimmt haben, wollen wir es nunmehr, um die Gründlichkeit fortzusetzen, in der „Erscheinungen Flucht“ einordnen.

Ein Blick auf die Karte schon zeigt dem Beobachter allerlei Seltsames.

Da ist zunächst die Tiefe des Tales, d. h. die Meereshöhe seiner Sohle von 80–86 m innerhalb eines Gebietes, das in geringer Entfernung Höhen über 200 m erreicht. Der Spiegel des Niedersees liegt 80 m hoch, der des 1500 m entfernten Ramin-Sees 160 m. Welche Wasserkraft ließe sich hier gewinnen, wenn der Ramin-See die nötigen Zuflüsse hätte, um als Stausee dienen zu können! So profitieren vielleicht aus diesem Höhenunterschied nur die am Kalkbachtal bei Neumühlentamp hervorsprudelnden sehr starken Quellen, und es ist interessant, wie sie sich ihr Quelltal langsam rückwärts und dem Ramin-See entgegenschneiden. Daß heuer an diesen stattlichen Hängen der Segelflug eine Stätte hat, ist nach dem Gesagten nicht mehr überraschend.

An diesen Hängen, an denen Bäche in dünnen Wasserfäden in steinigem Betten plaudernd abwärts rinne und Regenrinnen ihnen, wenigstens zeitweise, nacheifern. Bald hier, bald da, mit großen und kleinen Blöcken „gepolstert“, von Büschen begleitet, furchen sie die Bergflanken, Natururkunden, die der Naturfreund im von der Kultur eroberten Lande mit Freuden begrüßt. Ihre größte die in mehreren Kilometern Länge vom alten Sensenschmiededorf Sydow 70 m abwärts steigende breite Wolfsschlucht, die im Sommer trocken liegt, zur Zeit der Schneeschmelze aber den Charakter eines Gießbaches hat.

Und immer wieder wühlen die Wasser große und kleine Geschiebe aus dem Boden dieses einst auch oberflächlich steinreichen Landes. Denn man ist diesem Steinreichtum erbarmungslos zu Leibe gerückt, seit Jahren! Das ging langsam, als noch vor 50 Jahren, je nach Bedarf, also dann und wann, ein Wagen in mühsamer Fahrt einen roh behauenen Block zur nächsten größeren Stadt, Köslin oder Belgard, brachte. Das ging rasend schnell, als Bahn und Chausseen ihren Bedarf an Schotter und an größeren Blöcken anmeldeten und diese Fracht gar den Bau einer Kleinbahn von Bollnow aufwärts nach Sydow und Richtung Breitenberg-Steinberg rentabel machte. Ja, damals ward die gewaltige Blockpackung des Steinberges (234 m) völlig zerstört, und man mußte den auf der Höhe stehenden Stein der Landesvermessung im Werkschuppen in Schutzhaft nehmen, sonst hätte er sein geheiligtes Leben wahrhaftig eines Tages unter den Steinelnackern des Schotterwerkes ausgehaucht. Er steht heute etwas niedriger als früher, wenn auch die Sicht von der Höhe immer noch den Raum vom Höhenzug bis zum Gollen, nahe dem Ostseestrande bei Köslin, überbrückt. Aber der Steinreichtum war einmal, und die Bahn verkehrt bloß noch bis Sydow und dann nur an Markttagen.

Steinreichtum! Eigentlich müßte man ja den Anfang seiner Nutzung in recht ferne Zeiten zurückverlegen, wie die Gruppe von 12 Hügelgräbern beweist, die, von einer Steinsetzung umschlossen, am Hange unterhalb von Sydow liegen. Ja, sie erinnern unwillkürlich an die Häufung von Gräbern in den aus geologischen Gründen einst steinreichsten Gegenden Rügens. Aber das nur nebenbei; denn wir sind inzwischen hinabgestiegen zum Niedersee und haben das nicht gerade sehr umfangreiche Niederungsgebiet an seinem Rande betreten, und hier wartet unser nahe dem Ausfluß der Radue eine weitere Ueber- raschung.

Torffichtartige Gruben sperren uns den Weg; aber von ihren Wänden leuchtet es

weiß; denn wir haben es mit ausgedehnten Lagern von aus Quellwassern abgesetzten Sinterkalken zu tun, die ja auch dem dem Niedersee zufließenden Kalkbach und dem Kalkbachtal den Namen gegeben haben. Kalkhaltiger Boden, Kalklager! Und das bedeutet mehr! Denn da grünt am Abhang des Tales unterhalb Breitenberg der schöne Kalkwald und rahmt den an Mühlen reichen Wiesengrund zwischen Mühlenkamp und Drawehn, der vor Jahrtausenden sicher ein Seebecken wie der Niedersee war, ehe der Kalkbach die Schwelle nordwärts so tief durchsägte, daß das meiste

Gletscherzunge kommt als allein bestimmend nicht in Frage. Denn dazu ist das Tal in allen seinen Einzelheiten zu unausgeglichen. Deutlich treten mehrere Becken in die Erscheinung, von denen eins höher liegt als das andere; von Hügeln zangenartig umschlossene Einzelstücke, die durch das einstige Vorhandensein strömenden Wassers oder bewegten Eises nicht zu erklären wären! Und es wird schon so sein, daß es sich hier um Formen handelt, die auf die Schub- und Druckwirkung des Eises wie überall in der kuppigen Grundmoräne zurückzuführen sind, während das Wasser



Aufn. Dr. Otto Wegner

Bauernhof in Drawehn

Wasser abfließen konnte. Und hier, nahe dem Niedersee, was grüßt uns vom Wiesenboden und aus lichtigem Bruchgehölz? Da blüht, als wenn das eine Selbstverständlichkeit wäre, der herrliche Frauenstuh, die kalkliebende Orchidee, *Cypripedium calceolus*. Gott schütze sie vor Pflanzensammlern und ruffenden Naturfreunden, vor Bodenkultivierung und anderen Irrungen und gebe ihr Frieden im Kalkbachtal wie den stillen Hügelschläfern an seinem Hange! Denn schließlich: nicht immer muß menschliche Nutzung alles Herrliche und Heilige in der Natur zerstören! Die Kalkgruben, bescheiden genutzt, tun es nicht, und die unscheinbaren spielzeugkleinen Kalköfchen, die sich in Resten, ihnen nahe, finden, haben es auch nicht getan. Es müßten erst Gewinnsucht und Rücksichtslosigkeit kommen . . .

Nicht uninteressant ist die Frage der Entstehung des Kalkbachtals, wiewohl wir sie weder lösen, noch als gelöst bezeichnen wollen. Ein Urstromtal haben wir nicht vor uns; aber auch seine Ausweitung durch eine

früher oder später nur gewissermaßen nachgeholfen hat, um uns ein einheitlich scheinendes Talgebilde als Endprodukt zu überliefern.

Gewiß ist die tiefe Senke vorhanden, und immer wieder ist sie eindrucksvoll genug, wenn man, was ich sicher jährlich einmal tue, von der Bahn Bublitz-Pollnow aus, aus dem Zuge, vor und hinter Drawehn gen Osten späht, wo die Konturen welliger Höhen plötzlich im Luftraum der Talhohlform versinken, um in einer Entfernung von mehreren Kilometern wieder als jenseitiger Talrand mit Ruppen und Schluchten, mit dem Kalkwald und Einzelgehölzen und Baulichkeiten aufzutauchen. Das scheint ganz der Blick von Hochfläche zu Hochfläche zu sein, wie man ihn vom Pollnower Urstromtal, vom Oder- oder Randow-Tal her kennt, und ist es doch nicht. Denn ein Blick von einer der Randhöhen selbst zeigt immer wieder, wie vielgestaltig nicht nur die Talrandzone ist, nein, auch die Talsohle.



Wiesenkalkgrube im Kalkbachtal nahe Sydow
Aufn.: Reepel

Und wie schön ist das Landschaftsbild, ist das Kalkbachtal, im ganzen wie in seinen einzelnen Abschnitten. Von seinen Rändern gesehen, imponiert die lichterfüllte Weite und Tiefe, die immer zugleich auch liebenswerte, lockende Einzelheiten ahnen läßt. Schau herab von den Heidehügeln bei Sydow mit dem von

Ziegen verbissenen Gestrüpp und den die Ruppenhänge umrandenden Ziegenpfaden, mit den grauen Findlingen, vielleicht Resten von Hünengräbern: da liegt 80 m tiefer die blanke, spiegelnde Fläche des Niedersees mit ihrer gleich einer Scheibe darauf schwimmenden Insel. Da grünen gleich blauen Meereszügen die mit Nadelwald bestandenen Höhen jenseits. Und ist's ein trüber Tag und der Herbstwind schüttelt die trockenen Fruchtstände der starrschönen Silberdistel, dann ist das Auf und Ab ferner Hänge und Rämme dem Kommen und Gehen riesenhafter dunkler Wellen noch täuschend ähnlicher. Oder rastete an den rauschenden Wassern bei Neumühlentkamp oder im Wiesengrunde unterhalb Drawehn, wenn Heuduft in der Luft flattert, während dich der Kalkwald in den Buchenschatten locken will! Und ist nicht die das Kalkbachtal in zahlreichen Windungen querende Chaussee eine der schönsten Straßen Pommerns! Mit immer wechselnden Blicken, mit immer neuer Lockung, eine Fahrt oder Wanderung zu unterbrechen und an steinigten Hängen emporzuklimmen und den Blick vom Rande eines dem Verderben entronnenen Riesenblockes in die Weite schweifen zu lassen, weit ins schöne Kalkbachtal hinein . . .

Kundschau

Der Wuhrberg

Es waren zwei Königsfinder
Die hatten einander so lieb . . .

Wer kennt es nicht, das bitter-süße Lied von Liebeslust und Leid, das sich, so lange es Menschen gibt, immer und überall wiederholt? Und doch, wer von Ihnen, verehrte Leser und Leserrinnen, weiß, daß die alte Sage Heimatrecht im stillen Ostpommern hat, und daß sogar eine Loewesche Ballade den Schauplatz dieser Sage, den Wuhrberg, besingt? *)

Dort, im ehemaligen Kreise Bublitz, liegen nahe beieinander zwei große, waldumdunkelte Seen, der Virchowsee und der Große Stüdnißsee. In der Eiszeit, als ganz Norddeutschland unter dem Panzer gewaltiger Eisdecken lag, mögen sie entstanden sein. Auf die keine 300 m breite Landenge zwischen beiden Seen hinauf hat die Eispressung einen mächtigen Dünenkopf geschoben, trocknig, steil zum Virchowsee abfallend, gleich als ob eines jener riesigen Ungeheuer der Vorzeit auf dem Wege quer über die Landenge zu Stein und Sand erstarrt wäre. Das ist der Wuhrberg.

Seine Spitze umgibt ein alter Ringwall, die Burg troziger Wendenfürsten, wie die Tonischerben beweisen. Vielleicht auch — wer weiß? — schon in vorrömischer Zeit Stützpunkt und Zufluchtsort der germanischen Ureinwohner.

Gegenüber bei Grumsdorf liegt eine zweite, weit größere Burganlage von ähnlichem Alter, die Burgwallinsel. Zwischen diesen beiden Burgen dehnt sich strahlend hell der mächtige Virchowsee. Weit gedehnt, zart

und schwungvoll sind die Linien dieser Landschaft, weich und duftig ihre Farben — ein bezauberndes Bild von heroischer Größe, voll feierlicher Stille und felsam beruhigender Harmonie.

Ein silberner Wasserstreifen im Virchowsee verbindet zu Zeiten die beiden Burgen. — Das ist die Mondnacht durchtritt, wenn er seine Liebste auf dem Wuhrberg zu sehen kam.

Der Königssohn ertrank im See, die Burgen sind vergangen, die Tränen aber, die die Königs-Tochter um ihren Liebsten geweint, sind nicht vergessen, sie leben im Liebe fort. Und wenn heute frohe Jugend, für die der Kreis Bublitz am Fuße des Wuhrberges eine stattliche Jugendherberge mit großem Sportplatz, mit Bootshaus und Badeanstalt errichtet hat, im Bering des alten Burgwalls ihren Reigen tanzt, dann mag sie wohl auch der anderen Sage gedenken, daß im Wuhrberg ein Königskind in goldener Wiege begraben liegt. Im Gedächtnis an alle Toten, die an dieser Stelle gelebt und gekämpft haben, mag sie sich dann der Mahnung erinnern, die auf einem verwitterten Grabe auf dem alten Friedhof in Bublitz steht:

Tretet leise auf diesen Staub,
Ihr, die Ihr redlichen Herzens seid,
Denn die hier schlafen,
Sind Euch nah verwandt!

Und zugleich mag die Jugend, wenn sie aus weit entlegenen Teilen Deutschlands hier zusammenkommt, die Verpflichtung fühlen, die schöne, heute so wenig bekannte und doch dem Germanentum vor Jahrtausenden schon so vertraute Ostmark mit neuem

*) „Der Wuhl“, Ballade von L. Giesebrecht.

Leben zu füllen. Hier mag die Jugend erfahren, wie die Erinnerung an verklungene Leiden den Lebenden neue Kraft zu schenken vermag. Es rufen auch hier die Stimmen der Geister, die Stimmen der Meister: Veräunmt nicht zu üben die Kräfte des Guten.

Hier flechten sich Kronen in ewiger Stille,
Die werden mit Fülle
Die Tätigen lohnen.

Wir heißen Euch hoffen!

Dr. Rudolf Massmann, Trier.

Im Satansreich . . .

Die „Sydower Schweiz“ ist erst durch die Forschungen und die Schriften des verdienstvollen Heimatforschers Karl Friedrich Kuhlhoff mehr in der Öffentlichkeit bekannt geworden. Ihm verdankt sie auch den Namen. In dieser landschaftlich reizvollen Gegend liegt das durch seine Senfenschmiede weit bekannte und berühmte Dorf Syhow. Meilenweit in der Runde führt es im Volksmunde auch die Bezeichnung „Satansreich“. Vor vielen, vielen hundert Jahren gefiel es dem Teufel, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Als vornehmer Herr von edlem Stande mit ausgedehntem Landbesitz, der sich um Syhow, Breitenberg, Hölke- wiese bis an den Bözligsee erstreckte, trieb er hier viele Jahre lang unerkannt gar arg sein böses Wesen. Da hörte er auch von der bildschönen Tochter eines polnischen Fürsten, der ein großes und stolzes Schloß auf der Feldmark des hübschen Gutes Klein-Wittfelde an den bewaldeten Ufern des Bözligsees bewohnte. Die Tochter wurde wegen ihrer Schönheit allgemein „Der Stern von Polen“ genannt. Freier in unabsehbaren Scharen warben um sie. Doch sie wurden alle abgewiesen. Der Teufel wurde von den Reizen des schönen Menschenkindes angelockt und beschloß, um sie zu werben. Die junge Polin fand Gefallen an dem stattlichen Mann, der allerlei schätzenswerte Vorzüge an sich hatte. Doch als der Teufel nun um ihre Hand anhielt, gab sie ihm nach längerem Ueberlegen doch einen Korb, weil er einen verunstalteten Fuß hatte.

Der Teufel war darüber sehr betrübt. Aber er gab sein Ziel, das schöne Menschenkind für sich zu gewinnen, noch nicht auf. Er versuchte eine neue List. Der polnische Fürst war als Feinschmecker und Leckermaul weithin bekannt. Darum schlug der Teufel ihm eine Wette vor, wer von ihnen in der eigenen Küche das schmackhafteste Essen liefern könne. Der Polenfürst nahm die Wette an und bestimmte die Hand seiner Tochter als Preis. Der Teufel aber setzte als Gewinn sein ganzes Besitztum fest. Er war sehr siegesicher, da er einen sehr geschickten Koch hatte. In der nächsten Nacht zog er nun nach dem fernen Savoyen und holte sich dort Maränen, die es damals im Pommerlande noch nicht gab. Auf der weiten Reise aber war sein Fischbeutel durchgeschauert, und eine große Menge Maränen fiel heraus, in das schöne klare Wasser des Bözligsees. Als er mit dem Rest der Fische im „Satansreich“ ankam, war aber sein Koch geflohen. Er mußte also notgedrungen die Maränen selbst zubereiten. Weil er aber von dieser Kunst gar nichts verstand, so kochte er eine nur wenig wohlschmeckende Speise daraus. Der polnische Fürst dagegen hatte mehr Glück. Am nächsten Morgen brachte ihm sein Fischer einige von den verlorene Maränen, die er im Bözligsee gefangen hatte. Sie wurden sofort schmackhaft zubereitet und dem Teufel vorgefetzt. Er mußte zugeben, daß sie besser schmeckten als das Gericht, das er selber bereitet hatte.

So hatte der Teufel seine Wette verloren und sein ganzes Besitztum verspielt. Voller Zorn slog er zur Hölle, holte einen gewaltigen Sack voll Feldsteine heraus und wollte damit den Bözligsee zuschütten. In seinem Zorn ging er aber sehr wenig sorgsam mit seiner Last um. Der Sack zerriß, und die Steine streuten in dichtem Regen über die ganze Gegend hin. Dieses Mißgeschick erbitterte den Teufel noch mehr. Er schüttete auch den letzten Rest der Steine über sein ehemaliges Besitztum und verwandelte auch all die schönen Apfel-

bäume darin in ungenießbare Hölken, Hilken oder Hilt-schen. Seitdem heißt ein Dorf in jener Gegend heute noch Hölke- wiese, und Syhow heißt bis auf den heutigen Tag im Volksmunde „Satansreich“.

Die übrig gebliebenen Maränen aber vermehrten sich im Bözligsee und gelangten später auch in die übrigen Seen der Umgegend.

(Unter Benutzung von Otto Knooy, Volksagen . . . aus dem östlichen Hinterpommern Nr. 249.)

Georg Horn.

Der Topfhelm aus Dargen

Am Westausgange unseres Dorfes liegt hinter dem Gehöft des Sattlermeisters Schulz inmitten von Wiesen in dem Winkel zwischen Lenzbach und Ellerbach der Wall. Das Gehöft wurde in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Tischler Reck neu erbaut. Er trug den Wall ab, um sich einen Garten anzulegen, und schaffte die Erde in den angrenzenden Sumpf. Bei diesen Erdarbeiten wurden ein Topfhelm, ein Grapen aus Glockengut und ein Sporn gefunden, die einem Museum übergeben wurden.

Nachforschungen über den Verbleib der Gegenstände haben ergeben, daß sich ein Topfhelm des 13. Jahrhunderts vom Schloßberg in Dargen bei Bublitz im Zeughaus in Berlin befindet mit der Verzeichnungsnummer A D 14:311 (Siehe Abbildung). Ueber den Verbleib von Sporn und Grapen hat sich bisher nichts ermitteln lassen. Der Topfhelm ist von der Seite aufgenommen. Er ist oben flach, gleichsam tischatoähnlich, mit Augenschlitzen versehen und folgt etwas der Wölbung des Gesichts. Unterhalb der Augenschlitze findet sich eine Anzahl Luftlöcher, um das Atmen zu erleichtern. Dieser schwere, einem eisernen Topfe ähnelnde Helm wurde über den Kopf gestülpt, auf dem er eigentlich nur hing.



Topfhelm von Dargen

Der Topfhelm aus Dargen gelangte am 5. Juli 1839 in die königliche Kammkammer und von da 1876 in die neugegründete Waffensammlung des Zeughauses. Dort wird er zu den kostbarsten mittelalterlichen Waffen gezählt. Außer diesem ist in Pommern nur noch der Fund eines Topfhelms aus dem 14. Jahrhundert bekannt geworden. Er stammt aus Vestin, Kreis Kolberg-Körbin und befindet sich im Pommerschen Landesmuseum in Stettin.

Georg Horn.

Der Stoc des Königs

Christian Kranz, ein Bauernsohn aus Ubedel, diente im Siebenjährigen Kriege bei den Gardes du Corps, der Leibwache des großen Königs. In einer der Schlachten des Krieges, wahrscheinlich bei Zornsdorf (25. 8. 1758), wo das Regiment heldenmütig gegen die Russen focht, wurde Kranz schwer verwundet und blieb hilflos auf dem Felde liegen. Der König, begleitet von dem Rittmeister von Wadenitz und wenigen Reitern, bemerkte beim Ritt über das Schlachtfeld den schwerverwundeten Kranz, der mühsam versuchte, sich weiterzuschleppen. Friedrich der Große ritt heran und schenkte Kranz ein spanisches, mit goldenem Knopf versehenes Rohr, damit er sich besser fortbewegen könnte. Mehr konnte im Augenblick nicht getan werden; denn die Schlacht stand auf des Messers Schneide und wurde erst spät durch einen umfassenden Angriff der preussischen Reiterei unter Seydlitz entschieden.

Friedrich war ein wahrer Vater seiner Soldaten, der immer mitten in der Kofonne ritt und oft genug am Lagerfeuer mit seinen Leuten schlief. Das Wohl der Verwundeten und Invaliden lag ihm besonders am Herzen. Davon legt zum Beispiel ein Brief Zeugnis ab, den der König in demselben Jahre 1758 an den Fürsten Moritz von Anhalt-Deßau, den Begründer von Mendorf, richtete. Es heißt da in getreuer Nachschrift u. a. folgendermaßen: „Es mus alle Bursche gesagt werden, das ich das Vertrauen zu Sie hette, das sie bei dieser Campagne als brave Soldaten sich halten Solten, und verspreche ich vohr Sie zu sorgen, wie ichs imer gethan hette, aber noch mehr vor die zu tun, die etwa Wönten lahm geschossen werden.“

Kranz kam mit dem Leben davon und kehrte nach Ubedel zurück, wo das kostbare Geschenk des Königs noch lange auf dem väterlichen Hof aufbewahrt und mit Stolz gezeigt wurde. Ein Nachkomme Kranz's schenkte den Stoc im 1860 dem damaligen Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I. Die männliche Linie der Familie Kranz soll in Ubedel ausgestorben sein.

Herbert Haad.

Der Teufel in der Dubliger Kirche

Der Küster der Dubliger Kirche war alt und vergeßlich geworden. Sonntags, nach dem Gottesdienst, versäumte er es oft, die Kirchthür zu schließen. Die gute Gelegenheit benutzte der alte Schimmel eines Gastwirts am Markt. Das Pferd war von der Weide entlaufen, kam auf dem Weg zum Stalle an der offenen Thür vorbei und trabte hinein in das Gotteshaus. Der Küster, der nach einer Weile vorbeikam, sah die Thür offenstehen und schloß ab. Eine ganze Woche lang tobte der Schimmel in der Kirche umher, warf alle Bänke um, die damals noch frei im Schiff standen und fraß vor Hunger die Altardecke und alle alten Kränze, die in erreichbarer Höhe an den Wänden hingen. Als alles Eßbare verzehrt war, benagte er die Bänke und den Altar. Erst am Sonnabend kam der Küster wieder zum Abendläuten, schloß auf und sah entsetzt alle Bänke umgeworfen, den Altar fahl und beschädigt. Hinter der Kanzeltreppe aber erhob sich im Dämmerlicht eine riesige, weiße Gestalt. Laut schreiend warf der Küster die Thür zu, rannte auf den Markt und erzählte den zusammenlaufenden Bürgern: „In ons Kerch üs de Diewel!“ Der Pfarrer wurde geholt. Niemand aber wagte sich in die Kirche. Erst nach einigen Wochen, als nichts mehr im Gebäude zu

hören war, fand sich ein tapferer Mann, der Bauer Kollerjahn, der, mit einer Mütgabel bewaffnet, es mit dem Gottseibeius aufzunehmen wollte. Beherzt öffnete er die Thür, ging zum Altar, nahm das, was die Matten von dem verhängerten Schimmel übrig gelassen hatten, auf seine Forke und warf es aus der Kirche. Der hochberente Pastor schenkte Kollerjahn zum Lohn ein Stück des Kirchenackers. Seit diesem denkwürdigen Ereignis aber jagt man in Dublitz von den Kollerjahns, daß sie sich auch vor dem Teufel nicht fürchten.

Herbert Haad.

Frät ut Dublitz

Ein Dublitzer Bürger namens Frät machte einmal eine Reife nach Kummelsburg, wo er geschäftlich zu tun hatte. Es war noch in der Postfaischenzeit, in der man vor Austritt solcher Fahrt sein Testament machte und das Haus bestellte. Frät hatte sich nicht genug zu essen mitgenommen, kam nach langer, beschwerlicher Reife in Kummelsburg an, wo er sofort ins nächste Wirtshaus stürzte, um seinen Riesenhunger zu stillen. Kaum stand die volle Schüssel Eisbein mit Sauerkraut, sein Lieblingsessen, vor ihm, so war sie auch schon leer. „Noch enmol datfübe!“ schrie Frät, und der Wirt rannte zur Küche. Dreimal im ganzen mußte er diesen Weg machen und konnte sich nicht genug über Frät's Leistungen wundern. Nach der dritten Portion brachte er dem hungrigen Gast unaufgefordert noch eine vierte. Er wollte sich nicht nachsagen lassen, daß man bei ihm nicht satt werden könnte. Frät bezwang auch die vierte Ladung noch zur Hälfte. Dann aber legte er schnaufend den Löffel weg und stöhnte: „Ja dank, ich bin dick, ich hebb all nau, ich will nich mehr, Dummerwetter, ich bin Frät ut Dublitz!“ „So süh'it of ut!“ lachte der Wirt, sehr stolz darauf, daß es ihm gelungen war, diesen Gast gesättigt zu haben. Die Worte des wackeren Frät sind sprichwörtlich geworden. Man sagt sie, besonders in der Kummelsburger Gegend, wenn man zum Essen genötigt wird und beim besten Willen nichts mehr einpacken kann.

Herbert Haad.

Zifowski aus D.

Der Bauer Zifowski war schon ein älterer Mann. Er lebte seit Jahren mit seiner Frau in Unfrieden. Das kam nicht polternd und donnernd zum Ausdruck, sondern beide Ehegesponnen schwiegen sich zu einander aus. Jeder tat seine Arbeit — wie man schon lange — beide aßen an einem Tisch, und vieles gung wie verabredet und besprochen, aber — es wurde nie ein Wort gewechselt.

Da wird Frau Z. krank. Die hilfreiche Nachbarin kommt, sieht, daß die Sache ernst ist, und holt den Pastor.

Der alte Pastor war oft genug am Krankenbett gewesen und merkte wohl, daß es zu Ende ging. So geht er denn zum Ehemann, der draußen hantiert, und redet ihm gut zu, sich doch mit seiner Frau zu vertragen und sie in ihrer letzten Stunde nicht allein zu lassen.

Z. hat nach Bauernart zugehört, sich aber bei seiner Arbeit nicht stören lassen. Dann schweigt schließlich: Z. sieht ihn listig an und erwidert

„Joa, joa, dat is joa allens recht gaud, Herr Pastor, oawer verdroagen dau ik mi nich mit är!“

„Aber Zifowski, bedenken Sie doch!“

„Nec, nec, damit wart nich!“

„Na, dann beten Sie wenigstens für ihre Frau, daß ihr der liebe Gott beisteht!“

„Joa, dat war't dann!“

Am nächsten Tage wird der Pastor gerufen, um das Abendmahl zu reichen. Er sieht, daß es zu Ende Alten doch noch anzuzuföhnen.

Zifowski bleibt jedoch störrisch. Der Pastor ist darüber ärgerlich und wirft ihm vor:

„Und gebetet haben Sie für Ihre Frau auch nicht!“
„Joa doch, Herr Pastor!“
„Na, das glaube ich nicht. Sie können ja gar nicht mehr beten. Was haben Sie denn gebetet?“
„Zi häw bät't: Leiw Gott, nimm Sei henn und quäl Du Di mit demm Dunnerklichting so lang, as it mi mit em quält henn, denn ward Di dat uk woll öwer sin!“
D. W.

Onkel Ernst

Es soll hier nicht versucht werden, ein Lebensbild von ihm zu geben; ich will auch keine „Gäuschen un Rimeß“ von ihm erzählen. Das, was er uns war, was er uns ist, das werden wir später einmal beschreiben. Jedes Kind kennt ihn; so manche Mutter macht ihr Söhnchen auf ihn aufmerksam: „Sieh mal, das ist Onkel Ernst, der war schon mein und Omamas Lehrer!“

So mancher Veteran erinnert sich seiner Reden zu Kaisers Geburtstag, zum Sedantag, zu andern festlichen Gelegenheiten. Keiner konnte es ihm darin gleich tun, und gern denken wir, die wir damals 1914/15 brünnen und draußen waren, daran, wie er viele der kleinen Päckchen, die uns gütige Hände bereiteten, mit mutigen Versen zierte, die voll von feinem Humor waren und uns fröhlich machten.

Hier ist eins der Kriegsgedichte für seine Kameraden und Kollegen vom Jahre 1915. Mancher wird diesen und den erkennen, wenn auch einige von uns gingen und andere eine andere Zeit aus dem Städtchen verflug:
D. W.

Fliege, Karte, und künde den waffentragenden Männern:
Sigen jah ich dahier in ragender Halle am Quelle des Waldes

Weisheitfäende Männer und Weiber der Schule,
Trinkend Arabiens braunen, duftenden Trank,
Sorgsam gemischt mit der Milch, der fetten, der Waldkuh,

Essend auch süßes Gebäck von Ceres goldenen Mehren —
Verbotten war's vom Räte der Alten,

Doch heimlich bereitet von kundiger Herdfrau —
Redend von felszertrümmerndem Wurfgeschöß,
Von todanwehenden Lüften und Pfeilen sonnenstürmender Flieger,

Gedenkend der Männer im Grautleid der Feldschlacht:
Engels, des vielgeliebten, auf Flanderns Ebene,

Mannhaft wehrend dem Anprall tückischen Infanteries, Berners daneben, des wurfaewaltigen Schleuders —
Ach, nun klagend der erzzertrissenen Rechten Dittchens, des weitgerauberten Ditmanns,
Ditig und kundig des Weges, nachführend dem Heer Nährendes Brot und Speck, Rauchkraut und brennendes Wasser,

Trapps, des ragenden Wächters der Feste im Westen, Bernhards des Guten, aus erdbedeckten Höhlen

Sendend den Tod in der stürmenden Gallier Reihen, Heibels, dem lieblich einst Klang des Tempels Posaune, Heilkräftige Salben nun streichend den Wunden, Weiches Gestock von der Wolle des Baumes auflegend, Zahlen zu Zahlen prüfend und rechnend nun setzt er, Dreftes, dem lustig Lied von lachender Lippe einst floß, Zwängend in eisenbewehrte Haut des Kindes

Nun die Füße pommerischen Landvolks, Müllers, Ottos, des Jüngsten, schnellfingerig, In heerbanngebietender Runde der Führer Einst schreibend die Namen schwertfähiger Männer des Gaus,

Mühsam jetzt klemmend die Schenkel auf Rücken reißiger Kofse,

Arthurs und Richards, der Donnerer westwärts und ostwärts,

Gustavs und Kasburgs, zornmütig nun stampfend den Sand am Gestade der Ostsee,

Sieg ihnen wünschend und glückliche Heimfahrt. E. A.

Das vorliegende Heft

verdankt sein Zustandekommen in erster Linie den unermüdlchen und zielbewußten Bemühungen des Herrn Mittelschullehrers Herbert Haack in Bublitz. Wir sprechen ihm auch an dieser Stelle unsern sehr verbindlichen Dank aus. Abgesehen von einzelnen wenigen Arbeiten besaß das Land Bublitz bisher keine literarische Darstellung. Wir freuen uns, daß diese Lücke nunmehr als geschlossen betrachtet werden kann.

Der Umschlag des Heftes zeigt das Bublitzer Stadtwappen, das in 9 Farben vom Stein gedruckt wurde. Die Vorlage ist von Herrn Karl Kolterjahn in Bublitz in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt worden.
Schriftleitung und Verlag.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“. Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland“, Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. DL. I. 1225.

Die schönste Erinnerung an Menschen, die uns lieb sind, ist eine gute Photographie vom Fachmann!

G. Frieese,

Handwerklich sowie künstlerisch gut ausgeführte Bilder jeder Art liefert

Atelier für moderne Photographie, Bublitz, Kurt Arveth-Straße 317.

Carl Niemeyer

Bublitz i. Pom.

Pommersche Fleisch- und Wurstwaren, ff. Aufschnitt

Seit 1886



Lederlager

Saffler-Schuhmacher- Bedarfsartikel

Schäftesteperei **Willy Damitz**

Bublitz i. Pom., Kösliner Straße 142

Vorteilhaft und gut kauft man immer bei

Heinrich Klemm, Bublitz

Warengroßhandlung

Kolonialwaren / Kaffeegroßrösterei

Baumaterialien / Kohlen
Düngemittel / Eisenwaren

Pagel & Bülow

Kurt Kreth-Straße — Telefon Nr. 103

Kraftfahrzeuge, Ersatzteile, Betriebs-
stoffe, Reifenlager, Reparatur-Werk-
stätten / Kundendienst / Fahrschule

Das Getränke-
u. Tabakwaren-Spezialhaus

Kurt Seydel

bürgt für

gute Qualitäten

Molkerei Bublitz

e. G. m. b. H.

Modernster

Molkereibetrieb Ostpommerns

Großversand von

1a vollfetttem Stangentilsiter

2. Preis Reichsnährstandausstellung Erfurt 1934

2. Preis Reichsnährstandausstellung Hamburg 1935

Helmut Käther

Ziſchlermeister

Bublitz i. Pom.
(am Markt)

Deutsche Möbel

Vollständige Wohnungs-Einrichtungen / Einfache und
formschöne Neuzeitmöbel / Elegante Lurusmöbel
Bauern-Stilmöbel

Särge / Bestattungen

*Sparen ist Rettung für den Einzelnen
und Wohlfahrt für Alle!*

**Sparkasse
des Landkreises Köslin**

**Sparkasse
der Stadt Bublitz**

Achtung!

**Besucht Bublitz i. Pom.,
die Stadt der Quellen und artesischen Brunnen!**

Auskünfte: Verkehrsverein Bublitz

A. Raasch, Deckenfabrik, Bublitz

Gegründet 1883

Reinwollene und Kamelhaar-Decken

Militär-, Anstalts-, Schlaf- und Reise-Decken

Wollfrieze

Bublitzer Kreis-Zeitung

Allseitiges amtliches Bekanntmachungsblatt
der Stadt Bublitz

Jede Woche Heimatbeilage!

Buch- und Abzidenzdruckerei
Buchhandlung · Buchbinderei
Bürobedarf · Plakatanschlag

Billige Auto- Lohnfahrten

Joh. Schulz, Bublitz
Kösliner Str. 107 - Telefon 149



liefert

Max Krause

Bublitz i. Pom.

Alte Mühlenstraße 168

Raucht Qualitäts- Zigarren

von

Paul Grimm

Zigarrenhaus

Bublitz i. P.

Günter Ross-Str. 144

Gustav Kasulke, Bublitz

Abt. I: Kolonialwaren, Delikatessen,
Spirituosen und Weine

Abt. II: Eisenwaren, Haus- u. Küchen-
geräte, Mauser-Kippkessel

Spezialität: Werkzeuge, Baubeschläge,
Fahrräder und Ersatzteile,

Damenmoden Prüss G. m. b. H.

Stettin, Gr. Wollweberstr. 37/38
direkt an der Breiten Strasse

Das

Spezialhaus für Damenkleidung ist tonangebend durch seinen
Geschmack, durch seine Auswahl, durch seine besonders günstigen Preise.

Bruch gib's bei jedem Umzug
Trösten Sie sich
meine große Auswahl in Porzellan, Kristall u. Keramik
macht es Ihnen leicht, die Gegenstände preisw. zu ersetzen!

STETTIN
LUISENSTR. 9

Seit 1834
Paul Schlegel



der Zuverlässige

**Blitz-
Lastwagen**
die grossen
Verdiener

Reparaturwerk — Karosseriebau
Autolackierung, Batterielichtdienst

Automobil-Zentrale Max Pordher, Stettin

Kaiser-Wilhelm-Straße 52 (am Denkmal) Telefon Nr. 275 00-01

formschöne wirtschaftl. Qualitäts-
wagen, von . . . RM. 1850,— an

Fahrräder

Opel, alle verchromt von 55,— an
Sieger-Räder von RM. 39,50 an

Nähmaschinen

Naumann, die altbewährte Viola-
Vers.-Nähmaschine v. RM. 125,— an



Erst für die Wohnung eine
Heimschutzversicherung

— — dann reisen!!

Beitragsenkung ab 1.1.1935 um 33 1/3 %
Beitrag von RM 1,50 an!



**Pommersche
Feuer- und
Lebensversicherungsgesellschaft**

Stettin, Pölitzerstr. 1, Ruf 25441

Auskünfte u. Abschlüsse durch
die Kreisversicherungskommissare!



Sind noch so klein die Mittel
Zur Kleidung reicht's bei . . .



Kittel

Pommerns größtes
Fachgeschäft für
Damen- u. Kinder-
Kleidung mit der
Groß-Auswahl und
den bekannt
billigen Preisen.

Breite Str. 62/63